Meisterwerke berühmter Erzähler.

Meisterwerke berühmter Erzähler

Vater und Sohn. Von Fanny Lewald

Zwei Seelen. Von Rudolph Lindau

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/vaterundsohn00lewa

Vater und Sohn

Novelle von

Fanny Lewald

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

RBR
Jantz
#270

1

Der Zimmermeister Mannstein hatte sich seinen Weg im Leben selbst gebahnt und sich sozusagen in seiner Jugend mit der Axt durchschlagen müssen. Aber als er erst festen Fuß gefaßt hatte und auf eignem Grund und Boden stand, war seiner Tüchtigkeit und Klugheit das Glück immer günstig gewesen, weil er es zu ergreifen und zu benutzen verstanden. Er hatte in der Zeit der großen Eisenbahnbauten ein beträchtliches Vermögen erworben, das er später durch umsichtige Spekulationen sehr vermehrt und schließlich in bedeutenden Fabrikunternehmungen erfolgreich angelegt hatte.

Als er sich mit gutem Gewissen sagen durfte, daß er ein sehr reicher Mann sei, hatte er sich auch den Lebensgenuß gönnen wollen, zu welchem der Reichtum die Möglichkeit eröffnet. Er baute sich ein schönes Haus, er hielt Wagen und Pferde, deren er ohnehin für seine Geschäfte bedurfte. Sein Tisch war vortrefflich besetzt, sein Keller auf das beste versehen. Er besaß und konnte sich schaffen, was er wünschte.

Sein Familienleben mit seiner Frau und seinem einzigen Sohne war ebenfalls ein vortreffliches, und er würde sich für einen vollkommen glücklichen Mann gehalten haben, wäre er imstande gewesen, sich über sich selbst zu täuschen. Weil er aber gegen sich ebenso ehrlich war als gegen andre, konnte er es nicht verschmerzen, daß es ihm an jener vollständigen Bildung fehlte, welche ein sorgfältiger Unterricht und eine frühe, gute Erziehung gewähren. Ebenso vermochte er sich auch darüber nicht zu verblenden, daß die wackere und

verständige Frau, die er geheiratet hatte, als er ein junger, mittelloser Handwerker gewesen, noch viel weniger unterrichtet war als er, der doch nachgeholt hatte, was er sich eben hatte aneignen können, und daß sie in dem neuen prächtigen Hause und in dem englischen Wagen, in welchem er mit ihr durch die Alleen des Parkes fuhr, sich nur durch ihre verständige Güte und Einfachheit behaupten konnte.

Er hatte sich allerdings über seine gesellschaftliche Stellung durchaus nicht zu beklagen. Seine Redlichkeit, seine Geschäftskenntnis, seine rasche, praktische Einsicht in alle Lebensverhältnisse machten die Männer, mit denen er in Verbindung kam, selbst wenn sie ihm an Wissen und Bildung bei weitem überlegen waren, über das, was ihm fehlte, leicht hinwegsehen. Die einen schätzten ihn verständnisvoll nach seinem wahren Werte, die andern brauchten ihn oder seine Verwendung. Die Regierung hatte sich seiner verschiedentlich bei ihren Unternehmungen bedient. Sie hatte seine Dienste auch mit Titel und Orden belohnt, welche ihre Zufriedenheit mit seinen Leistungen bei den Eisenbahn- und Festungsbauten bekundeten. Der Geheimrat Mannstein füllte also seinen Platz mit seiner mächtigen Figur und seiner ruhigen Selbstgewißheit, wo immer er erschien, vortrefflich aus; denn in seinem Selbstgefühle vergaß er es nie, daß er ein Mann sei, welcher alles nur sich allein verdanke, daß er niemand brauche, vielen nützlich sei, und, da er ein großmütiges und gutes Herz hatte, auch vielen helfen könne.

Er liebte es, seine reichen Geschäftsfreunde, wie die hochgestellten Beamten, mit denen er zu tun hatte, in seinem Hause zu bewirten, dennoch tat es ihm leid, daß bei seinen Mittagbroten, bei denen er und sein Sohn die liebenswürdigsten Wirte machten, ihm

am Tische die seinen jetzigen Verhältnissen angemessene Hausherrin fehlte. Er hatte es dabei aber, wie erwähnt, noch als ein Glück zu betrachten, daß seine Frau, die noch gut aussah und sehr hübsch gewesen war, als der schmucke Zimmergesell mit ihr vor den Altar getreten, durchaus nichts vorstellen wollte, was sie nicht war, und daß man sie also als eine gute und wohltätige Frau gelten ließ und schätzte, wie sie es verdiente.

Indes, was ihm selber mangelte, das hatte er seinem Sohne reichlich angedeihen lassen, und er hatte allen Grund, sich dieses Sohnes zu freuen, den er frühzeitig als Teilhaber in seine Geschäfte aufgenommen und ihn somit auch früh zum Herrn eines selbstständigen Vermögens gemacht hatte.

Willibald vereinigte in sich die guten Eigenschaften beider Eltern. Er war groß und mächtig von Figur wie sein Vater, blond, blauäugig und frisch von Farbe, wie die Mutter es gewesen war. Er hatte des Vaters Kraft und Lebhaftigkeit in seinem Wollen und die Güte und Herzensweichheit der Mutter. Der Vater hatte ihm von Kindheit an viel Freiheit gelassen, weil er selber ohne Beaufsichtigung erwachsen, und gerade dadurch, wie er meinte, tüchtig und selbständig geworden war; und wie der Geheimrat überhaupt in all seinem Tun eigne Wege zu gehen liebte, hatte er dem Sohne, gleich nachdem derselbe seine Gymnasialbildung abgeschlossen und in das Geschäft als Lehrling eingetreten war, einen offenen Kredit bei dem Kassier des Hauses angewiesen.

„Was du verschwendest, stiehlst du dir selbst!“ hatte er zu Willibald gesagt; und er hatte sich in dem Charakter seines Sohnes nicht getäuscht, da er angenommen, Freiheit werde ihn zur Selbstbeschränkung erziehen helfen.

Willibald arbeitete ebenso gern, als der Vater es getan hatte. Gleich diesem liebte er es, seine Mittel zu frohem und reichlichem Lebensgenusse zu benutzen; gleich der Mutter hatte er ein offenes Herz für das Schicksal seiner Mitmenschen und Freude am Gewähren und Helfen. Wie er körperlich gesund war, hatte er auch eine gesunde Vernunft. Er hatte nie Ungehöriges gewollt, war also nie auf Widerspruch gestoßen. Das hatte ihm ein schönes, heiteres Gleichmaß des Gemüts erhalten, ihm ein Vertrauen zu sich selbst gegeben, das sein Vater mit ihm teilte; aber es hatte ihn auch eigensinnig gemacht, wo es galt, seinen Willen zu behaupten.

Er besaß schöne Sprachkenntnisse und hatte die Welt gesehen. Die Verbindungen des Hauses hatten ihm in der Heimat und in der Fremde Tor und Türen geöffnet, und da er ein reicher, sehr schöner Mann war, der sich in jeder Gesellschaft durch seine Bildung und gute Haltung, bei völliger Sorglosigkeit, den Menschen angenehm zu machen und ihnen Teilnahme einzuflößen wußte, hatte er sich bald hier, bald dort angezogen gefühlt, ohne sich deshalb fesseln oder dauernd binden zu mögen. Es freute ihn, wenn er Wohlwollen und Neigung durch seine eigne Liebenswürdigkeit gewann, aber er verschmähte es auch nicht, dem Reichtum seines Hauses die gewünschte Beachtung zu verdanken.

Die vorsorgenden Mütter und deren muntere Töchter waren dem schönen Erben des großen Mannsteinschen Vermögens immer freundlich begegnet. Er hatte sich in dem Gedanken auch sehr wohl behagt, jedes ihm wünschenswerte Mädchen zu jeder Zeit zur Frau erwerben zu können, und eben diese Gewißheit hatte ihm seine Ungebundenheit nur um so lieber gemacht. Ohne daß man ihn des Leichtsinns hätte anschuldigen

dürfen, war er nicht strenger gegen sich und nicht wählerischer in seinen Zerstreuungen gewesen als seine Freunde gleichen Alters.

Bei dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges war er freiwillig in das Heer getreten, obschon er das gesetzmäßige Alter noch nicht erreicht hatte, und, mit dem wohlverdienten Ehrenzeichen aus demselben heimgekehrt, wieder an seine Geschäfte gegangen. Mit einem Worte: so wie er war, war Willibald seinem Vater gerade recht; und er hatte sein fünfundzwanzigstes Jahr beinahe vollendet, ohne daß irgendein Schmerz, eine wesentliche Störung seiner Zufriedenheit, oder ein ihn behinderndes Verlangen seiner Eltern an ihn herangetreten wären.

Er hielt sich deshalb trotz seines Eigenwillens für leichtlebig und fügsam, die Eltern waren der gleichen Meinung. Man hatte auf ein glückliches Familienleben zurückzusehen und alles versprach noch eine lange Dauer desselben, als der unerwartete Tod der Mutter diese Zuversicht vernichtete. Völlig unvorbereitet stand man an ihrem Sarge. Die Lücke, die sie zurückließ, machte sich schwer fühlbar.

Ihr unscheinbares, stilles Vorsorgen, Ordnen, Walten fehlte beiden Männern. Der Vater und der Sohn waren es gewohnt gewesen, sie immer bereit, immer von Herzen teilnehmend zu finden, soweit ihre beschränktere Einsicht ihnen folgen konnte. Die Gesellschaften, wie das enge Beisammensein hatte sie gut vorzubereiten und bequem zu machen verstanden. Wenn der Mann oder der Sohn in der Stube der Geheimrätin mit der Zeitung in der Hand ihr gegenüber auf einem der Lehnstühle dagesessen, so hatte der erste Augenaufschlag ihnen das freundliche Gesicht der Mutter gezeigt, und jedes von ihnen ausgesprochene Wort war einer liebreichen Entgegnung sicher gewesen.

Auf geistreiche Gedanken, auf weitreichendes Voraussehen, auf besondere Förderung hatte man bei ihr nicht zu rechnen gehabt; auf gesunde, schlichte Vernunft und auf herzliche Liebe immer. Nun entbehrte man das alles — entbehrte man sie selber mehr, als man sich jemals vorgestellt hatte.

Mit allen den Haushalts- und Verwaltungsangelegenheiten, welche die Geheimrätin in der Sicherheit langjähriger Erfahrung stillschweigend geleitet, trat die wohleingeübte Haushälterin jetzt, pflichtmäßig fragend, an den Vater oder an den Sohn heran, die beide sich gleichgültig ablehnend dagegen verhielten, oder gar sich belästigt davon zeigten. Es ging und klappte alles nicht mehr wie zu der Mutter Zeiten, und es bemächtigte sich dadurch eine Unlust, ein Unbehagen der beiden Männer, die jedem von ihnen das Überwinden der reinen Betrübnis über den erlittenen Verlust erschwerten. So kam der fünfundzwanzigste Geburtstag des Sohnes heran.

Der Geheimrat und mehr noch die treue Haushälterin hatten das ihrige getan, es an dem Tage nach alter Weise zu halten, aber selbst dies Bemühen war schmerzlich gewesen. Als am Mittag die Lieblingsschüsseln des Sohnes wie alljährlich aufgetragen wurden, saßen in dem schön getäfelten Eßzimmer Vater und Sohn wortkarger als sie pflegten, einander gegenüber. Vergeblich glänzte der Schenktisch mit aller seiner Zierat an schönen, ausgewählten Gerätschaften, der gute Wein perlte vergeblich in den Gläsern. Willibald suchte schweigend die besten Früchte aus dem feinen Obst hervor, welche die Mutter sonst für den Vater und für ihn geschält, und von denen sie ihm lächelnd immer, als ob er noch ein Kind gewesen wäre, die größere Hälfte zugewendet hatte; und schweigend schenkte der Vater

sich das neue Glas voll. Der Diener hatte den Saal verlassen.

Da hob der Vater das Glas in die Höhe, und es dem Sohne zum Anstoßen entgegenreichend, sagte er:

„Heute übers Jahr muß eine Hausfrau hier am Tische sitzen!"

Zum ersten Male an dem Tage flog ein volles Lachen über des Sohnes Gesicht, während er mit dem Vater anstieß.

„Verzeih, lieber Vater," meinte er, „aber das läuft auf das Lustspiel hinaus: ‚Einer muß heiraten', und ich meine, du könntest vielleicht auch noch daran denken. Es ist das, wenn ich es sage, kein Mangel an Liebe und Dankbarkeit für die gute Mutter. Aber du wirst ja auch älter, hoffentlich recht alt werden, und eben für deine späteren Jahre wäre dir doch die Liebe und Pflege zu wünschen, an welche die Mutter uns so sehr gewöhnt hatte."

„Dabei ist nichts zu verzeihen!" entgegnete der Vater. „Ich habe mir die Sache selber überlegt und sie ist mir auch von andrer Seite nahe gebracht worden. Ich bin vierundfünfzig Jahre, könnte eine Frau wohl brauchen und traue mir auch zu, daß sie sich an mich anschließen und mit mir zufrieden fühlen könnte. Indes nach reiflicher Erwägung stehe ich davon ab, mich zum zweiten Male zu verheiraten. Eine Witwe wäre nicht mein Geschmack. Eine Frau, deren ich mich freuen soll, muß ganz mein eigen und ohne andre Ehestandserinnerungen sein, und ältere Mädchen sind meist verblüht, sind meist nicht liebenswürdig, weil das lange Warten auf die Ehe sie reizbar, die lange Selbständigkeit sie in der Regel eigenwillig gemacht haben. Eine Frau ohne Bildung paßt mir nicht, eine Frau, die sich mit ihrer Bildung mir gegenüber etwas wüßte, noch weit weniger; und mit einer Frau, die

nicht so fügsam, nicht so schlicht verständig als die Mutter wäre, käme ich nicht zurecht." Er machte eine kleine Pause. „Sie war wirklich das beste Herz, die beste Hausfrau!" sagte er danach. „Selbstlos ohnegleichen! Und — alles, alles ganz allein durch sich. Wenn man das bedenkt — — sie fehlt mir überall."

Es entstand abermals eine Pause, der Geheimrat hing seinen Gedanken, seinen Erinnerungen nach. Endlich sagte Willibald:

„Dein Freund Mühlberg, der sich erst vor drei, vier Jahren verheiratet hat, lebt sehr zufrieden, und die Frau ist fast dreißig Jahre jünger als ihr Mann."

„Ja," entgegnete der Vater, „derlei kann bisweilen glücken, ein Wagstück bleibt es aber für beide Teile immer; und Mühlberg war kinderlos. Ein junges Mädchen mag ich dir nicht zur Stiefmutter geben. Es taugt nichts, wenn Schwiegermutter und Schwiegertochter nachher von gleichem Alter sind. — Es ist also besser, daß du dir eine Frau nimmst. Du weißt, ich lasse dir freie Hand, jedoch nicht allzulange Zeit. Es ist ein schlechtes Leben ohne eine Frau im Hause. Sie entbehren uns leichter als wir sie. Deine Verhältnisse machen dir das Wählen leicht. Du bist eine gute Partie. Hast du ein Mädchen im Auge, das dir zusagt, so entschließe dich kurzweg. Du brauchst auf Vermögen nicht zu sehen, obschon in ein Haus wie unsres die an Wohlstand gewöhnte Frau besser hineinpaßt als die mittellose, die entweder den Reichtum für unerschöpflich hält oder ihn in kleinlicher Sparsamkeit nicht schicklich zu gebrauchen weiß. Indes jedes hübsche, gesunde Mädchen aus guter Familie, mit dem du glücklich zu leben hoffst, mit dem man sich sehen lassen kann, und das in gehöriger Weise die Wirtin in unserm Hause zu machen weiß, soll mir will-

kommen sein. Danach achte dich, und je eher, um so besser!"

Kurz und geschäftsmäßig, wie die Angelegenheit zwischen den beiden Männern durchsprochen worden, hatten sie doch beide die treue und selbstlose Liebe empfunden, mit der sie einander angehörten, und es war ihnen beiden frei und leicht ums Herz. Willibald hatte es dargetan, daß ihm des Vaters Wohl und Behagen höher als sein eigner Vorteil galt, und der Vater entschloß sich noch leichter, auf eine zweite Ehe zu verzichten, da er sich von der Zärtlichkeit des Sohnes eben in dieser Unterredung neu versichert hatte.

Sie schüttelten einander die Hände, da sie sich vom Tisch erhoben, der Vater umarmte den Sohn. Willibald war aufgeregter, als er es merken lassen wollte.

Sie gingen langsam auf der Terrasse hin und wieder, sprachen von Tagesereignissen, von Politik; vor des jungen Mannes innerem Auge aber bewegte sich die ganze Reihe seiner heimischen und auswärtigen Bekannten wie der Horentanz in schwebendem Zuge vorüber. Hier und da richtete er sein Auge fester auf die eine oder die andre Gestalt, und mitten in das Gespräch, welches sich um Tagesereignisse drehte, warf Willibald plötzlich die Bemerkung hinein:

„Toni Eckhoff ist eigentlich das reizendste Mädchen in unserm ganzen Kreise."

Dem Vater gefiel es, daß Willibald mit diesem Gedanken beschäftigt war.

„Ja," sagte er, „sie ist sehr hübsch; aber die Mutter ist kupferig und übermäßig stark, und Toni ist ihr ganzes Ebenbild. Die Mutter sah geradeso aus vor zwanzig Jahren. Überhaupt: sieh dir die Mutter an, ehe du die Tochter wählst, und nimm dir kein

Mädchen, das du nicht einmal unerwartet im Negligé gesehen hast. Es wird euch jungen Leuten, die man für Heiratskandidaten hält, in den Familien viel Blendwerk vorgespielt, und eure gelegentliche Eitelkeit macht euch blind dafür. Gerade weil du eine gute Partie bist, sieh dich doppelt vor! Sei nicht zu wählerisch, übereile dich auch nicht. Dabei bleibt es aber, an deinem nächsten Geburtstage sitzt die Frau mit uns zu Tisch!"

2

Willibald war von Natur so eifrig als sein Vater. Ein Vorhaben, das er hatte, ein Geschäft, das ihm oblag, mußte er rasch abgetan haben; und nun die Heiratsnotwendigkeit einmal zwischen Vater und Sohn so entschieden zur Sprache gekommen war, wollte Willibald sich auch nicht lange mehr besinnen. Es tat ihm leid, daß er der Mutter, die den gleichen Wunsch für ihn gehegt, die Freude nicht mehr gemacht hatte, ihr die Tochter in das Haus zu bringen; er wollte also dem Vater je eher, je lieber den Willen tun, und ihm selber war auch Alles zu öde und zu leer, seit die Mutter fort war.

Er hatte lebhaften Verkehr nach rechts und links, dieses und jenes junge Mädchen hatte ihm gefallen, ihn angezogen und beschäftigt. Bei dem einen oder dem andern hatte er bisweilen den Gedanken gehegt, daß es sich angenehm mit ihm leben lassen würde; da er jetzt aber wählend die Reihe der jungen Frauenzimmer in seinem Sinne durchmusterte, fand er Bedenken, die ihm früher nie gekommen waren. Hier schreckte ihn eine zu große Vergnügungslust zurück, dort bangte ihm vor den beschränkten religiösen Ansichten der Familie. Wenn er dann einmal meinte,

für sich die rechte Frau gefunden zu haben, so kamen ihm Zweifel, ob gerade diese sich in seinen Vater zu schicken wissen würde; und wie er denn einstmals nach langem Schwanken sich die Sache nochmals überlegte, mußte er es sich mit einem halb verdrießlichen Lachen eingestehen, daß der Vater sich sehr bequem aus der Verlegenheit gezogen und ihm eine wunderliche Aufgabe gestellt habe. Denn da der Geheimrat es als feststehend angenommen, daß er und der Sohn denselben Haushalt bilden sollten, hatte Willibald die Frau für sich und für seinen Vater zugleich zu suchen, und wie ähnlich sie einander in vielfachem Sinne auch waren, so hatten sie in diesem Falle doch so verschiedene Ansprüche an das zu wählende Mädchen zu stellen, daß Willibald die Wahrheit des Sprichworts: „Wer die Wahl hat, hat die Qual", an sich bestätigt finden konnte.

Ein Monat um den andern verstrich. Der Vater fragte oftmals scherzend, wie die Sache denn stehe und wie lange man noch zu zweien in dem Hause bleiben solle, und immer wieder meinte der Sohn, es sei mit des Vaters Forderung ein böser Zauber über ihn geworfen. Früher habe er sich im Handumdrehen verlieben können; nun es von ihm begehrt werde, falle es ihm schwer. Es werde nichts übrig bleiben, als daß der Vater ihm die Vorhand spiele, sich selbst noch einmal zur Ehe entschließe und ihm noch Zeit lasse; denn je mehr er es bedenke, trage er noch Scheu, seine Freiheit schon mit sechsundzwanzig Jahren aufzugeben und sich festzusetzen mit Weib und Kind.

Inzwischen übte die mildernde und ausgleichende Macht der Gewohnheit auch über die beiden Männer ihre Wirkung aus. Man lebte sich in die Zustände ein, wie sie eben waren. Die Sommerreisen unterbrachen das Alleinsein im Hause, im Herbste war man

durch das erneute Zusammenkommen befriedigt. Das bewegte Gesellschaftsleben zerstreute während des Winters, und erst als nach beendigtem Trauerjahr des Sohnes Geburtstag wiederkehrte, kam der Geheimrat ernstlich auf seinen Wunsch zurück.

„Du hast mir nicht Wort gehalten," sagte er, „du mußt dir's also gefallen lassen, wenn ich es versuche, die Angelegenheit, bei der wir beide beteiligt sind, jetzt selber in die Hand zu nehmen. — Der Präsident von Elsheim, den ich zur Zeit der neuen Kanalbauten kennen lernte, als er noch Rat im Ministerium war, ist nach einer Reihe von Jahren wieder hierher versetzt worden und hat mich heute besucht. Du erinnerst dich, daß ich im vorigen Sommer mit ihm im Bade zusammen war. Er ist Witwer. Die Frau ist ihm vor sechs, sieben Jahren gestorben, sie war eine Serbin oder so etwas; eine große Schönheit. Ich sehe sie noch bei der Taufe des einzigen Kindes, einer Tochter, deren Pate ich war. Sie muß jetzt siebenzehn, achtzehn Jahre alt sein, und er hat mir im Sommer ihr Bild gezeigt, sie ist schön wie die Mutter. Dabei ist sie vermögend durch ihr mütterliches Erbe, auch gewiß gut erzogen, denn der Präsident war voll Lobes über die Person, die er im Hause hat; und eine verständige Fremde ist oft eine bessere Erzieherin als die eigne Mutter, weil sie nicht durch Verblendung zur Schwäche verleitet wird. Dies Fräulein von Elsheim wäre eine Schwiegertochter nach meinem Geschmack. Ich habe mit dem Präsidenten verabredet, übermorgen eine Partie bei ihm zu machen, und da er dich kennen zu lernen wünscht, dich zugleich angemeldet. Sieh dir die Tochter an, die, wie ich glaube, noch zu haben ist; und gefällt sie dir, so besinne dich nicht lange, denn ungeheiratet bleibt solch ein Mädchen hier unter den Gardeoffizieren ganz gewiß nicht lange."

Willibald ließ sich das gesagt sein. Indes er hatte den Vater daran zu erinnern, daß er morgen an den Rhein zu gehen habe, zur Besichtigung eines kleinen Gutes, welches man dem Vater zum Kaufe angeboten hatte, der sich dort einen festen Sommersitz zu gründen wünschte. Als er danach, etwa acht Tage später, heimgekehrt, nach dem Park hinausfuhr, dem Präsidenten seine Aufwartung zu machen, sagte ihm der Diener, der ihm die Türe öffnete, der Herr Präsident und das gnädige Fräulein seien für einige Tage verreist, das Fräulein aber, er meinte die Gouvernante, sei zu Hause. Willibald verlangte also dem Fräulein angemeldet zu werden.

Der Diener kam mit dem Bescheid zurück, sein Besuch werde angenehm sein, und schritt ihm durch den Gartensaal voran in den Garten hinaus. Am Ende desselben sah er die Gouvernante in einer Laube sitzen. Sie hatte zwei Gartenhüte neben sich liegen, die aufzuputzen sie beschäftigt war.

Als Willibald an sie herankam, erhob sie sich. Sie sagte, wie sehr der Präsident, der sein Kommen nach des Geheimrats Worten erwartet habe, es bedauern werde, nicht zu Hause zu sein. Er mache mit seiner Tochter einen Besuch bei seiner auf ihren Gütern lebenden Schwägerin, bei der Schwester seiner verstorbenen Frau, kehre aber schon übermorgen wieder, und wahrscheinlich werde die Schwägerin ihn begleiten.

Willibald hörte das, ohne ein besonderes Interesse an dieser Abwesenheit oder an der Wiederkehr der Reisenden zu nehmen, denn die Schönheit der Gouvernante überraschte ihn Sie war groß und schlank. Das wellig gelockte Haar umfaßte eine edle Stirn von blendender Weiße, vor allem aber fesselte ihn der ernste, ruhige Blick der schönen braunen Augen. Er

trug neben dieser Erzieherin im Augenblicke gar kein Verlangen nach einem andern Frauenzimmer, auch nicht nach der ihm zugedachten Tochter des Präsidenten. Er hatte eine ältere Dame anzutreffen geglaubt und fand sich angenehm enttäuscht.

Die sichere Haltung des Fräuleins brachte das Gespräch sofort in Gang. Sie war noch fremd in der Hauptstadt und sprach ihm ihr Wohlgefallen an dem stattgehabten Wechsel ihres Aufenthaltes aus.

Auf seine Frage, wo sie heimisch sei, entgegnete sie ihm, sie sei im Harz zu Hause, sei ein Kind vom Lande, eines Landpredigers Tochter.

„Aber ich bin früh aus meiner Heimat fortgekommen," bemerkte sie. „Ich war sechs Jahre Erzieherin in England, und die letzten sieben Jahre, die ich im Hause des Präsidenten verlebt, haben wir, wie Sie vielleicht wissen werden, in Westfalen zugebracht."

Willibald traute seinen Ohren nicht. Sechs Jahre in England und sieben in der Familie des Präsidenten, das macht dreizehn Jahre, rechnete er, und sie sah aus, als hätte sie die Mitte der Zwanziger kaum noch überschritten. Er mußte sie unwillkürlich darauf ansehen. Das entging ihr nicht. Sie fragte, was ihm auffalle an ihr.

„Daß Sie seit dreizehn Jahren Erzieherin zu sein behaupten! Sie müssen also ein Kind gewesen sein, als Sie damit begonnen haben!" sagte er mit jener Dreistheit, welche derjenige, dem viel freisteht und erlaubt ist, sich leicht angewöhnt. Als er es aber ausgesprochen hatte, bereute er es. Es klang wie eine der leeren Schmeicheleien, die man jedem hübschen Frauenzimmer hinwirft, und er fürchtete, sie könne es für eine solche halten. Zu seiner Freude tat sie's nicht.

„Ich war zwanzig Jahre alt, als ich nach England

ging," sagte sie gleichmütig. „Aber man hielt und hält mich oft für jünger als ich bin. Im Anfang, als ich nach England kam, war mir das bisweilen unbequem, denn meinen Schülerinnen gegenüber hatte ich mich doch zu behaupten. Allmählich bin ich nun in meinen Beruf hineingewachsen und brauche mich nicht mehr älter zu machen und zu stellen als ich bin."

„Und Sie lieben Ihren Beruf?" fragte Willibald.

„Wie sollte ich nicht?" gab sie ihm zur Antwort. „Ich war einsam und verwaist, als ich von Deutschland fortging. Ich fand in England Freunde an der Familie, in die ich eingetreten war, und seit ich wieder, zu meiner großen Genugtuung, im Vaterlande lebe, eine wahre Heimat in diesem Hause; denn einen edleren, gütigeren Mann als den Präsidenten kann ich mir nicht denken, und seine Tochter, die erst elf Jahre alt war, als sie mir übergeben wurde, liebe ich, als wäre sie mein eigen."

Sie kamen danach auf England zu sprechen, das Willibald genau kannte. Es fand sich, daß er selbst vor einem Jahre auf Reisen mit der Familie zusammengetroffen war, in welcher das Fräulein gelebt hatte. Von dem Persönlichen wendete sich die Unterhaltung auf das Allgemeine, und es war eine geraume Zeit vergangen, als die schöne Gouvernante, die Uhr aus dem Gürtel ihres Kleides ziehend, ihr Bedauern ausdrückte, den Gast zum Fortgehen veranlassen zu müssen. Sie bedeutete ihm, daß sie einer Jugendfreundin, die hier an einen Geistlichen verheiratet sei, versprochen habe, mit ihr zu essen, und sie nicht warten lassen dürfe.

Willibald, der seinen Wagen vor der Türe hatte, erbot sich, sie dorthin zu fahren, und als er ihre Bedenken wegen des weit entlegenen Stadtteils ab-

gewiesen hatte, nahm sie ihre Arbeit rasch zusammen, bat ihn, sie zu erwarten, und entfernte sich.

Wie er sie nach dem Hause schreiten und bald danach durch den Gartensaal zurückkehren sah, gefiel sie ihm noch besser als im Sitzen. Sie ging vortrefflich, was nur wenig Frauen eigen ist; sie war bescheiden und mit vollendetem Geschmack gekleidet. Das dunkle Seidenkleid, der schlichte Strohhut mit dem weißen Bande paßten ihr vortrefflich, und er bemerkte, da er ihr in den Wagen half, daß ihr Fuß ebenso fein war als ihre Hand, die ihm gleich aufgefallen war.

Die Zeit verging ihm während des langen Weges, den sie zu durchmessen hatten, schnell und angenehm, denn seine Gefährtin hatte die Einfachheit einer vornehmen Natur. Sie durfte sich achtlos gehen lassen, konnte sich eben deshalb vorzugsweise mit den anderen beschäftigen, und es war Willibald dadurch, als kenne er sie schon lange. Sie schüttelte ihm beim Abschiede auf gut englisch fest und freimütig die Hand; kurz — sie und alles, was sie tat und was sie gesagt hatte, gefiel ihm ungewöhnlich gut.

3

Bei dem nächsten gemeinsamen Mittagessen erkundigte sich der Geheimrat, ob Willibald den besprochenen Besuch im Hause des Präsidenten abgestattet, und erfuhr, daß er nur die Erzieherin angetroffen habe.

„Sie ist eine wirkliche Schönheit, diese Gouvernante, aber wie heißt sie?“ fragte Willibald.

Der Geheimrat besann sich.

„Ich weiß es nicht! Ich erinnere mich ihres Namens nicht,“ entgegnete er nach flüchtigem Bedenken. „Ich glaube, ich habe ihn gar nicht gehört.

Der Präsident stellte sie mir als die Erzieherin seiner Tochter vor, und ich habe nicht weiter nach ihr gefragt, denn Viola kam dazwischen und ihr eigenartiges Wesen nahm mich gleich in Anspruch."

Willibald fand es unrecht von dem Präsidenten wie von seinem Vater, daß sie der schönen Erzieherin nicht die ihr gebührende Ehre erwiesen hatten. Er machte sich daneben ein nicht angenehmes Bild von Violas sogenanntem eigenartigem Wesen, das störend dazwischen gekommen war; denn er stellte sie sich als eines der verzogenen Mädchen vor, die niemand neben sich aufkommen lassen, und er verzieh sich seine eigne Nachlässigkeit gegen die Gouvernante nur um des einnehmenden Eindruckes willen, dem er sich unterworfen gefühlt hatte. Weil er aber seiner Unzufriedenheit mit sich und den andern nicht das Wort geben mochte, faßte er sie in eine allgemeine Bemerkung zusammen.

„Es ist ein rechtes Zeichen von unsrer durchweg verbreiteten Selbstsucht," sagte er, „daß wir die Menschen zunächst immer unter dem Gesichtspunkt des Nutzens betrachten, den wir von ihnen ziehen. Der Präsident sagt: ‚Die Erzieherin meiner Tochter!' und damit ist's genug und holla! Damit begnügt er sich, begnügt man sich gegenüber einem so schönen und so anziehenden Mädchen."

Solche Betrachtungen zu machen, lag sonst nicht in Willibalds Weise. Der Vater sah ihn darauf an und meinte lächelnd:

„Viel selbstloser als mein Freund Elsheim scheinst du indessen auch nicht gewesen zu sein, denn —"

„Mich überraschte ihre Schönheit, und sie gefiel mir so gut," warf der Sohn ihm ein, „daß ich darüber vergaß, mich um ihren Namen zu erkundigen."

„Das meine ich gerade!" entgegnete der Vater,

ohne den Vorwurf zu rügen, den der Sohn auch gegen ihn erhoben hatte, „dir war sie ein schönes Frauenzimmer, und damit war es dir in dem Augenblicke auch genug und holla! Aber sie ist mir ebenso aufgefallen als dir, obschon die erste Jugendzeit hinter ihr liegt, und sie ist, so scheint es, gescheit und soll sehr brav sein."

„Sie ist dreiunddreißig Jahre und seit dreizehn Jahren Erzieherin," sagte Willibald.

„Dreizehn Jahre Gouvernante! Die Jahre zählen doppelt, wie im Kriege," scherzte der Geheimrat. „Indes ein Frauenzimmer um sein Alter zu befragen und sich nicht um seinen Namen zu erkundigen — nimm mir's nicht übel, lieber Sohn! — das ist unbegreiflicher, als bei einer raschen Vorstellung den Namen über die Stellung zu vergessen, wie der Präsident und ich es taten. — Weißt du, wann sie wiederkehren?"

Willibald gab die gewünschte Auskunft, und es war nicht mehr die Rede weder von den Elsheims noch von der Gouvernante, obschon die Unterhaltung beiden Männern noch im Sinne lag.

Dem Geheimrat, den sein vielfacher Verkehr mit Menschen zu einem sehr scharfen Beobachter gemacht hatte, und dem in seines Sohnes offenem Wesen auch die leiseste Regung nicht leicht entging, war der gleichsam trotzige Ton verräterisch gewesen, mit welchem jener der Bemerkung begegnet, daß Violas Gouvernante nicht mehr jung sei. Willibald hingegen hatte es verdrossen, das Mädchen, das ihm so wohlgefallen hatte, von seinem Vater nicht genug gewürdigt zu finden. Und in sein Interesse für die Gouvernante mischte sich zu seinem eignen Erstaunen ein Bedauern über ihre Abhängigkeit von fremdem Willen, und die Neigung, ihr gefällig oder nützlich sein zu können, ob-

schon sie dessen im geringsten nicht bedürftig zu sein schien. Er wünschte die Heimkehr des Präsidenten, um das Haus bald wieder besuchen, um die Gouvernante, nicht etwa Viola, bald sehen zu können, und er lächelte dabei über die Laune des Zufalls.

Seit einem Jahre hatte er vorgehabt, sich zu verlieben, und hatte es nicht zustande gebracht. Heute war er ausgegangen auf den Rat seines Vaters, einen neuen Liebesversuch zu machen, und ohne daß er es gewollt, war er nahe daran, statt in die ihm zugedachte Pflegebefohlene, in deren Gouvernante, statt in ein junges, in ein altes Mädchen sich zu verlieben — denn, obschon er es wie einen Scherz betrachtete, die Gouvernante hatte es ihm förmlich angetan. Seit langer Zeit hatte kein Frauenzimmer ihm so gut gefallen! Und warum auch nicht?

Heiraten sollte er, mußte er. Schön war sie; gebildet ganz und gar, die Hausfrau zu machen wußte sie auch. Es war ein wunderlicher Zufall, daß er sie statt Violas angetroffen hatte, vielleicht ein segensreich entscheidender Zufall. Warum sollte er ihn nicht für einen Wink des Himmels halten, da alle die Eigenschaften, welche er, und der Vater für ihn, in einer Frau zu finden wünschte, sich in ihr vereinigt fanden? In ihr — der Namenlosen.

Er war von Grund des Herzens heiter. Das kleine Abenteuer, als welches er es ansah, belustigte ihn, da er es bald als einen Scherz betrachtete, bald es ernsthaft in Erwägung zog, weil die Sache sich so bequem vor ihm zurechtzulegen schien. Er probierte der Schönen eine Menge von Namen an, sie wollten ihr alle nicht passen. Die einen waren zu hochtrabend für ihre Einfachheit, die andern nicht idealisch genug für sie; und in dem Denken an sie und in dem wiederholten Spiel mit ihrem Namen, schlief er an dem Abend fröhlich

wie ein Knabe ein, um am Morgen mit nüchternem Sinn wie ein vernünftiger Mann zu erwachen und an die Arbeit zu gehen.

Der Tag verstrich ihm in gewohnter Tätigkeit. Er wurde sogar länger als gewöhnlich im Geschäfte festgehalten, und es war schon gegen den Abend, als er ausgehen konnte. Da, als er sich dem Ende der Straße nahte, kam von der andern Seite Violas Gouvernante heran, so daß sie sich plötzlich gegenüberstanden.

„Wie freut mich's, Sie zu sehen!" rief er; „aber, liebes Fräulein, vor allen Dingen, wie heißen Sie?"

„Wie ich heiße?" wiederholte sie und hielt betroffen inne.

„Wundern Sie sich nicht über diese Frage," setzte er rasch hinzu, da er die Ungeschicklichkeit seiner Anrede empfand. „Es ist mir und meinem Vater sonderbar ergangen. Wir haben beide den Vorzug genossen, Sie kennen zu lernen, ohne Ihren Namen zu erfahren. Herr von Elsheim stellte Sie meinem Vater als die Erzieherin seiner Tochter vor. Mir antwortete der Diener, als ich mich melden ließ, der Herr sei verreist, aber das Fräulein sei zu Hause; und in der darauffolgenden Begegnung mit Ihnen waren Sie mir so ganz nur Sie selbst, daß ich darüber versäumte, Sie um Ihren Namen zu befragen."

„Bemühen Sie sich nicht um eine ganz unnötige Entschuldigung bei einer so natürlichen Sache," fiel sie ihm ein. „Ich heiße Elise Wald."

Der weich klingende Name dünkte ihm wie für sie erfunden. Er wollte ihr das sagen, hielt es jedoch zurück. Ihre Antwort hatte ihn und seine ehrliche Freude kühl abgewiesen, und er mochte nicht für zudringlich angesehen werden. Sie hingegen wußte sich sein plötzliches Verstummen nach seiner vorhergegangenen Lebendigkeit noch weniger zu deuten, und nach dem

ersten freundlichen Begegnen gingen sie schweigend eine kleine Strecke nebeneinander her, so daß Willibald sich eben verabschieden wollte, als Elise die Bemerkung machte, es sei recht gut, daß sie ihn angetroffen habe, da sie ihm nun sagen könne, daß Herr von Elsheim erst Ende der nächsten Woche heimkehren werde.

„Soll das eine Weisung sein, meinen Besuch bis dahin nicht zu wiederholen?" fragte er.

„Gewiß! denn Sie würden ja den Präsidenten und seine Tochter abermals nicht finden. Ich will es Sie jedoch wissen lassen, wenn sie zurückgekehrt sein werden," sagte sie, und da sie vor einem der großen Magazine angelangt waren, bot sie ihm guten Abend und trat in dasselbe hinein, wie Willibald meinte, um ihn loszuwerden.

Er hatte die sichere Empfindung, ihr mißfallen zu haben, ohne begreifen zu können, weshalb sie ihn heute so plötzlich abgewiesen, nachdem sie am verwichenen Tage zutraulich mit ihm umgegangen war. Daß er ihren Namen gestern nicht gehört, sie heute um denselben gefragt, war die einfachste Sache von der Welt gewesen, und sie selber hatte es so angesehen. Welch eine üble Laune war denn über sie gekommen, über sie, die nicht aussah, als wäre sie übellaunig von Natur, denn ihre Miene war so klar und hell! Trotzdem — den älteren Mädchen sagt man die üble Laune nach, und Elise war dreiunddreißig Jahre, wie sie ihm angegeben hatte — vielleicht auch älter!

Er war gegen sie verstimmt. Er schalt ihr heutiges Betragen eine gezierte Sprödigkeit, ihre Zurückhaltung eine Berechnung, denn sie mußte es gemerkt haben, daß sie ihm gefiel. Er nannte sich erfahren genug, derartige Künste zu durchschauen, und war doch nahe

daran, ihr zu folgen und sie zu fragen, was er ihr zuleide getan habe? Weshalb sie mit ihm nicht wie gestern freundlich verkehre?

Was sie nur in dem Magazin so lange zu tun hat? fragte er sich und wendete sich, um zu sehen, ob sie vielleicht nach der andern Seite der Straße hingegangen sei. Schildwache stehen wie ein Verliebter konnte und wollte er nicht, aber der helle, milde Frühlingsabend und sein heiterer, klarer Sinn stimmten vortrefflich zusammen. Er ging nur langsam vorwärts, obschon langsam zu gehen nicht seine Sache war. Das Sturmlaufen war ihm im Felde immer die liebste Angriffsart gewesen. Beim Sturmlaufen hatte er sein Eisernes Kreuz gewonnen, im Sturm auf Châteaudun sein Offizierspatent verdient.

Frauen sind freilich keine Festungen in Feindesland! sagte er sich, und gleich im Sturm sich eben diese Frau zu erobern, hatte er auch nicht vor. Indes er wollte, daß sie wiederkäme, er wollte sie wiedersehen, und daß sie der Bewunderung gerecht würde, die er ihr entgegenbrachte. Sie mußte es wissen, wie schön sie sei, und erfahren haben, daß sie die Männer anzog. Sie hatte sechs Jahre in England, sieben Jahre bei den Elsheims und vermutlich immer mit Männern im Verkehr gelebt. Wie war es da zugegangen, daß sie noch unvermählt und frei geblieben? Man konnte freilich nicht wissen, ob sie's war. Hätte er dies Mädchen früh in ihrer Jugendzeit gekannt, sie und keine andre hätte er gewählt; und da sie schön war wie die Jüngsten, was hinderte ihn, sie auch jetzt zur Frau zu nehmen, wenn er wollte?

Er spielte mit dem Gedanken, und weil es eigentlich gegen den Brauch war, daß ein reicher junger Mann wie er ein nicht mehr junges, mittelloses Mädchen heiratete, belustigte ihn dies Gedankenspiel, reizte ihn

das Wagnis und ergötzte ihn die Vorstellung von dem Aufsehen und der Verwunderung, welche seine Wahl in solchem Falle unter seinen Bekannten erregen würde. Er sah das Erstaunen seines Vaters, wenn er ihm entdecken würde, daß er nicht die ihm zugedachte Präsidententochter, sondern deren Gouvernante zu ehelichen wünsche, und er fand es belustigend, so seinen eignen Weg zu gehen.

Wollte er das denn wirklich? Im ersten Augenblick lächelte er über den Einfall, im nächsten fand er ihn ernster Überlegung wert. Denn heiraten sollte er, das Mädchen reizte ihn, und wenn es frei war, so kamen Elisens Mittellosigkeit und der gleichgültige Unterschied der Jahre nicht in Betracht. Einen Korb freilich durfte sich ein Mann wie er nicht holen, schon um seines Vaters willen nicht. Allerdings gab der Geheimrat einen Plan nicht gern auf, den er einmal als einen richtigen erfaßt hatte; aber hier handelte es sich doch zunächst um Willibalds Gefallen, um seinen Geschmack und seinen Willen; und wenn er darüber nachsann, konnte gerade sein Vater nur dabei gewinnen, wenn ihm der Sohn nicht ein ganz junges Mädchen, sondern eine verständige Frau als Tochter zuführte.

Es gefiel ihm, in diesem Falle für den Vater mitzusorgen. Er hatte ja in der Tat nicht ausschließlich an sich allein zu denken, und daß Elise mehr geeignet sein mußte, den Wünschen seines Vaters nach einer erneuten ruhigen Häuslichkeit zu entsprechen, als ein achtzehnjähriges Mädchen mit all seinem berechtigten Verlangen nach einem fröhlichen Lebensgenuß, das war sicher. Elise mußte gewöhnt sein, wo die Pflicht es forderte, auf manches zu verzichten, sich in fremde Lebensverhältnisse einzupassen, sich in einen fremden Willen zu schicken. Sie mußte es also auch besser

als jede andre verstehen, den Ansprüchen des Vaters neben denen ihres Gatten zu genügen, besonders denen eines Vaters, mit welchem zu verkehren es so angenehm und leicht war, als mit dem seinen. Und schön war sie! Darauf kam er bei jeder Gedankenreihe zum Schlusse stets zurück.

Willibald sah Elise in den nächsten Tagen nicht mehr wieder, doch blieb ihr Bild in ihm lebendig, weil er eben jetzt im Beginn der guten Jahreszeit weniger als im Winter von geselligen Vergnügungen beschäftigt ward. Der Gedanke an die Begegnung mit ihr und die darauffolgenden Betrachtungen unterhielten ihn länger, als es sonst der Fall gewesen wäre; und was zuerst ein völlig müßiges Spiel gewesen war, gewann allmählich eine wachsende Herrschaft über ihn, bis er dahin gelangte, sich immer mehr für seine Idee und für Elise zu erwärmen, seine Phantasie zu erhitzen und sich einzubilden, es sei das Herz, das ihn zu Elise hinziehe.

Er war dabei mit sich sehr wohl zufrieden. Er nannte es einen Plan und eine Heirat, wie sie sich für ihn ziemten: eine Vernunftheirat, bei welcher seine Neigung ihre volle Befriedigung finden konnte. Er dachte es sich schön, dem Vater eine Tochter in das Haus zu bringen, die ihnen beiden eine glänzende Wandlung ihrer Lebensverhältnisse verdankte, die also dem Vater doppelt die Dankbarkeit einer Tochter entgegenbringen, während ihre Schönheit und ihr ganzes Wesen das Glück ihres Gatten machen mußte. Und es waren noch keine acht Tage vergangen, als er überzeugt war, Elise zu lieben, und entschlossen, dieser Liebe folgend, sie zu seiner Frau zu machen.

Mit dem guten, ihm anerzogenen Familiensinne malte er sich sein künftiges Familienleben zu dreien, das sich ja mit der Zeit naturgemäß erweitern mußte,

in den freundlichsten Farben aus. Er sah seine Kinder in dem großen Hause, in dem schönen Garten, unter Elisens trefflicher Erziehung, unter des Großvaters Augen heranwachsen; er sah den geliebten Vater verehrt, gepflegt. — Gewiß, besser konnte ein Sohn für seines Vaters Alter gar nicht sorgen, als er mit dieser Wahl. Er durfte sich sagen, und er sagte es sich mit freudigem Stolze, daß er wie ein guter Sohn handle. Denn daß er nebenher den Schritt mit Freuden tat, das änderte ja an der Vortrefflichkeit desselben gar nichts.

Aber wie er es sich gelobt hatte, wollte er nichts übereilen. Es wollte auch Viola kennen lernen, ruhig prüfen, seines Vaters Zutrauen verdienen und nicht selbstisch handeln.

Die Zeit bis zu der Heimkehr des Präsidenten erschien ihm deshalb lang und verging ihm doch weit schneller, als er es vermutet hatte. Denn seine Phantasie und sein Herz blieben beständig in angenehmer Spannung.

Er lebte sich denn auch mit jedem Tage fester in den erfreulichen Glauben hinein, seinem Vater einen Liebesdienst zu tun, ihm seine kindliche Dankbarkeit nicht besser beweisen zu können, als — indem er seine Pläne durchkreuzte und gegen seinen Willen handelte.

4

„Die Elsheims sind zurückgekommen!" sagte am Ende der folgenden Woche der Geheimrat zu Willibald. „Ich habe eben eine Einladung für mich und dich von dem Präsidenten erhalten. Er schreibt mir, er habe seine Schwägerin von deren Landsitz mit zur Stadt gebracht, es sei der Geburtstag seiner Tochter,

und der solle von ‚jungem Volk im Grünen' gefeiert werden."

„Für solches Kinderfest möchte ich zu alt sein!" meinte Willibald.

„Welche Torheit! Viola ist kein kleines Kind! Die Vettern des Präsidenten, die beiden jungen Reinsbergs, die hier in der Garde dienen und in deren Regiment du den Feldzug mitgemacht hast, sind auch keine Kinder und sicherlich dabei. Sperre dich nicht unnötig! Die Hauptsache ist aber, ich mag zum Geburtstag meiner Patin nicht mit leeren Händen kommen. Bringe mir, wenn du in die Stadt gehst, irgend etwas mit: ein Medaillon, ein Halsband! Irgendeine Kleinigkeit! Nicht zu anspruchsvoll und nicht zu wertlos, so daß es sich eben schickt."

Willibald fielen Mephistos Worte ein: „Gleich schenken? das ist brav! Da wird er reüssieren!" Nur war es leider nicht der Vater, der bei Viola reüssieren sollte, sondern er; und er fühlte nicht die geringste Lust dazu. Er fand es komisch, wie der Vater für ihn die vorbereitenden Schritte tat, wie er ihn absendete, ein Geschenk für die ihm zugedachte Schöne zu kaufen, und hätte er nicht die Aussicht gehabt, den Abend nun Elise endlich wiederzusehen, so würde er doch nach einem Grunde gesucht haben, von der Gesellschaft, die für ihn auf eine anbefohlene Brautschau hinauslief, fernzubleiben; denn außer in Reih und Glied auf Kommando zu handeln, war er nicht allzu sehr gewöhnt. So aber mochte Viola sich an ihrem Medaillon, der Vater sich an Viola, das junge Volk nach Belieben im Grünen erfreuen. Er hoffte Elise dadurch um so mehr für sich zu haben, sie näher und besser noch als neulich kennen zu lernen. Die beiden Väter konnten sich ja mit der alten Tante vom Lande behaglich unterhalten und zu einem Whist zusammentun.

Er hatte sich das alles so ordentlich zurechtgelegt wie ein wohldurchdachtes Festprogramm. Es ließ sich, da er abends mit dem Vater in das Haus des Präsidenten gelangte, wirklich auch so an, als solle ihm dies Programm nach seinem Erwarten eingehalten werden. Nur die Bemerkung machte er sofort, nachdem er dem Hausherrn vorgestellt und von diesem freundlich empfangen worden war, in bezug auf die alte Tante vom Lande hatte er sich geirrt.

Die Freiin von Sternberg, so nannte sie der Präsident, als er die beiden Mannsteins seiner Schwägerin vorstellte, die Freiin von Sternberg war nichts weniger als eine alte Dame. Sie mochte in der Mitte der vierziger Jahre stehen, war hoch von Wuchs und ihre scharf ausgeprägte Physiognomie edel, ernst und sehr gebieterisch. Sie hatte ihr Haar kurz geschnitten, und die lange Samtjacke, die sie über einem glatten schwarzwollenen Rocke trug, der schlicht aufstehende Halskragen mit der kleinen schwarzen Krawatte, hätten aus der Ferne kaum erkennen lassen, ob es eine Frau oder ein Mann sei, deren Kopf man vor sich habe. Daß sie jedoch nicht dazu geneigt sei, sich leichthin behandeln oder auf die Seite schieben zu lassen, das sah man auf den ersten Blick.

Sie saß mit dem Präsidenten auf dem niedrigen Balkon, der sich vor dem Speisezimmer hinzog, und rauchte eine Zigarette. An einem Seitentische füllte Elise aus einer Bowle die Gläser, welche ihr der Diener hinhielt.

„Sie haben Fräulein Wald schon kennen lernen!“ sagte der Präsident. Willibald trat an Elise heran, sie wechselte mit ihm und seinem Vater ein paar Worte, ließ sich jedoch in ihrer Beschäftigung nicht stören, so daß er kaum den Anlaß fand, in ihrer Nähe zu verweilen.

Auf dem Rasenplatze waren mehrere junge Leute, Zivilisten und Offiziere, und eine Anzahl junger Mädchen derart in ihr Reifenspiel vertieft, daß sie die Ankunft der beiden neuen Gäste nicht beachteten.

‚Welche mag es sein?‘ dachte Willibald, und sein Auge heftete sich auf eine zierliche Blondine, deren rötliches Gelock im Abendsonnenschein wie Gold erglänzte.

„Viola!“ rief der Präsident, aber nicht das rotblonde Köpfchen erhob sich auf den Ruf, sondern ein Mädchen, groß und gebieterisch und brünett wie ihre Tante, wendete sich nach dem Hause hin, warf auf das Winken des Vaters ihren Reifen noch eilig mit prachtvollem Schwung des halbentblößten Armes durch die Luft und schritt dann sicher und leicht nach dem Balkon.

„Befehlen?“ fragte sie scherzend, indem sie sich verneigte.

Willibald hatte sich das ihm bestimmte Mädchen anders vorgestellt. Es schien, als sei es in diesem Hause mit den Frauen auf lauter Überraschungen für ihn angelegt. Viola hatte wie die Tante ein sehr sprechendes Gesicht, nur daß die großen dunkelblauen Augen zu der stark gebräunten Farbe der Haut und dem schwarzen Haar einen befremdenden und dadurch reizenden Gegensatz bildeten. Eine regelmäßige Schönheit wie Elise war sie nicht, doch eigenartig und in hohem Grade reizend; und die Unbefangenheit, die aus ihren Mienen sprach, die Freundlichkeit, die in ihren Augen glänzte, machten heiter, wenn man sie betrachtete.

Die Bekanntschaft war rasch eingeleitet, aber Viola beachtete Willibald nicht sonderlich. Sie gab dem Geheimrat, den sie bereits kannte und der sie mit ihrem Taufnamen ansprach, freundlich die Hand,

nahm das Geschenk, das er ihr als Pate nach so vielen Jahren wieder einmal verehren zu dürfen bat, mit guter Weise an, und wie ihr dann beim Öffnen das Medaillon mit der schön geschnittenen Kamee entgegenglänzte, rief sie: „Das ist ja wunderschön! Ach, Herr Geheimrat, was sind Sie für ein guter Pate! Solche Paten möchte man gleich ein Dutzend haben!“ Sie reichte ihm darauf noch einmal die Hand, zeigte Elisen, dem Vater und der Tante das eben erhaltene Geschenk, und eilte dann nach dem Spielplatz, um es auch dort von ihren jungen Freundinnen bewundern zu lassen.

Der Präsident dankte dem alten Freunde in der Tochter Namen, und dieser meinte, es sei ein großes Glück, wenn die Jugend so leicht zu erfreuen sei.

„Ja! Viola ist nicht verwöhnt!“ sagte ihr Vater mit Zufriedenheit. „Daß wir in kleineren Orten lebten, hat es mir und Fräulein Wald erleichtert, ihren Sinn einfach und sie natürlich zu erhalten. Sie wird vielleicht Mühe haben, sich in die hiesige Gesellschaft einzuleben.“

Inzwischen hatte Elise sich zu den übrigen gesellt und ihren Platz neben Fräulein von Sternberg, man nannte sie die Baronin, eingenommen. Auch die junge Welt vom Spielplatz kam herbei. Als Willibald nun die reizende Viola zwischen den andern jungen Mädchen und neben den jungen Männern erblickte, erschien sie ihm noch fremdartiger als zuerst, so daß er die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, er würde Fräulein von Elsheim niemals für eine Deutsche, ja nicht einmal für eine Nordländerin gehalten haben.

„Das wird Sie freuen, Vlaska!“ meinte Herr von Elsheim, sich mit den Worten an seine Schwägerin wendend.

„Gewiß!“ entgegnete diese, indem sie sich in ihrem Sessel zurücklehnte und den Rauch ihrer Zigarette langsam durch die Nase blies, „wie sollte es nicht! Viola erinnert mich in jedem Blick, in jeder Miene an ihre Mutter und auch an die meine, an ihre Großmutter. Es ist eben romanisch Blut in ihr!“ Und wie zur Erklärung für den Geheimrat und dessen Sohn setzte sie beiläufig hinzu: „Unsre Mutter war eine Rumänin, eine Borusi, eine Fürstin Borusi.“ Dann blickte sie suchend nach der einen und nach der andern Seite und sagte: „Bitte, liebe Wald! Sehen Sie sich einmal um, ich habe mein Zigarettenetui verlegt, und weiß auch nicht, wo ich meine Portezigarre gelassen habe.“

Die Bitte verdroß Willibald, weil sie in befehlendem Tone gegeben wurde. Elise erhob sich sofort, Viola aber, die, mitten unter den andern an dem Schenktisch stehend, die Aufforderung gehört hatte, trat dazwischen.

„Bleib nur sitzen, Elise!“ rief sie, „ich werde suchen gehen! Ich glaube, es gehört rumänisch Blut dazu, die unwahrscheinlichen Plätze aufzuspüren, an denen die Tante ihre Sachen liegen läßt. Herr von Kardau, klettern Sie einmal dort auf den Walnußbaum! Oder wir wollen einmal in dem Brunnen nachsehen, Edwin!“

Sie ließ sich unter dem Lachen der jungen Leute die leichte Zurechtweisung ihres Vaters und den Zuruf der Tante nicht anfechten, sah sich aber eifrig in den verschiedenen Ecken um, ging in den Speisesaal und kam aus diesem bald darauf mit dem Zigarrenhalter und dem vermißten Etui zurück, die sie der Tante mit einem flüchtigen Kusse überreichte. Die Baronin gab ihr einen kleinen Schlag. Viola lachte.

„Sie müssen wissen,“ sagte sie zu Willibald, „mein

väterliches Blut ist ebenso herrisch und rechthaberisch, wie das rumänische meiner Tante, und wir sind einander so ähnlich, daß wir gar nicht leben können, ohne an jedem Tage uns ein paarmal miteinander zu messen. Alles Kopfschütteln — sehen Sie, sie schüttelt und winkt schon wieder heimlich — alles Kopfschütteln von Elise hilft dagegen nichts! Solange ich mit Tante Vlaska zusammen bin, gibt es keinen Frieden; und das sind dann immer die allervergnügtesten Zeiten."

Violas fröhlicher Übermut riß alle andern mit sich fort. Willibald sah es, mit welcher Zärtlichkeit die Blicke des Vaters, der Tante und Elisens ihr folgten, wie die jungen Männer und selbst die Mädchen sich an ihr freuten, und wie natürlich sie für jeden der Anwesenden achtsam und bemüht war. Auch das große Wohlgefallen seines Vaters an ihr entging ihm nicht, nicht der fragende Ausdruck, mit welchem derselbe ihn gelegentlich beobachtete; und leugnen konnte er sich's nicht, Viola hatte etwas Bezauberndes, etwas so Besonderes, als entstammte sie wirklich einer fernen Zone. Aber dies Fremdartige, wie es ihn reizte, machte ihm die ruhige Einfachheit ihrer Erzieherin noch liebenswürdiger erscheinen. Elise hatte bei sanftester Mädchenhaftigkeit die volle Sicherheit einer reifen Frau, und das machte ihm den Verkehr mit ihr bequem und lieb. Violas Ungestüm forderte Eroberung und Sieg heraus. Mit der einen hatte man Frieden, mit der andern Kampf vor sich, wie Willibald meinte; und eben weil der Vater ihn immer auf seine schöne Patin hinwies, glaubte der Sohn sich dagegen, wie gegen den Eindruck, welchen sie auf ihn machte, wehren und von ihr abwenden zu müssen.

Dadurch kam er zu keiner freien Laune und in

die heitere Stimmung der andern nicht hinein. Er fühlte sich, was sonst nie sein Fall war, unbehaglich und fremd unter den Fröhlichen. Selbst die Neffen des Hauses, der Leutnant und der Assessor von Reinsberg, mit denen er in demselben Regiment gedient hatte und mit denen er auch nach dem Feldzuge gelegentlich zusammengekommen war, machten ihm in der Willfährigkeit, welche sie gegen Violas Einfälle bewiesen, einen fremden Eindruck. Daß die Tante und die Nichte geboten, daß Elise sich freiwillig und dienstbar unterordnete, machte ihm diese noch anziehender und entfernte ihn von jenen beiden. Er konnte mit Elise, die sich ganz zurückhielt, immer nur ein paar flüchtige Worte sprechen und wurde dadurch allmählich mißmutig.

Er hatte Mühe, dem Präsidenten und dessen Schwägerin, die sich geflissentlich mit ihm unterhielten, verständig und geduldig Rede zu stehen. Ihn beschäftigte die Frage, ob er nicht, wie er es wünschte, einen Teil der besonderen Rücksicht, mit welcher Elise seinen Vater behandelte, auf seine eigne Rechnung setzen dürfe; und doch nannte er diese Idee in demselben Augenblicke wieder eine Torheit.

Es war ihm aber sehr gleichgültig, von dem Präsidenten zu vernehmen, daß die Baronin von Sternberg eine vorzügliche Landwirtin sei, die ihre Güter selbst und mit bestem Erfolg bewirtschafte. Er hatte nicht die geringste Lust, ihre Fragen wegen des eben gekauften kleinen Landsitzes seines Vaters zu beantworten. Er verwies sie auf diesen, um dadurch vielleicht Elisens habhaft werden zu können, aber wieder trat Viola dazwischen. Er solle mit ihnen zu dem Spielplatz kommen, verlangte sie, und es gab kein Ausweichen vor einer solchen Forderung.

Er fragte, was man zu spielen beabsichtige. Man

war noch unentschlossen. Einer der Offiziere, der den Kasten mit den Krocketkugeln und Hämmern unfern des Rasenplatzes stehen sah, schlug eine Partie Krocket vor.

„Krocket!“ rief Viola, „ach, nur nicht Krocket! Solch ein Spiel, bei welchem man wie ein Maulwurf immer auf den Boden gucken muß, das können alte Leute noch im Rollstuhl spielen. — Nein! Dort liegen Federbälle und Raketts. Wir brauchen ja nicht immer alle zusammen zu spielen. Lassen Sie uns bis zum Abendessen Federball spielen. Nachher macht die Tante uns Musik, und wir tanzen uns in mein neues Jahr hinein. Kommen Sie, Herr Mannstein, mit Ihnen habe ich mich noch gar nicht versucht!“ sagte sie, nahm ein paar Federbälle und Raketts für sich und ihn, reichte den Nächststehenden ebenfalls die Gerätschaften hin, indem sie sie aufforderte, sich ihre Partnerinnen zu wählen und nicht nachzugeben, bis Elise die Partie mitmache, die sich jedoch dazu nicht überreden ließ.

So machte man sich denn ohne sie ans Spiel, und es verstand sich ganz von selbst, daß die Tochter des Hauses sich zu dem eben eingeführten Gaste hielt, obschon dieser ihr die Höflichkeit sehr gern erlassen hätte. Als er dann aber zum Spiele mit ihr antrat, als sie einander gegenüberstanden und sie, sich leicht auf der Spitze des Fußes erhebend, auch die Arme erhob und den Federball mit meisterlicher Geschicklichkeit in die Luft warf, entzückten ihn die Kraft und die Elastizität ihrer Glieder, und er mußte sich innerlich gestehen, daß es doch etwas sehr Schönes sei um das Erbteil des romanischen Blutes in dieses Mädchens Adern. Er wußte sich jedoch ebenso kraftvoll und elastisch als seine schöne Gefährtin, und weil er ihr an Geschick nicht weichen, nicht nachstehen wollte,

wurde sein Ehrgeiz ihm zu einem Antrieb, der ihn fröhlich mit den andern fortriß, so daß er sich voll Lust dem reizenden Mädchen und dem Spiele hingab.

Wie er sich dann einmal umwendete, standen die Tante und Elise, die vom Gartensaale herbeigekommen waren, zuschauend hinter ihnen.

„Sollen wir aufhören?" fragte Viola.

Elise bejahte es. Das Spiel wurde von allen rasch beendet.

Im Speisesaale waren die Lampen angezündet. Der Präsident bot seiner Schwägerin den Arm, Viola gesellte sich auf die Weisung ihres Vaters zu ihrem Herrn Paten, und Willibald hatte nun endlich Elise für sich selbst.

Er beklagte es, daß sie während des ganzen Abends ihm so unnahbar gewesen sei, und sagte, wie er die Besorgnis gehegt, ihr neulich auf der Straße mißfallen zu haben.

„Ich wüßte nicht wodurch!" entgegnete sie. „Heute aber hielt mich die Rücksicht auf die Baronin in deren Nähe, abgesehen davon, daß ich sie sehr verehre."

Willibald meinte, das Äußere von Fräulein von Sternberg mache einen etwas kalten und männlichen Eindruck.

„Und sie ist doch gut wie wenig andre!" wendete Elise ein; „aber allerdings eine nicht gewöhnliche Natur, in deren Weise man sich schicken und die man verstehen lernen, deren Lebensweg man kennen muß."

„Der Präsident nannte sie vorhin gegen meinen Vater eine sehr bedeutende Frau. Er scheint eine große Verehrung für sie zu haben!" sagte Willibald.

„Dazu hat er auch allen Grund!" entgegnete Elise, und sich umsehend, ob keiner der Diener in

ihrer Nähe sei, setzte sie erzählend hinzu: „Fräulein Vlaska war die erste Wahl des Präsidenten. Er hatte die verwitwete Baronin von Sternberg mit dieser ältesten Tochter in Karlsbad kennen lernen und sich dort — er soll auch ein sehr schöner junger Mann gewesen sein — mit Fräulein Vlaska verlobt. Als er dann später nach Dresden kam, wo die Baronin damals ihre Winter zubrachte und nach echt rumänischer Weise in großer Sorglosigkeit einen fürstlichen Haushalt führte, sah er die jüngere und noch weit schönere Schwester. Es erwachte eine leidenschaftliche Liebe zwischen dieser, zwischen Adine und dem Verlobten von Vlaska. Es gab viel Leid, bis Vlaska mit entscheidendem Schritte zurücktrat. — Kurze Zeit danach raffte ein plötzlicher Tod die Baronin hinweg, und es stellte sich nun heraus, daß das Sternberg-Borusische Vermögen schlecht verwaltet worden, daß bedeutende Schulden vorhanden, und nur durch jahrelange Einschränkungen der Güterkomplex, den der livländische Baron Sternberg einst mit seinem und seiner Frau Vermögen in der Lausitz angekauft hatte, zu erhalten und wieder freizumachen war. Alle diese notwendigen Einschränkungen nahm Fräulein Vlaska über sich, wie sie auch die Verwaltung der Güter ganz in ihre Hand nahm. Sie zahlte der Schwester und dem Manne, der sie verschmäht, ihr Erbteil aus, als wäre der Besitz unangetastet und nicht verschuldet gewesen. Sie überwand sich selbst in jedem Sinne. Nur den Triumph dieser Großmut gönnte sie sich. Die Zeit, der Tod der Schwester, die Liebe für deren Tochter haben dann das übrige getan. Aber Fräulein Vlaska hat viel und lange einsam gelebt, hat sich auf sich selbst gestellt, sich ihre eignen Grundsätze gebildet, sich nicht um die Welt und ihr Urteil gekümmert, und das tut sie auch heute

nicht. Sie hält auf ihre fürstliche Abstammung, weil sie behauptet, diese gebe ihr das Recht, von allen derartigen Vorzügen gering zu denken. Sie schätzt den Besitz und diejenigen, die ihn zu erwerben verstehen, sehr hoch, weil sie, wie sie oft wiederholt, es erfahren habe, wie schwer es sei, aus einem Groschen einen Taler zu machen. Sie war also begierig, Ihren Vater kennen zu lernen und für ihn im voraus eingenommen; und sie gefällt sich darin, sich eine selbstgemachte Frau zu nennen, die keinem Menschen etwas zu verdanken habe. Ein wenig Herrschsucht läuft dabei natürlich nebenher. Da sie aber immer mehr an die andern als an sich selber denkt, so fügt man sich ihr doch immer gern und leicht."

Elise hatte sich ganz warm gesprochen. Sie sah mit freudiger Liebe zu der Baronin hinüber. Willibald, der ihrer Schilderung aufmerksam gefolgt war, machte die Bemerkung, man müsse selber bedeutend sein, um fremde Bedeutung so zu verstehen und zu schätzen.

„Das ist wohl nicht nötig," entgegnete Elise. „Man muß nur einsehen, was zu leisten man nicht imstande wäre, um sich denen unterzuordnen, die es geleistet haben."

„Die Frauen sind doch im allgemeinen, wie ich glaube, eher geneigt, die Überlegenheit eines Mannes anzuerkennen, als die von ihresgleichen," warf Willibald ein.

„Man glaubt in solchen Fällen, was man wünscht!" scherzte Elise; „aber lassen Sie das die Baronin nicht hören. Sie würden damit gegen deren festeste Überzeugung anstoßen, und ich habe mich in der Erziehung, die ich hier zu machen berufen war, ihrer Ansicht und ihrem Einfluß auf des Präsidenten

Meinung auch bereitwillig angeschlossen, da ich an der Baronin ein so schönes Beispiel edler und selbstgewisser Weiblichkeit vor Augen hatte."

Willibald suchte die Unterhaltung über die Baronin abzubrechen. Was kümmerte sie ihn, was kümmerten ihn die Grundsätze, nach welchen Elise ihre Pflegebefohlene zu erziehen gehabt hatte? Von ihr selber wollte er hören, mit ihr hatte er es zu tun; und Elisen zuvorkommend, sagte er:

„Wenn die Baronin wirklich so rücksichtsvoll und selbstlos ist, als Sie dieselbe schildern, so hätte sie wohl nichts dagegen eingewendet, wenn Sie sie für eine Weile den beiden älteren Männern überlassen und sich dem Spiel der Jugend angeschlossen haben würden."

„Ganz gewiß nicht!" gab sie ihm zur Antwort. „Sie vergessen nur, daß, wie ich Ihnen schon neulich sagte, ich nicht mehr zu der Jugend zähle, und daß ich hier ein Amt bekleide. Eine Respektsperson darf sich nicht in Reih' und Glied mit der Jugend stellen, selbst —"

„Selbst wenn sie's möchte nicht?" ergänzte er, da ihr Lächeln ihn dazu ermutigte.

„Selbst wenn sie's möchte nicht!" sprach sie ihm nach. „In früheren Jahren, als ich wirklich jung war, fiel mir das schwer, und noch heute, ich mache mich nicht besser als ich bin, überkommt mich gelegentlich ein Bedauern darüber, daß ich so früh verständig werden mußte."

„So geben Sie das Verständigsein, wie Sie es nennen, auf!" rief er mit freudiger Wärme, denn ihre Schlichtheit gefiel ihm mehr und mehr, sie selbst wurde ihm mit jedem Worte lieber. „Werfen Sie rasch und entschlossen die Fessel von sich, da es noch Zeit dazu ist. Wir sollen ja nach dem Abendessen tanzen. Gewähren Sie mir den ersten Tanz."

„Mit Vergnügen! Halten Sie mich nicht für pedantischer, als ich bin und sein muß. Ich habe das Tanzen keineswegs verschworen und mache ein paar Touren gerne mit. Aber denken Sie, wie es sich ausnimmt, wenn die Dienerschaft Befehle erwartet und hinter der Hausherrin, denn die habe ich doch zu ersetzen, einherlaufen muß, um die Weisung zu erlangen. Dazu schicken sich Mutter und Tochter noch eher auf demselben Plan, als eine Erzieherin mit ihrem Zögling."

„Als ob Sie irgendeine Nebenbuhlerschaft zu scheuen hätten!" sprach er und bereute es sofort, denn Elise wurde plötzlich ernsthaft.

„Die Baronin hat doch Recht!" sagte sie. „Die gefallsüchtige Ziererei der meisten Frauen macht für alle andern den Verkehr mit Männern wirklich unbequem. Sie kamen mir neulich bei Ihrem Besuche so vernünftig vor, daß ich mich Ihrer Bekanntschaft für mich und für Viola freute. Sie sind jedoch nicht besser als die andern und verkehren sogar mit mir, als fischte ich nach Schmeicheleien und obenein im Vergleich zu meiner Pflegetochter! Das gewöhnen Sie sich ab, Herr Mannstein, das ist nicht unsre Art!"

Eine Ansprache ihres andern Nachbars bot ihr den Anlaß, die Unterhaltung mit ihm zu unterbrechen und ließ ihm Zeit, über ihre Worte nachzudenken, deren Strenge keineswegs gefordert war und die ihn aus seiner Zufriedenheit und Freude aufschreckte.

Die Spannung, in welcher er sich in den letzten Tagen befunden, hatte in ihrer Nähe nachgelassen. Ihre Ruhe hatte auf ihn zurückgewirkt. Er hatte es mit wahrer Lust und mit Bewunderung beobachtet, wie geschickt sie, ihre Unterhaltung zwischen ihm und ihrem andern Nachbar teilend, für jeden ein gutes Wort gehabt und

dabei die andern Gäste und die Dienerschaft nicht aus den Augen verloren hatte, ohne daß dabei ein Zeichen von Unruhe an ihr wahrzunehmen gewesen wäre. Alles an ihr erschien ihm wie eine sanfte Harmonie, und er suchte vergebens nach einem Grunde, der sie bewogen haben konnte, seine ehrlich gemeinte Anerkennung ihrer Schönheit so herb zurückzuweisen.

Daß ihre besondere Stellung ihr die Pflicht auflege, sich in gewissen Schranken zu halten, daß es ihr, wie sie es ihm doch selbst gesagt hatte, nicht mehr zustand, hier im Hause neben Viola das junge Mädchen zu spielen, das zog er nicht in Betracht, denn es paßte ihm nicht. Er war vielmehr der Meinung, daß er diese gute Lehre seinem Vater zu verdanken habe, und das vermehrte seinen Unmut.

Er fürchtete, daß der Geheimrat seinem Freunde von der Möglichkeit einer Heirat ihrer Kinder gesprochen, daß er in seiner zum Eingreifen und Bestimmen geneigten Weise weiter gegangen sei, als es dem Sohne gegenüber recht war; und wenn er selber auch zugestehen mußte, daß Viola ein entzückendes Geschöpf sei, so war er es doch, der hier allein aufzutreten, zu wählen, zu bestimmen und zu entscheiden hatte, ob er geneigt war zu werben und sich zu binden oder nicht. Die Vorstellung, daß er hier wie eine zu habende Ware angeboten worden sei, daß Elise vielleicht darum wissen könne und ihm deshalb die Lehre gegeben habe, wie er sich gegen sie und die ihm zugedachte Tochter des Hauses verhalten müsse, um angenommen zu werden, machte das Übel in ihm ärger. Das Haus, das Fest, Viola waren ihm verleidet; und hätten Elisens sanftes Wort und sanfter Blick ihn nicht besänftigt und erheitert, hätte sie ihm nicht trotz alledem ein solches Zutrauen eingeflößt, daß es ihm bald wieder wohl ward in

dem Gespräch mit ihr, so hätte er gewünscht, die ganze Familie wäre geblieben, wo sie vordem gewesen war.

Er war noch mitten in seinem unsteten Grübeln und Empfinden, als der Geheimrat auf das Glück und die Gesundheit des Geburtstagskindes zu trinken vorschlug. Man erhob sich, man stieß die Gläser miteinander an, und als Willibald dabei in seines Vaters Nähe kam, fragte ihn dieser im Vorübergehen, des Sohnes Zustimmung unverkennbar sicher: „Nun, ist sie nicht reizend?"

Da regte sich in Willibald, weil er sich von dem Vater beeinträchtigt meinte, jener Geist des geflissentlichen Widerspruchs, in welchem sonst nur die Unreife der Söhne sich den Vätern gegenüber behaupten zu müssen glaubt, und flüchtig nach Viola hinüberblickend, sagte er: „Reizend? Ja! — aber zigeunerhaft!"

„Du weißt nicht, was du willst!" entgegnete der Geheimrat ebenso schnell und zornig.

„O doch, ich weiß es!" warf Willibald ein, und sie gingen aneinander vorüber, jeder, um seine Tischgefährtin aus dem Speisezimmer in den Saal zu führen, in welchem Fräulein von Sternberg, die ihnen vorangeschritten war, bereits am Flügel Platz genommen hatte, und sie mit den vollen Akkorden eines Straußschen Walzers zum Tanze einlud.

Die Paare standen bald in Reihe. Viola tanzte mit einem der Offiziere voran, Willibald folgte mit Elisen, aber obgleich er ein vortrefflicher Tänzer war, kam er mit ihr nicht in den Takt. Er begriff nicht, woran das lag. Er meinte, sie nicht fest genug gefaßt zu haben, er schlang also seinen Arm weiter um ihren Leib und zog sie näher an sich heran. Sie jedoch hielt sich zurück, so daß sie abermals den gleichen

Schritt verloren und Willibald den ungeduldigen Ausruf tat:

„Sie lassen sich ja gar nicht führen, Fräulein! Gehört das auch zu den Grundsätzen über die Selbständigkeit der Frauen, die Sie von der Baronin angenommen haben?"

„Vielleicht!" entgegnete sie ihm, indem sie sich ihm überließ; indes eine gute Tänzerin war sie nicht, so schön und stattlich sonst ihr Gang sich zeigte. Sie war schwer, sie tanzte nicht fließend, nicht aus einem Zuge. Man hatte immer wieder einen frischen Ansatz mit ihr zu machen. Willibald fand, sie tanze wie eine Engländerin, und er sprach ihr das aus.

„Das glaube ich selbst," gab sie ihm zu, „denn da ich in meiner Jugend mit meiner kränkelnden Mutter einsam auf dem Lande lebte, habe ich erst in England zu tanzen angefangen und mir, ich weiß das, das puritanische Tanzen der Engländerinnen angewöhnt, das in der steifen Knappheit der Bewegung ihnen immer das Ansehen gibt, als hätten sie ein schlechtes Gewissen dabei, und als täten sie etwas, was gegen Gottes Gebot ist. Ich bin dessen aber erst inne geworden, als ich zu Viola kam, bei der das Tanzen von Kindheit an ein unwillkürlicher Ausdruck ihrer Lebenslust und ihres Wesens gewesen ist. Sie tanzte immer mit sich selber ganz allein, sang sich auch ihre Melodie dazu, und ich habe oft gedacht, eigentlich müßten überhaupt nur diejenigen tanzen und singen, die es so von selber tun."

Willibald blickte nach Viola hinüber, und er mußte sich gestehen, Elise hatte Recht in dem, was sie über sich und über Viola sagte. Sie tanzte wirklich ebenso schlecht als Viola gut; aber er hörte sie so gerne sprechen. Sie waren auch gleich wieder in der behaglichsten Unterhaltung, so daß sie ihre Tour ver-

säumten, da die Reihe an sie kam; und als man danach abtrat, gaben und drückten sie einander so fest die Hand, daß sie Willibald wieder so lieb war und er sich ihres Zutrauens wieder versichert fühlte wie am ersten Tage.

Man wollte darauf eine Quadrille beginnen, die Vettern des Hauses meinten jedoch, da heute alle bemüht gewesen wären, Viola Freude zu bereiten, so müsse sie den andern zu Gefallen sich erst einmal in einem Einzeltanze sehen lassen, denn sie tanze die Tarantella und auch andre Tänze, die sie sich erfinde, gar zu hübsch. Sie wehrte sich gegen das Verlangen, bis die Baronin sich mit ihrer Entschiedenheit in das Mittel legte, gegen die man nicht leicht sich sträubte.

„Laß dich nicht nötigen," sagte sie, „da du doch nachgeben und tanzen wirst! Ich werde dir das böhmische Tanzlied spielen und du wirst daraus machen, was der Augenblick dir eben eingibt. Lassen Sie ihr das Tambourin oder einen Schal oder einen Kranz bringen, liebe Wald!"

Das Tambourin war bald zur Stelle. Der schöne Rhythmus von Chopins Böhmischem Tanzliede erklang unter den Händen der Baronin. Viola stand lächelnd einen Augenblick mitten in dem Saale still, dann ging sie, das Tambourin nur leise schwirren machend, in anmutigem Schritte nach dem Takte der gefälligen Musik langsam vorwärts. Allmählich aber wurden die Musik und die Bewegungen der schönen Tänzerin lebhafter und schneller, ohne daß man hätte sagen können, wer von den beiden das Tempo beschleunigte; bis endlich Viola nach einigen freien Wendungen ihrer Gestalt das Tambourin laut erklingen ließ, sich rasch verneigte, und dann mit hoch erhobenen Armen, das Tambourin über ihrem Haupte emporhaltend, in

stolzer Stellung stehen blieb, ehe sie sich mit flüchtiger Verbeugung zu den Umstehenden wendete, an Mächtigkeit der Gestalt und Anmut der Haltung der Tänzerinnen zu vergleichen, deren Schönheit uns in den Reliefgebilden der alten Kunst heute noch entzückt.

Alle waren ihrer Bewunderung, ihres Lobes voll, denn von den neuen Bekannten hatte sie bisher noch niemand tanzen sehen. Man umgab sie, man suchte ihr auszusprechen, wie man überrascht worden sei. Nur Willibald schwieg. Eines der jungen Mädchen fragte, von wem Viola dieses Tanzen erlernt habe.

„Ich habe ja Tanzstunden gehabt und auch im Theater tanzen sehen," sagte sie; „aber dies Tanzen für mich allein, das habe ich als Kind getrieben. Jetzt natürlich tue ich es nur, wenn ich einmal andern einen Spaß damit machen soll."

„Es ist, als ob man das junge Birkenlaub sich im Frühlingswinde neigen und beugen sähe!" fuhr Willibald aus seinem Schweigen plötzlich auf und hätte die Äußerung gern zurückgehabt, da er sie getan hatte.

Sie jedoch blickte ihn freundlich an.

„Haben Sie das gemerkt?" sagte sie. „Ach, das freut mich! Denn wenn ich meine Künste einem abgesehen und von einem erlernt habe, so war es von den Bäumen. Denen wollte ich es nachmachen, als ich ein Kind war, und so kam ich in den Zug und Takt. Das Hinundher, das Aufundnieder schien mir so beneidenswert. Am liebsten wär' ich freilich mit den Schwalben durch die Luft geschossen. — Aber," setzte sie rasch ablenkend hinzu, sich der Bewunderung zu entziehen, „ich habe Ihnen nun den Willen getan; nun noch ein kleiner Kotillon, denn wir sind ganze sechs Paare, damit geht es schon, und ich will meine schönen Sträuße doch nicht ganz allein für mich behalten."

Als Willibald danach Viola zum Tanze aufgefordert hatte, sah er, wie der eine Herr von Reinsberg sich Elisen antrug; aber noch ehe diese eine Entscheidung hatte treffen können, rief Viola:

„Nein, das geht nicht! Es sind ja nur sechs Herren da. Elise tanzt nicht mit!"

Sie hatte dabei gar kein Arg. Elise schien die Bemerkung auch vollkommen in der Ordnung zu finden, und da sie die Aufforderung des Leutnants abwies, wählte dieser ein halb erwachsenes Mädchen, das sonst übriggeblieben wäre.

Das alles währte nur ein paar Augenblicke, spielte sich für die andern unmerklich ab; indes es tat ihm für Elise leid, daß jeder ihr gebot, daß sie dies jedesmal als etwas Natürliches hinnahm, daß sie sich beständig unterordnete, die doch zu ruhigem Gebieten wie gemacht war. Je mehr er ihr Schalten und Walten vor Augen hatte, um so gewisser nannte er sie die geborene Hausfrau, der freie Hand zu schaffen, die unabhängig anordnen zu sehen ein Vergnügen sein müsse. Sie blieb immer dieselbe freundlich-sympathische Gestalt.

Aber der Wirbel des Tanzes zog ihn in seine Kreise. Er tanzte jetzt mit Viola, sie schmiegte sich dem Takte an und wiegte sich in ihm mit solch williger Natürlichkeit, daß das Birkenlaub und die Schwalben ihm in den Sinn kamen und er sie festhielt, als könne ihre Lust, sich aufzuschwingen, sie seinem Arm entziehen. Er sprach ihr das scherzend aus, sie nahm es mit der ihr eignen unbefangenen Fröhlichkeit hin, und er mochte sich nicht enthalten, ihr zu sagen, wie er ihr eben noch gezürnt habe, weil sie Elisen so gebieterisch von dem Tanze zurückgehalten hatte.

Sie verstand ihn nicht.

„Was ist denn da zurückzuhalten?“ fragte sie. „Elise ist doch keine Tänzerin mehr! Es war ja auch nur eine Höflichkeit von meinem Vetter. Und sie macht sich auch aus dem Tanzen nichts; am wenigsten heute, denn sie hat arges Kopfweh.“

Er wunderte sich, daß sie in dem Falle sich nicht zurückgezogen habe.

„Wo denken Sie hin? Das fällt ihr gar nicht ein!“ entgegnete Viola. „Dazu ist sie viel zu gewissenhaft und viel zu gut. Das würde eine Störung veranlaßt haben, und ehe Elise etwas täte, was andre hindern oder von einem Vergnügen zurückhalten könnte, da müßte sie todkrank sein. Sie denkt nie an sich, und wenn ich sie nicht ein bißchen quäle, ist sie eigentlich nicht recht zufrieden.“

Sie hatte das in liebevollem Scherz gesprochen, aber bei seiner Eingenommenheit für Elise mißfiel ihm der Ausspruch, und da gleich nach Beendigung des Kotillons Elise sich zu der Baronin gesellte, die sich von dem Flügel erhoben hatte, war es ihm erwünscht, daß man sich trennte.

Alle waren in der besten Laune, nur Willibald war nicht gut aufgelegt, nicht zufrieden mit Elise und mit Viola; und die notwendige Erörterung mit dem Vater lag ihm auch im Sinne.

Er nannte die Unterordnung, mit welcher Elise gehorchte und sich gebieten ließ, einen Mangel an Selbstgefühl. Er fand in dem Tone, in welchem Viola von ihrer Erzieherin geredet, so freundlich er geklungen, eine eitle Überhebung, eine Zurücksetzung Elisens. Und weshalb? — weil die erste Jugend an ihr vorüber war.

Als ob man nur mit achtzehn Jahren gefallen könne, als ob den achtzehn Jahren jeder willenlos zu Füßen sinken müßte! dachte er; und der Einfall stieg

in ihm auf, was Viola und was sein Vater dazu meinen würden, wenn er ihnen bewiese, daß man in der wahren Schönheit mit dreiunddreißig Jahren einem Manne begehrenswerter scheinen könne, als in der stolzen Frische der allerersten, kecken Jugend! Er hätte sehen mögen, wie Viola es nehmen würde, wenn man ihre Erzieherin ihr vorzog, und was sein Vater sagen würde, wenn er, seine ihm gebührende Freiheit behauptend, Elise in das Mannsteinsche Haus einführte, in eine Stellung, die auszufüllen sie weit mehr geeignet sein mußte, als ein solch unerfahrenes Mädchen, und in Verhältnisse, um welche Viola sie vielleicht beneiden dürfte.

Es war ein Einfall! Aber der Zufall bemächtigte sich seiner und gab ihm Bedeutung und Gewicht.

5

„Warum sprichst du nicht?" fragte der Geheimrat den Sohn, als sie, nebeneinander im Wagen sitzend, bereits eine ganze Strecke ihres Weges zurückgelegt hatten.

„Weil ich besorge, daß dir nicht genehm sein könnte, was ich dir zu sagen habe, lieber Vater!"

„Tue dir keinen Zwang an! Du hast es mir ja bereits gesagt," meinte der Geheimrat. „Viola gefällt dir nicht. Sie ist dir zu zigeunerhaft, und du sollst sie heiraten, nicht ich! Die Sache ist also abgetan. Du weißt besser, was dir frommt."

Willibald hörte des Vaters Unwillen in jedem Worte, und seine erste rasche Äußerung über Viola tat ihm leid, denn sie hatte ihn, da er sie tanzen gesehen, entzückt wie alle andern. Doch mochte er nicht zurücknehmen, was er einmal gesagt hatte, denn es handelte sich um mehr als um eine Verschiedenheit

oder Gleichheit des Geschmackes zwischen ihm und seinem Vater.

„Ich habe einmal eine Vorliebe für blonde Frauen," sagte er einlenkend, „obschon ich zugebe, daß Viola sehr ungewöhnlich ist und auch liebenswürdig sein kann."

„Aber," unterbrach ihn der Vater, „du magst sie nicht, und das genügt, obschon ich's nicht begreife. Geh' denn deine eignen Wege!"

Die Aufforderung brachte Willibald auf, doch bedachte er sich. Er wußte, daß der Vater entschiedenem Widerspruche gegenüber das Maß verlieren konnte, und die Mutter, die ihn mit großer Demut sehr geschickt zu behandeln gewußt, hatte immer vorsichtig nur eine gelassene Überredung geübt. Willibald wollte ihrem Beispiel folgen, denn der Vater hatte ja niemand sonst als ihn; aber er sagte sich dabei, daß der Tag und die Stunde gekommen sei, in denen er sein Recht und seine Freiheit ein für allemal festzustellen und zu wahren habe; und ruhiger als er sich fühlte, bemerkte er:

„Wäre ich zwanzig Jahre alt, statt sechsundzwanzig, wäre ich ganz frei, so würde ein Mädchen wie Viola mich wahrscheinlich im Sturm erobert haben, denn reizend genug ist sie! Jetzt indessen —"

Der Vater unterbrach ihn abermals.

„Was soll das heißen, wäre ich ganz frei?" fragte er mit wachsender Heftigkeit. „Wer oder was hindert dich zu tun, wie's dir gefällt?"

Und wieder wich der Sohn ihm aus.

„Als die Mutter noch lebte," entgegnete er, „als unser Haus noch in ihrer klugen Obhut war, hätte ich wohl daran denken können, mit solch einem reizenden Wesen wie Viola eine Weile durch das Leben hinzuschwärmen, mit ihr in fröhlicher Ungebundenheit von Nord nach Süd, von Süd nach Nord zu ziehen,

wie die Wandervögel, die sie schon als Kind beneidet hat und vielleicht noch heute beneidet. Aber was sollen wir mit einer Hausfrau machen, deren eigentliches Wesen erst im Tanze zur Erscheinung kommt?"

„Nun, das Tanzen pflegte den jungen Frauen in der Ehe zu vergehen!" warf ihm der Vater ein. „Aber wir haben die Rollen vertauscht, wie mir es vorkommt. Ich denke an deine Lust, du an die häusliche Behaglichkeit. Glücklicherweise," setzte er spottend hinzu, „war ich, als ich in deinen Jahren deine Mutter freite, verliebterer Natur als du und nicht so altbärtig. Ich dachte nur an ein schönes, frisches Weib, weil ich mich den rechten Mann zu einem solchen wußte. Ich suchte dir, der du ein junger Kerl bist, also auch ein Mädchen aus, wie sich's für dich gebührt, und deine Bedenken laufen auf ein Nichts hinaus, wenn sie nicht eine andre Ursache haben, die du vor mir zurückhältst. Hast du eine andre im Sinne, so sag's grad' heraus, damit wir doch zum Ziele kommen!"

„Nun denn," sagte der Sohn mit plötzlichem Entschlusse, durch des Vaters spottenden Ton gereizt, Meinung und Willen gegen Meinung und Willen rückhaltlos einzusetzen und sich und den seinen zu behaupten, „nun denn, grad' heraus also! Ich habe mich für Elise Wald entschieden!"

„Für die Gouvernante!" lachte der Vater. „Narrenspossen! Laß die Torheit, wenn man ernsthaft von der Sache spricht."

Das Lachen konnte Willibald nicht ertragen.

„Elise ist sehr schön," sagte er, „schöner als Viola!"

„Aber schon seit einer hübschen Reihe von Jahren!" warf der Vater ein.

„Ihre sanfte, verständige Weise hat mich vom ersten Augenblick an gefesselt," fuhr Willibald fort, der, immer weiter vorwärts getrieben auf dem plötz-

lich betretenen Wege, sich etwas damit wußte, eine gemessene Ruhe an den Tag zu legen gegen seines Vaters Aufwallung. „Jedes Wort, das ich mit ihr gesprochen habe, alles, was ich von ihrem Benehmen und Tun beobachtet habe, was Viola über sie geäußert hat, stimmt zusammen mit dem ersten Eindruck, den sie mir gemacht hat. Elise ist die Frau, wie ich sie mir wünsche."

Der Geheimrat fuhr auf:

„Ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren und eine dreiunddreißigjährige Person! Mein Sohn — Willibald Mannstein — und eine pfennigslose Gouvernante, die noch im Dienste ist! Unmöglich! Ganz unmöglich! Das kann nicht dein Ernst sein, Willibald!"

„So gewiß," versetzte dieser, „als es dein Ernst war, Vater, mir völlig freie Wahl zu lassen, zu der ich mir des Rechtes auch bewußt bin."

Des Vaters Augen blitzten bei den letzten Worten auf, aber auch er überwand sich und sagte gelassener:

„Freie Wahl! Man gönnt dem Menschen leicht eine freie Wahl, dem man zutraut, er werde keine Torheit begehen! Die Wald ist schön, ist angenehm; alles, was auch ich von ihr gehört habe, spricht zu ihrer Ehre. Zehn, zwölf Jahre jünger — und pfennigslos und selbst weniger schön — sollte sie mir recht sein, solltest du deinen Willen mit ihr haben. Aber eine alte Jungfer! — Nimmermehr!"

„Wenn ich sie aber liebe!" wendete Willibald ein.

„Lieben! Was heißt das, lieben? Du bist bisher vergnügt fertig geworden ohne sie, und wirst noch vergnügter fertig werden mit einer andern, mit einem schönen, frischen jungen Weibe! — Welche Partien hat man dir nicht nahegelegt! — Kein Mensch würde es begreifen, wie du auf ein Frauenzimmer von drei-

unddreißig Jahren verfällst, fast noch einmal so alt, als es sich für dich schickt. — Zugegeben, sie ist schön! Ich selber liebe die Blondinen. Die Mutter hatte ihrerzeit ein Haar wie Gold, sie konnte sich einwickeln in ihr Haar!" schaltete er ein. „Aber ein junger Mann, der ein für ihn zu altes Mädchen heiratet, begeht stets eine Dummheit, oder macht in der Leute Augen immer dieselbe lächerliche Figur, wie ein Mann, der ein häßliches Mädchen heiratet. Er macht die Figur eines Mannes, der geheiratet, übertölpelt worden ist. Dazu will ich aber meinen Namen und mein Vermögen nicht erworben haben! Dazu nicht!"

Er war sehr heftig geworden, der Sohn bezwang sich mit Mühe, und die große Gewalt, die er sich antat, gab seinen Worten eine trotzige Bitterkeit.

„Wenn Name und Besitz knechten sollen," sagte er, „so ist der namenlose Unbemittelte besser daran."

„Was weißt du davon? Was weißt du, wie Armut und wie Arbeit tun?" herrschte ihn der Vater an.

„Ich habe getan, was mir obgelegen hat!" entgegnete Willibald.

„Du wirst auch jetzt tun, was dir gut dünkt —"

„Muß das nicht jeder Mann?" fiel der Sohn dem Vater ein.

„Du wirst tun, was dir gut dünkt," wiederholte der Vater, „ohne Rücksicht auf mich, auf meine Wünsche und ohne Rücksicht auf die gesunde Vernunft," setzte er scharf hinzu, und sie schwiegen beide.

Der Wagen rollte auf seinen Gummirädern lautlos hin, nur den Hufschlag der Pferde hörte man in den bereits stiller werdenden Straßen. Es war der erste Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn. Keiner von ihnen beiden hatte die Möglichkeit eines solchen in diesem Fall vorausgesehen, und eben deshalb trat und quälte er sie beide.

Der Geheimrat, der, wie er sich sagte, um des Sohnes willen auf eine zweite Ehe für sich verzichtete, fand sich dadurch berechtigt, von diesem eine Heirat nach seinem Sinne zu begehren, und ihn von einer Verbindung abzuhalten, bei welcher die Altersverschiedenheit ein wirkliches Bedenken bot. Willibald hingegen, der sich über dies Bedenken mit der Rücksicht auf des Vaters häusliches Behagen, die er sich vorspiegelte, forthalf, obschon die Erklärung, die er eben getan hatte, nicht Folge eines reifen Entschlusses, einer zwingenden Leidenschaft gewesen war, glaubte für alle Zukunft seine Selbständigkeit aufzugeben, wenn er sie in diesem für ihn wichtigsten Falle nicht behauptete; und es war nur natürlich, daß die Frau, die man ihm vorenthalten wollte, für ihn an Wert gewann, ja ihm die einzig Begehrenswerte zu sein dünkte. Er kam sich sehr reif und fest und männlich vor, weil er dem Manne schroff entgegentrat, in welchem er im Grunde seines Herzens das Urbild aller besonnenen Tüchtigkeit verehrte. Sogar das Schweigen seines Vaters, statt ihn zu beschämen, erhob sein Selbstgefühl. Er ahnte in seiner Verblendung es nicht, wie der Geheimrat ihn in diesem Augenblicke übersah. Aber da es diesem dem Sohne gegenüber am wenigsten darauf ankam, Recht zu behalten und das Eingeständnis eines Irrtums von ihm zu erlangen, sofern er von ihm nur erreichte, was er wollte und für das Vernünftige erachtete, ließ er ihm das letzte Wort. Er hatte es oft genug erprobt, daß man zurückgehen muß, um vorwärts und an sein Ziel zu gelangen, und er verlor es niemals aus dem Auge.

„Laß uns zustande kommen, Willibald," sagte er nach längerem Schweigen, da man sich dem Hause nahte. „Wir sind niemals im Mißmut voneinander gegangen, es soll auch heute nicht geschehen. Du wirst

tun, was du nicht lassen kannst, das steht zwischen uns beiden fest; aber überlege dir die Sache, denn sie eilt nicht. Ich habe nichts gegen die Wald. Sie gefällt mir wohl, sie würde ihre Stelle in unserm Hause, das ist durchaus richtig, sehr gut ausfüllen; indes wir können, da wir jetzt auf das Alleinsein eingerichtet sind, uns noch eine Weile weiter ohne sie behelfen. Also keine Übereilung! Sieh die Sache ruhig an. Eine Gouvernante, ein mittelloses Mädchen von dreiunddreißig Jahren, nimmt man dir nicht fort, das kannst du immer haben, und je später um so sicherer und leichter. Frauenzimmer steigen durch das Alter nicht wie Wein im Preise; darum laß dir Zeit! — Das ist alles, was ich fordere, und damit gute Nacht, mein Sohn!" setzte er hinzu, als sie ihr Haus erreicht hatten.

„Gute Nacht, Vater. Verzeih! Ich danke dir!" entgegnete ihm Willibald, aber weder der Dank, noch die Entschuldigung kamen ihm von Herzen, und wie er des Geheimrats Absicht klar durchschaute, war er fest entschlossen, sie zu vereiteln und seinen Willen, mochte daraus werden, was es wollte, durchzusetzen.

Er wollte sich niederlegen, war jedoch zu aufgeregt dazu. Ein Schmerz, den er nie empfunden hatte, peinigte ihn: er grollte seinem Vater. Daß er dies zu tun imstande sei, hatte er nie für möglich gehalten; aber er konnte die Worte nicht vergessen: Frauenzimmer steigen durch ihr Alter nicht wie Wein im Preise. —

Verspottet zu werden, wo er liebte, das konnte er nicht ertragen, und an der Empörung über diesen Spott meinte er seine Liebe erst recht zu erkennen und zu ermessen. Jetzt konnte er in keinem Falle von Elise lassen, und sie war auch sicher, wie er sich sagte, die rechte Wahl für ihn und für sein Haus. Er mußte

zeigen, daß er sich und das Mädchen, das ihm teuer war, nicht höhnen ließ.

Er ging an seinen Schreibtisch. Noch in dieser Stunde wollte er Elisen sein Herz eröffnen, morgen in aller Frühe sollte sie seinen Brief in Händen haben, morgen noch hoffte er seinem Vater zu sagen, daß er —

Er hielt inne. Geradeswegs trotzen wollte er seinem Vater doch nicht, schon um Elisens willen nicht. Er durfte ihr in dem Hause, welches auch das ihre werden sollte, keinen unfreundlichen Empfang bereiten; er konnte sie nicht aus einer Umgebung, aus welcher man sie sicherlich mit Schmerzen scheiden sah, in ein Verhältnis einführen, in dem man sie nur widerstrebend aufnahm.

Es war nicht anders! Unter dem Anschein der Freiheit hatte der Vater ihm die Hände gebunden und eine harte Fessel angelegt. Nicht er bedurfte der Überlegung und des Prüfens; aber er mußte warten, sich gedulden, bis der Vater für Elise gewonnen sein würde, wie er selbst es war. Wie lange konnte, sollte dieses währen? Warten war nicht seine Sache! Er hatte, gerade wie der Vater, nicht viel Geduld, hatte sie zu brauchen nicht gelernt, und Elise vollends, sie ward ihm jetzt zur Hauptperson, hatte lang genug auf Glück gewartet, lang genug! Elise war kein Kind mehr!

Er hätte das Wort zurückhaben mögen, als es ihm gekommen war. Es war seines Vaters Werk, daß es sich ihm aufgedrängt hatte. Aber er scheuchte den Gedanken in demselben Augenblick von sich, und mit warm und schön aufwallendem Empfinden gelobte er sich, treu an seiner Liebe und an der Erwählten festzuhalten.

6

Der Präsident und die Baronin saßen noch beieinander, als Elise und Viola sich bereits zurückgezogen hatten. Die Baronin war spätlebig, war ebenso wie der Präsident gewohnt, abends, ehe sie zur Ruhe ging, noch eine Weile für sich selbst da zu sein, wenn der Tag sie anderweitig hingenommen hatte, und wenn sie beieinander waren, hielten sie beide auf dies ruhige Genießen einer vertraulichen Unterhaltung.

„Ein wackerer Mann, dieser Geheimrat," sagte die Baronin. „Ich liebe diese Art von Männern, die aus dem Volke emporgekommen sind. Sie behalten etwas Naturwüchsiges, etwas von der kräftigen, frischen Scholle. Weil sie sich selbst gemacht haben, modeln sie nicht viel an sich und sind gerade darum auch aus einem Stück."

„Mannstein hat nicht nur sich selbst, sondern zugleich eines der größten Vermögen des Landes gemacht. Auch unsrer Industrie hat er einen nicht zu unterschätzenden Aufschwung gegeben! Und er hat nur den einen Sohn!" bemerkte der Präsident.

„Ein schöner Mensch! Ist er dem Vater gleich an Tüchtigkeit?"

„Solange der Vater dirigiert, wird das schwer zu erkennen sein! Indes mir scheint, der Geheimrat findet sich von ihm verstanden. Willibald ist tätig, umsichtig und wird mindestens fortführen, was der Vater geschaffen, zusammenhalten, was der Geheimrat erworben hat. Der Vater nennt ihn einen guten Rechner, und der junge Mann kennt den Wert des Geldes auch."

„Große Eigenschaften!" sagte die Baronin. „Schade,

daß man sie der Aristokratie nicht wie die Pocken von gesunden Geschlechtern einimpfen kann."

„Daß die Aristokratie das Geld nicht schätzt, können Sie doch nicht behaupten!" meinte der Präsident.

„Das tue ich auch nicht!" entgegnete die Baronin. „Sie ist sogar geldgierig aus Genußsucht, und unsre jungen Männer sind nicht wählerisch in der Art, zu Geld zu kommen. Sie trachten danach, durch Heiraten, durch Spiel, durch waghalsige Spekulationen sich Geld zu schaffen, und verrechnen sich dabei unter zehnmal neunmal. Kommen sie dann doch einmal auf solche Weise zu Vermögen, so rinnt es ihnen wie Sand durch die Hände, denn sie schätzen nur das zum Ausgeben fertig daliegende Geld, nicht die Arbeit, die es geschaffen hat. Dazu hilft die alljährige Gesetzmacherei unsrer Parlamente der Aristokratie, sich zu ruinieren. Die Staaten vergessen, daß sie ohne eine festgegliederte, grundbesitzende Aristokratie so wenig bestehen können, als ein Körper ohne einen ordentlichen Rückgrat. Ein Land ohne einen festen erblichen Grundbesitz ist ein Haufen Sand, den der erste Sturm verweht."

Der Präsident lächelte, doch hütete er sich, die Schwägerin zu unterbrechen. Er kannte diese ihre Ansichten wie ihre Weise, den Gedanken, die sie in ihrer Einsamkeit in sich auszuspinnen gewohnt war, im Gespräch den vollen, rückhaltlosen Ausdruck zu geben, und diesmal begegneten ihre Theorien seinen Wünschen.

„Für wen hat dieser Mannstein gearbeitet? Wie lange wird das Vermögen erhalten bleiben, das er gemacht hat?" fragte sie. „Man müßte diese bürgerlichen Emporkömmlinge arbeiten lassen zum Nutzen des Adels und damit zu des Staates, des Landes Heil."

„Ein frommer Wunsch, der schwerlich auf das wirkliche Leben anzuwenden wäre!“ schaltete der Schwager ein.

„Eine Tatsache, die sich unter unsern Augen in England als etwas ganz Natürliches vollzieht!“ entgegnete sie ihm. „Eine Maßnahme, welcher auch bei uns, wenn man sie an ihm probiert', sich kaum ein reicher Bürgerlicher entgegenstellt! In England würde dieser Geheimrat längst geadelt sein. Er würde dann ein Majorat errichtet, einen unveräußerlichen Grundbesitz geschaffen haben. Sein Sohn würde diesen Titel und Besitz als Lord Mannstein auf ferne Geschlechter vererben, und dem Staate würde für seine Erhaltung innerhalb des alten, rechten Herkommens eine neue verläßliche Stütze geboten worden sein. — Was aber wird bei der jetzigen unseligen gleichen Erbteilung in fünfzig, in hundert Jahren von dem Mannsteinschen Vermögen noch übrigbleiben? — Schade um den Mann und seine Arbeit!“

„Der bürgerlich Geborne soll also arbeiten und schaffen, um ein Edelmann zu werden. Er soll sich zum Nutzen seines einen Sohnes und dessen spätester Nachkommenschaft schon bei seinen Lebzeiten die Hände binden und seinen freien Willen beschränken lassen!“ faßte der Präsident die Worte der Baronin abschließend zusammen. „Ich zweifle nicht daran, daß beide Mannsteins sich solchem Plan sehr entschieden widersetzen würden.“

„Der Sohn vielleicht,“ meinte die Baronin, „der Vater ganz gewiß nicht. Denn wie sollte einem so klugen Manne nicht behagen, was die Frucht seiner Arbeit vor Zersplitterung bewahrt? Wie sollte ihm nicht zusagen, was er in dem mächtigen Inselande, dessen Institutionen er kennt und das er rühmte, als die Quelle eines wachsenden Reichtums vor Augen

hat? Wie sollte ihm nicht wohlgefallen, was ihn und seinen Namen aus der großen Masse hebt und sondert?"

Der Präsident schüttelte ablehnend das Haupt.

„Sie würden, wie ich glaube, in den Kreisen der guten alten Kaufmanns- und Beamtenfamilien vielen Männern begegnen, die es verschmähen dürften, unter solchen Bedingungen sich dem Adel einverleiben zu lassen."

„So mögen diese Art von beschränkten Köpfen in der Sphäre bleiben, in der sie sich etwas dünken, und verwendet werden, wozu sie innerhalb derselben gut sind. Je frischer die Kräfte, die erhoben werden, um so besser. Ein Kind aus dem Volke, das ohne Familiendünkel in Armut erwachsen ist, das emporgesehen hat zu den Vornehmen wie zu den himmlischen Heerscharen, wird die Annahme des Adels selten einmal verschmähen. Und anderseits kann kein Mann, der selbst Vermögen zu machen verstanden hat, ein Widerstreben dagegen fühlen, wenn die jüngern, nachgebornen Söhne seines Hauses von vorn beginnen müssen, so wie er. — Nein! volle Freiheit des Handelns für den Erwerbenden; Gebundenheit für den, der sich in gefestetem Besitz befindet! Keine Zersplitterung der großen, festen Vermögen! Das ist das große Prinzip jenseits des Kanals. Bedenken Sie, wo hielte ich heute, wenn die Borusischen, wenn die Sternbergschen Güter Majorate gewesen wären! Wenn ich mit meiner schaffenden und ordnenden Kraft für mich selber hätte arbeiten können und nicht einzustehen gehabt hätte für die mißbrauchte Freiheit meiner Vorgänger!"

Der Präsident gönnte ihr achtungsvoll die Genugtuung, welche sie sich hier und da einmal zu bereiten liebte, denn die Wendung des Gesprächs kam ihm, wie gesagt, gelegen.

„So würden Sie vielleicht für Viola eine Heirat mit dem jungen Mannstein nicht ungehörig finden?“ sagte er nach einer kleinen Weile.

Die Baronin, welche sich bequem in ihren Sessel zurückgelehnt hatte, horchte auf.

„Kommt der Plan von Ihnen?“ fragte sie.

„Äußerungen des Geheimrats haben ihn mir nahegelegt.“

„Sie sehen,“ fiel die Schwägerin ein, „ich habe recht. Ihrem niedriggebornen Geheimrat schmeichelt der Gedanke, seinen Sohn mit einer Elsheim, mit einer Enkelin der Sternberg und der Borusi zu verbinden; und ich lobe es, daß er also denkt und hoch hinaufstrebt. — Freilich, mit meiner Mutter wäre nicht davon zu sprechen gewesen; mir jedoch widersteht der Gedanke keineswegs. Mannstein muß geadelt werden, muß noch größeren Grundbesitz erwerben, was ja nicht hindert, daß er die Fabriken fortarbeiten läßt; und da Sie keine Söhne haben, und ich keine Erben als Viola, so würde man sich darüber vereinigen können, ob er Ihren oder unsern Namen neben dem seinen fortzuführen hätte.“

Der Präsident konnte sich eines leisen Lächelns nicht erwehren. Er war sicher, daß unter der Bezeichnung „unser Name“ der Name der Borusi gemeint war, und er kannte seinen alten Freund genugsam, um nicht zu wissen, wieviel derselbe auf seinen ehrlichen, selbstgemachten Namen hielt, und wie wenig er geneigt sein konnte, sich den hochtrabenden Namen eines ausgestorbenen rumänischen Fürstengeschlechtes aufnötigen zu lassen, selbst wenn er sich bereit finden sollte, auf eine sogenannte Standeserhöhung durch Annahme des Adels einzugehen, was dem Präsidenten auch nicht wahrscheinlich vorkam. Er berührte jedoch die Frage mit keinem Worte weiter.

„Es freut mich," sagte er, „daß wir uns über die Hauptsache so leicht verständigen. Ein Vermögen, wie diese Mannsteins es besitzen, und ein so frischer, gesunder Mann wie Willibald, sind Vorteile, welche den vererbten Adel aufwiegen, Vorteile, die ich Viola gern zugewendet sähe, vorausgesetzt, daß die jungen Leute sich zusammenfänden und Neigung füreinander faßten. Sonderbarerweise kam mir's aber vor, als beschäftigte der junge Mann sich mit Elise geflissentlicher als mit Viola."

„Sie nannten ihn einen guten Rechner," fiel die Baronin ein, „und Leuten seiner Herkunft steckt immer ein Mißtrauen gegen uns irgendwo im Blute. Er muß wissen, daß er in den Augen der Welt ein Heiratskandidat ist, er weiß auch, daß er eine vortreffliche Partie ist, seines Vaters Wünsche sind ihm vermutlich bekannt, und er handelt also, wie mir däucht, mit lobenswerter Vorsicht. Er wird sich nicht vorwärts wagen wollen, ehe er nicht sicheren Boden unter den Füßen hat. Er meint vielleicht auch, Viola unbefangen zu erhalten, sie besser beobachten zu können, wenn er der Wald zu huldigen scheint. Ich würde Ihnen ein Bauernwort anführen, paßte es im Ausdruck nicht gar zu wenig für den Fall."

„So wollen wir denn die Sache ruhig gehen lassen!" sagte der Präsident.

„Lassen Sie uns nicht unvorsichtiger als der junge Mannstein handeln!" meinte die Baronin. „Man muß die Wald in Kenntnis setzen. Sie liebt Viola, sie ist verständig —"

„Wozu also die unnötige Mitwissenschaft in einer Sache, die doch vorläufig noch in weitem Felde ist. Die Wald ist in der Tat verläßlich und verständig."

„Verständig," schaltete die Baronin ein, „und verläßlich, soweit hübsche Frauenzimmer es zu sein ver-

mögen, wenn ein heller Nachsommer ihnen die Möglichkeit des Glaubens läßt, daß sie noch im Frühling leben. Fast bei allen diesen alternden Mädchen ist der Verstand nie recht im Gleichgewicht mit ihrem Herzen, und ihre Hoffnungsseligkeit ist ohne Schranken. Im besten Falle haben sie Vernunft genug, nicht geradeswegs Törinnen zu sein, und das freilich glaube ich von Ihrer Wald."

„Ich weiß, Sie denken von den Frauen nur gering! Habe ich Sie doch oft genug gegen sich selber in Schutz zu nehmen gehabt!"

„Weil es Ihnen so gefiel!" scherzte die Baronin. „Denn obschon ich mir manche gute Eigenschaften zuerkenne, habe ich doch allen Grund, nicht groß von mir zu denken, und ich tu's auch nicht. Aber folgen Sie mir! — Willibald ist reich und schön, er zeichnet Elise aus, ich sah das so wie Sie. Möglicherweise hält er sie für jünger als sie ist; vielleicht glaubt sie, daß Sie Ihre Tochter keinem Bürgerlichen geben würden. Man tut ein gutes Werk, wenn man den beiden gleich den Weg verlegt, auf welchem sie in die Irre gehen könnten. Und an der Wald gewinnen wir auf diese Art einen Beistand, während sie uns als ein Hindernis begegnen könnte; denn Elise ist schön, und mehr oder weniger liebt ihr es ja alle, den Ahasver zu spielen, der die Esther auf den Thron erhebt."

Der Präsident wußte, daß seine Schwägerin in bester Laune sei, wenn sie in solchen Scherzen sich erging, und es freute ihn immer ganz besonders, sie heiter zu sehen, weil sein edler Sinn es nie vergessen konnte, welchen umgestaltenden Einfluß er auf ihr ganzes Leben gehabt hatte, wie wehe er ihr dereinst getan. Dazu war er bedeutend genug, sich durch die starken Äußerungen ihres weiblichen Selbstgefühls nicht

beeinträchtigt zu fühlen, und in die Verehrung für die Schwägerin hatte sich seit dem Tode seiner Frau etwas von der Zärtlichkeit gemischt, welche er für diese warm in sich gehegt. Die Baronin fühlte das. Es mochte ihr auch wohltun, daß er die einst Verschmähte suchte, aber sie nahm's in ihrer Weise auf; und er hatte sich's gefallen zu lassen, daß sie sich gab, wie's ihr gefiel, daß sie kam und ging, wie's ihr behagte, obschon sie wußte, wie jenes gemeinsame Erinnern, das man nur mit den Genossen seiner jungen Jahre hat, ihm ihre Nähe und ihren Aufenthalt in seinem Hause wertvoll machte.

„Darf ich denn auch darauf rechnen, daß Sie uns eine Weile bleiben?" fragte er danach. „Ihr Scharfblick, Ihre Einsicht wären mir viel wert."

Die Baronin lachte mit ihrer tiefen Stimme leise vor sich hin.

„Das heißt," sagte sie, „Sie würden es nicht verschmähen, einen Teil aller Verantwortlichkeiten auf meine Schultern zu legen."

Der Präsident versicherte, daß sie ihm Unrecht tue.

„Durchaus nicht," entgegnete sie ihm mit jenem stolzen Tone, der ihr sehr wohl anstand. „Wie kann man von einem Unrecht sprechen gegenüber einer Naturbestimmtheit. Es liegt in der Natur des Mannes, uns als das zartere, als das schwache Geschlecht zu betrachten, wo ihr euch uns gegenüber, oder überhaupt wo ihr euch eures Willens klar bewußt seid, bis es euch in einem zweifelhaften Falle einmal bequem ist, den Löwenanteil des Entschließens, des Leistens, des Duldens, und, wie in diesem Augenblicke, die Last der Verantwortung in großherzigem Vertrauen auf die schwachen Schultern des zarteren Geschlechts zu wälzen. Aber" — sie richtete sich in ihrer

ganzen Kraft empor — „seien Sie unbesorgt, ich bin auch größerer Last gewachsen!“

Sie reichte ihm die schöne, starke Hand, er drückte sie ihr herzlich.

„So bleiben Sie?“ fragte er erfreut.

„Ja! Ihre beiden Mannsteins sind nach meinem Sinne, und ich kann jetzt gerade gut von Hause fort. Sie haben gesehen, meine Felder sind bestellt, meine Leute mir verläßlich. Man hat glücklicherweise genug Licht und Luft bei Ihnen, ich war auch lange nicht in der Stadt. Ich bleibe gern, denn ich habe meine Lust an Viola. In solchen Angelegenheiten kommt der ganze Mensch heraus. Ich bin neugierig, zu erfahren, was aus der Sache wird und wie sie sich derselben gegenüber stellt. Ich will sehen, was sie tun wird.“

Der Schwager dankte ihr für die Zusage. Sie waren beide zufrieden mit sich und miteinander.

7

„Ich habe euch eine erfreuliche Nachricht mitzuteilen,“ sagte am folgenden Morgen der Präsident, als er, zeitig wie immer, mit der Tochter und Elise bei dem Frühstück zusammen war. „Die Tante hat sich zu meiner großen Genugtuung überreden lassen, ihren Aufenthalt bei uns auszudehnen; und je länger es euch gelingt, sie bei uns festzuhalten, um so lieber wird es mir sein.“

Er äußerte sich dabei, wie immer, mit großer Anerkennung über seine Schwägerin. Er rühmte ihre Frische, ihre geistige und körperliche Energie, ihren unverwüstlichen Humor, der gelegentlich sich selbst nicht schone, ihren weiten Blick auch in jenen Fällen, in welchen er die Sachen unter einem andern Gesichts-

punkt sähe. Er sagte, was er auch gegen die Baronin ausgesprochen, daß in dem Menschen mit den Jahren die Neigung wachse, sich den Genossen seiner jungen Jahre wieder anzunähern, und daß er es als eine große Gunst für sie alle ansehen würde, wenn es der Tante in seinem Hause so behaglich gemacht würde, daß sie sich womöglich entschlösse, in Zukunft die Winter in der Stadt und in seinem Hause zuzubringen, da man durch seine Versetzung in die Residenz einander räumlich so viel näher gekommen sei.

Viola zeigte sich höchlich erfreut durch diese Aussicht, Elise versprach von Herzen, ihr Bestes zu tun. Jedoch trotz ihrer Verehrung für die Baronin sah sie augenblicklich ein, daß ein langer, ein öfters wiederholter Aufenthalt derselben in des Präsidenten Hause seine Bedenken für sie haben würde.

Elise war nicht herrschsüchtig. Sie ordnete sich der älteren, der vornehmen Frau und dem Charakter der Baronin unbedenklich und freiwillig unter; aber sie hatte dem Hauswesen des Präsidenten seit sieben Jahren in voller Unabhängigkeit als Hausherrin vorgestanden, hatte in Übereinstimmung mit dem Vater ausschließlich über Viola gewacht; wie sollte das jetzt werden? — Es war sehr natürlich, daß die an unbedingtes Gebieten in ihrem Hause gewöhnte Baronin, daß die Schwägerin des Präsidenten sich berechtigt fühlte, ihren Willen und ihr Bedürfen als maßgebend auch in seinem Hause zu betrachten. Es war in der Ordnung, daß die Tante sich das Recht zuerkannte, über Viola zu bestimmen, wo es dieser nicht selbst zustand, oder sobald irgend etwas zweifelhaft scheinen konnte. Es war selbstverständlich, daß Elise in jedem Sinne neben der Baronin zurückzutreten hatte. Peinlich blieb es deshalb für Elise dennoch.

Bei den Besuchen, welche man im Verlauf der

sieben Jahre der Baronin auf ihren Gütern gemacht, hatte diese sich mit schöner Zuvorkommenheit den Wünschen ihrer Gäste zur Verfügung gestellt; um so mehr hatte sie nun das gleiche in dem Hause ihres Schwagers zu erwarten, wo man es ihr zu leisten auch durchaus bemüht war. Mit all' ihrer Gefälligkeit in ihrem Hause hatte sie aber ihr Herrenrecht nicht aufzugeben gehabt, und diese Notwendigkeit konnte Elise drohen.

Freilich war die Baronin in der Familie ihres Schwagers, wie bei sich zu Hause, gütig gegen alle. Man sah, man empfand hier wie dort beständig ihre kluge, gute Absicht. Schlimm war es nur, daß die Art, mit welcher sie, ohne es zu wissen und zu wollen, aus der ihr zur Natur gewordenen Gewohnheit auch der fremden Dienerschaft befahl, über Viola bestimmte, über Elise verfügte, diese schon jetzt unwillkürlich von dem Platze fortdrängte, den sie mit maßvoller Festigkeit für sich erobert, durch alle die Jahre in Bescheidenheit behauptet hatte und von dessen Boden sie nicht weichen durfte, ohne ihre künftige Wirksamkeit schwer dadurch zu beeinträchtigen. Diese Sorge stieg wie eine leichte Wolke am hellen Himmel vor Elise auf.

Nach dem Frühstück, als der Präsident sich entfernt hatte und Violas Musiklehrer gekommen war, ließ die Baronin Elise zu sich rufen. Sie hatte den langen Schlafrock von persischer Seide an, den in ihrem Heimatlande früher Männer und Frauen gleichmäßig zu tragen pflegten; und der Eintretenden von dem Ruhebette, auf welchem sie lag, die Hand entgegenreichend, sagte sie:

„Sie wissen es wohl schon, liebe Wald, es gilt eine lange Einquartierung und ihr Städter seid dergleichen nicht gewohnt. Ich bleibe hier!"

Elise sagte ihr, daß sie dies zu ihrer Freude be-

reits erfahren habe, daß Viola entzückt und der Präsident höchlich befriedigt von ihrem Entschlusse wären.

„Ich glaube Ihnen das," entgegnete die Baronin, „und da ich keine besonderen Bequemlichkeiten nötig habe, bin ich nicht unbequem, wie ich hoffe. Trotzdem möchte ich doch sobald wie möglich wieder auf eignem Grund und Boden sein, und ich werde es Ihnen danken, wenn Sie mir dazu behilflich sind."

Elise sagte, sie verstehe nicht, was die Baronin damit meine, denn sie bringe sie mit diesem Wunsche in einen Zwiespalt zwischen dem Verlangen, ihr und zugleich dem Präsidenten zu gehorchen.

„Ach, liebe Wald!" rief die Baronin, „ich bin keine von den Frauen, keine von Ihren englischen Ladies, mit denen Sie es auf höfliche Reden abzusehen hatten. Kurz und gut, ich habe Sie rufen lassen, um mit Ihnen, die Sie ja vernünftig sind, ein vernünftig Wort zu sprechen. Der Präsident will Viola verheiraten, einmal, weil es immer geraten ist, ein solches junges Ding im Leben festzustellen, ehe sein einfältiges Herz ihm einen dummen Streich spielt; zweitens, weil er eine dem Vermögen nach sehr beachtenswerte Partie für sie in Aussicht hat. Sie werden es mir sagen können, da Sie das Mädchen immer unter Augen haben: hat Viola irgendeine Neigung, eine Herzensgeschichte, die dem Plan des Vaters entgegenstehen könnte?"

Elise war überrascht, sowohl über die Eröffnung selbst, mehr noch über die Art, in welcher die Baronin sie ihr machte; doch verbarg sie beides.

„Ich bin versichert," antwortete sie, „daß Violas Herz noch völlig frei ist und daß ihre fröhliche Lebenslust sie an ihre Verheiratung kaum hat denken lassen. Aber ich darf wohl fragen, wem man sie bestimmt."

„Dem jungen Mannstein!“ entgegnete die Baronin kurz.

„Ach, das freut mich! Das ist ein schöner und auch ein angenehmer junger Mann!“ rief Elise. Aber der Gedanke, daß die Entscheidung von Violas Schicksal so nahe vor ihr stehe, bewegte sie trotz ihres Wohlgefallens an dem Manne.

Ihre Überraschung entging der Baronin nicht, und von ihrem Vorurteile hingenommen, deutete sie sie auf ihre Weise.

„Sie haben gestern und, wie Sie erwähnten, schon früher einmal ausführlich mit Mannstein verkehrt,“ sagte sie, „und da Sie unbeteiligt und so beträchtlich älter sind als der, wie mir scheint, sehr freimütige junge Mann, werden Sie sich ein Urteil über ihn gebildet haben. Was denken Sie, was halten Sie von ihm?“

„Ich wüßte unter all den jungen Männern, die hier und auch vordem in unser Haus gekommen sind, nicht einen, der mir besser als Mannstein gefallen und mir einen verläßlicheren Eindruck gemacht hätte als er.“

„Sie halten eine Einwendung zurück, die ich trotzdem höre!“ fiel ihr die Baronin ein, indem sie ihre dunkeln Augen mit scharfer Beobachtung auf sie richtete.

„Ich hatte nicht geglaubt, daß der Präsident die Tochter einem bürgerlichen Manne geben würde!“ entgegnete die Gefragte.

Elises sichere Ruhe hatte die Baronin von der Grundlosigkeit des Verdachtes überzeugt, den sie gegen dieselbe gehegt hatte: und lachend sagte sie:

„Das müßte mein Schwager hören, der es gestern nicht Wort haben wollte, als ich behauptete, der Bürgerstand schätze den Adel noch höher als wir, obschon er

ihm jetzt leicht genug zugänglich geworden ist. Die Hauptsache ist jedoch — und das freut mich, liebe Wald! — der Präsident, ich und Sie stimmen in dem Wohlgefallen an dem jungen Mann überein und Violas Herz ist frei. Sie wissen nun, woran Sie sind. Sie werden sich also unsern Absichten, soweit es sich mit aller schicklichen Zurückhaltung verträgt, anpassen. Ich werde, da mein Schwager es so wünscht, hierbleiben, um zu sehen, wie sich die Sache gestaltet, ob die jungen Leute sich zusammenfinden; und wir wollen uns denn auf ein recht ruhiges Beieinandersein einzurichten suchen."

Elise dankte der Baronin für das ihr geschenkte Vertrauen, versprach, sich ihren Wünschen in allem und jedem zu fügen, die Baronin hingegen versicherte, sie bedürfe nichts als Ruhe, diese aber sei ihr Lebenselement.

8

Die Ruhe der Frau Baronin war das Losungswort im Hause. Über das, was die Baronin Ruhe nannte, hatte sie jedoch, wie Elise wußte, ihre besonderen Begriffe. Sie war an frische Luft und an viel Bewegung gewöhnt. Zu Pferde und zu Wagen hielt sie bei sich zu Hause täglich ihre Umschau in Feld und Wald. Jeder Tag war einer bestimmten Leistung zugewendet, und auch in dem Hause ihres Schwagers war ihre erste Frage an jedem Morgen, was man heute tun werde? Ein Tag, an welchem nicht irgend etwas Bestimmtes zur Ausführung kam, an welchem nicht etwas besehen, eine Fahrt, ein Ritt unternommen wurden, kam ihr als ein verlorener vor.

Es traf sich also gut, daß Elise und Viola die Kunstschätze der Hauptstadt auch noch nicht kannten,

daß der Präsident in der Residenz, ebenso wie früher in der Provinz, eignes Fuhrwerk und Reitpferde für sich und für die Tochter hielt, und daß man, seit man den Besuch der Baronin erwartet, den Braunen des Präsidenten für sie zugeritten hatte, obschon sie sich getraute, auch ein Pferd im Zaum halten zu können, das nicht an den Quersattel und das Anschlagen des langen Reitkleides gewöhnt war.

In ihrer Jugend war sie als eine der verwegensten Reiterinnen in ihrem Vaterlande bekannt gewesen, und bei der Lebensaufgabe und Lebensweise, welche sie sich nachdem gestellt, war ihr die Gewohnheit, viel zu Pferde zu sein, sehr zustatten gekommen. Heftige Bewegung im Freien und stundenlanges Verweilen in tiefer Stille waren nach ihrem Ausdruck nötig, ihren Organismus im Gleichgewicht zu erhalten, und was reitend abzumachen war, liebte sie nicht zu Wagen auszuführen.

Für Viola war also auch in diesem Betrachte die Anwesenheit der Tante ein Gewinn. Elise war keine Reiterin. Der Präsident hatte in den neuen Lebensverhältnissen, bei den erhöhten Anforderungen, welche sein Amt in dem bedeutend erweiterten Wirkungskreise an ihn machte, nicht die Muße, sich, wie in der Provinz, der Tochter und ihren Wünschen hinzugeben. Wenn man also am Morgen eines der Museen durchwandert oder einen ruhigen Gang durch die stillen Wege des Parks gemacht hatte, so trieb die Baronin umso gewisser im Verlauf des Tages zu einem ordentlichen Ritt, da die hochgewachsene, schlanke Viola sich zu Pferde vortrefflich ausnahm, und ebensowenig als die Tante gleichgültig gegen die unverkennbare Bewunderung war, welche die sichere Haltung der jungen, schönen Reiterin überall, wo sie erschien, hervorrief.

So machte es sich denn ganz natürlich, daß die Baronin an einem der folgenden Tage auch den verabredeten Besuch der Mannsteinschen, eine tüchtige Strecke vor dem Tore gelegenen Fabriken zu Pferde abzustatten beschloß. Elise erhob dagegen den Einwand, daß das Reitkleid wenig geeignet sei, mit demselben zwischen den Maschinen und den immerhin feuchten Gängen von Fabrikgebäuden umherzugehen, daß man also besser tun würde, sich des Wagens zu bedienen. Die Baronin wollte das jedoch nicht gelten lassen. Man könne eine Aufschürzagraffe mit sich nehmen, sagte sie, ein festes Kleid sei überall besser als ein modisches Fähnchen mit seinen Falbeln und Bändern; und wenn man zu Pferde steige, habe man danach den Vorteil, gleich noch eine Strecke in den Wald hinausreiten zu können, in welchem mit dem Wagen schlechter fortzukommen sei.

Elise wagte danach keinen weiteren Einspruch. Es war ihr aber nicht genehm, als der Reitknecht an dem Mittag die Pferde vorführte; und sie war sonderbar bewegt, als Viola, da die Reiterinnen sich in Bewegung setzten, ihr noch einen freundlichen Gruß zuwinkte, und dann, um die Ecke der Straße biegend, ihrem Blick entschwand.

„So wird sie mir bald ganz entschwinden, bald ganz genommen werden," sagte sie im Innern zu sich selbst, und ohne daß sie's wollte, wurden ihr die Augen feucht. Sie schämte sich dieser Schwäche, wollte rasch an ihre Arbeit gehen, aber ihre täglich sich wiederholenden häuslichen Geschäfte waren abgetan, sie hatte also Muße, volle Muße, wie sie so oft ersehnt, und doch hatte sie heute keine Freude an derselben.

Sie ging langsam in den Garten hinaus, nach der Laube hin, um die ruhigen Stunden, die vor ihr lagen, wie sie meinte, zu recht ungestörtem stillem Lesen zu

benutzen. Sie nahm ihr Buch auch zur Hand, sah Seite nach Seite an, schlug ein Blatt nach dem andern regelmäßig um, und wußte und verstand nicht, was sie gelesen hatte. Nur ihre Augen hatten mechanisch sich der Zeilen bemächtigt, ihr Sinn war nicht dabeigewesen. Sie war zerstreut, ermüdet. Sie hatte die letzten Nächte nach der Unterredung mit der Baronin immer schlecht geschlafen, und wie sie sich's auch wegzuleugnen wünschte, sie war traurig. Sie fühlte sich wie verwandelt, alles um sie her war auch verwandelt, und doch war alles, was geschah, ganz so, wie sie es stets vorausgesehen, wie sie es gewünscht, erhofft hatte. Warum freute sie's denn nicht?

Sie nannte sich weichlich, selbstisch! Was half ihr das? — Als sie vor sieben Jahren in das Haus des Präsidenten eingetreten war, als man ihr das elfjährige mutterlose Kind übergeben, hatte sie ja gewußt, daß ihres Bleibens auch in dieser Familie nicht für immer sein werde.

Sie hatte vielmehr vermutet, der Präsident werde nach abgelaufener Trauerzeit bald zu einer zweiten Ehe schreiten; und sie hatte gewußt, wie selbst in dem Falle, daß dies nicht geschehe, ihre Aufgabe beendet sei, wenn sie Violas Erziehung gemacht haben und die Zeit ihrer Verheiratung gekommen sein würde. Ihr ganzes Bestreben war darauf gerichtet gewesen, das Mädchen so zu bilden und zu führen, daß es sich selbständig behaupten und ebenso Glück an der Seite eines Mannes finden, als ihm Glück gewähren könne. Nun hatte sie dies Ziel vor Augen, es sollte geschehen, was sie erwartet und erstrebt hatte, und sie sah das wie ein hartes Schicksal an.

Was war denn daran hart? — Nichts, gar nichts! Es war alles gut! Es war ein Glück! — Und doch war es so herzbedrückend traurig, immer wieder sich

loszureißen von denen, an die man sein Herz gehängt hatte, immer wieder neues Familienleben erblühen zu sehen, und sich wieder unter Fremden eine neue Tätigkeit, einen neuen Anhalt suchen zu müssen.

In ihrer Entmutigung, bei ihrer Rückerinnerung drängten sich ihr zunächst die Erlebnisse wieder auf, welche sie von England fortgetrieben hatten. Sie hielt sich sonst dieselben gerne fern, denn es war eine so gewöhnliche, so sehr die eigentliche Gouvernantengeschichte, daß sie sich ihrer beinahe schämte.

Etwa zwei Jahre nach ihrem Eintritt in die reich begüterte, dem hohen Adel angehörende Familie, in welcher sie in England als Lehrerin gelebt, hatte sich ein Neffe derselben, ein jüngerer, erbloser Sohn, in sie verliebt, und da er ein schöner und gescheiter Mann gewesen war, ihre Liebe auch gewonnen. An eine Heirat war bei der Mittellosigkeit der beiden zärtlichen Herzen nicht zu denken gewesen, man hatte vielmehr die gegenseitige Neigung streng zu verbergen gehabt, um nicht Elisens Entfernung herbeizuführen. Denn in Betracht von Geralds vornehmer Familie und von seinen Vorzügen dachte man für ihn auf eine reiche Heirat, und inzwischen sollte er denn auch den gewöhnlichen Weg der jüngeren Söhne machen. Er ward nach Australien geschickt, dort sein Glück zu versuchen.

Wie die Augen der Magier unverwandt auf den vorleuchtenden Stern, so fest, so glaubensvoll waren Elisens Gedanken damals nach dem fernen Osten, auf Gerald gerichtet gewesen. Der Briefwechsel hatte ihre Liebe und ihre Leidenschaft gesteigert, weil man sich in der Wärme des Ausdrucks unbewußt überboten, und nach drei weiteren Jahren hatte Gerald melden können, daß er in seiner Laufbahn fortgeschritten sei, daß er jetzt eine Stellung einnehme, die ihm die

Möglichkeit gebe, eine Familie zu ernähren, und ihm die Aussicht eröffne, bald im Dienste noch aufzusteigen. Er werde, so hatte er geschrieben, mit dem nächsten Frühjahr nach England kommen, um sich mit seinen Verwandten, namentlich mit seinem Onkel und seinem älteren Bruder zu verständigen, und dann die Geliebte heimzuführen in die weite Ferne. Aber als dieser Brief in Elisens Hände gelangte, war Geralds Schicksal plötzlich in nicht zu vermutender Weise ein ganz andres geworden. Sein völlig gesunder älterer Bruder war einer plötzlichen Krankheit rasch erlegen, und Gerald war dadurch der Erbe seines Onkels, der nächste Erbe der Familiengüter geworden. Der Onkel begehrte seine sofortige Heimkehr, Elise glaubte sich auf dem Gipfel des Glückes. Sie zählte die Tage und Stunden, welche sie von Geralds Ankunft trennten, und er kam früher als man hatte erwarten können; aber er kam nicht geradeswegs zu ihr. Von seines Onkels Schlosse schrieb er ihr, daß es natürlich seine Pflicht gewesen sei, sich zunächst zu diesem zu begeben, der ihn nicht gleich von sich gehen lassen möge. Dann wieder meldete er, der Onkel mache mit ihm Besuche in der ganzen Grafschaft, denn er wünsche ihn an des verstorbenen Bruders Stelle in das Parlament zu bringen; doch eile er zu ihr, sobald er irgend könne. Elise fand das alles selbstverständlich. Es war auch selbstverständlich, daß man sie und die jüngsten Kinder zu Hause ließ, als die Eltern mit der ältesten Tochter, welche in den Jahren von Geralds Entfernung schön herangewachsen war, auf des Onkels Einladung zum Osterfeste zu ihm gingen, von wo Gerald sie zurückbegleiten sollte. Aber sie blieben länger in dem Schlosse, als es festgesetzt worden war, und als sie wiederkehrten, war Gerald nicht dabei. Indes Evelinens stille Freude und der Mutter strahlende Zufriedenheit sagten Elisen,

was sich auf dem Schlosse zugetragen hatte, und wenige Monate später ward Eveline Geralds Braut und Frau, hatte Elise England verlassen, um einen neuen Wirkungskreis für sich zu suchen, den sie in des Präsidenten Haus gefunden.

Sie hatte dieser schweren Erfahrung nie erwähnt. Die Jahre waren darüber hinweggeflutet, sie war lange schon fertig mit sich geworden. An Liebes- und Eheglück dachte sie für sich nicht mehr. Sie durfte sich freilich sagen, daß sie noch liebenswert und schön sei, daß sie wohl Eigenschaften besitze, eines Mannes Glück damit zu machen, sie wußte auch, daß sie noch gefiel, sah es, daß Willibald ihr huldigte. Aber weil sie nicht Treue gefunden, wo sie ihr volles Lieben hingegeben, war sie in ihrem Herzen weit älter als ihre Jahre, und nicht einen Augenblick war ihr der Gedanke gekommen, daß Willibald eine Neigung für sie hegen oder irgend jemand aus dem Kreise sie zu heiraten beabsichtigen könne. Sie hatte den Witwenschleier verständiger Entsagung lange über sich geworfen, hatte Ruhe und Frieden dadurch erlangt, und in der Liebe zu Viola ein neues Glück gefunden.

Jetzt aber, da es ihr nahe trat, Viola von sich gehen zu sehen, erlebte sie den Schmerz dieses Scheidens schon im voraus, und die Heimatlosigkeit, das Entbehren einer eignen Familie taten ihr bitter wehe, obschon die Wahl, die man für ihr Herzenskind getroffen hatte, ihr als eine glückversprechende erschien. Doch was wurde dann aus ihr?

Ein Haus zu machen, war in des Präsidenten Lage, wie die Baronin selbst bemerkt, ganz unerläßlich. Indes ein Haus zu machen, dem die Hausfrau, dem die Tochter fehlte, es durch eine Fremde vertreten zu lassen, war nicht recht tunlich; und der Präsident war erst fünfzig Jahre alt, war ein Mann, dem jede an-

gesehene Familie mit Freuden ihre Tochter geben konnte. Dann ward Elise überflüssig in ihrer Stelle, dann hatte sie zu gehen; wieder, noch einmal, in die kalte Welt hinauszugehen mit der vollen, klaren Erkenntnis ihrer Herzenseinsamkeit, und so viel müder als sie es gewesen war, da sie vor sieben Jahren die verwaiste Viola an ihr noch blutendes Herz genommen hatte.

Sie erhob sich und ging durch den Garten, der am Ende der langen Mittelallee sich nach dem Park hin öffnete. Sie stand am Gitter und blickte sehnsüchtig hinaus, als könne oder müsse da jemand erscheinen, dessen Kommen ihr erfreulich, der ihr ein Trost, ein Halt sein könnte in ihrer Einsamkeit. Es gingen, ritten, fuhren auch Leute genug vorbei, aber niemand sah nach ihr hinüber. Sie kannte niemand, niemand dachte nur an sie. Es drückte ihr das Herz ab.

Sie verlangte ja vom Leben nicht seine goldenen Kronen, nicht sein Glück. Nur ein Heim! Nur den Boden, in dem sie endlich festen Fuß gewinnen, auf dem sie, und wäre es in dem kleinsten Hause der entlegensten Provinz, die ihr eigne, dauernde Wirksamkeit begründen könnte! Nur einen Menschen begehrte sie, der ihr nicht wieder genommen werden konnte, der ihr eigen blieb, und bei dem sie sich nicht wieder fragen mußte: wie lang wird man ihn deiner Liebe, deiner sorgenden Pflege überlassen? Wann wird man dir das Anrecht kündigen, das man dir heut an ihm gewährt?

Sie konnte sich nicht helfen. Es war gar zu hart, immer so auf Kündigung zu leben und zu lieben! Sie hatte sich ruhig und zufrieden gefühlt in allen diesen sieben Jahren. Sie hatte schon lange nicht mehr an jene arme Schwalbe gedacht, der man ihr Nest zerstört,

und die ihr einst so leid getan, als sie das arme, geängstete Tier ratlos um die leere Stätte hatte flattern sehen. Heute fiel ihr jene Schwalbe wieder ein; und als eben in dem Augenblicke ein junges Ehepaar mit seinen Eltern und mit seinen Kindern, das sie vom Ansehen kannte, an dem Gitter des Gartens nahe an ihr vorübergingen, glitten mit einem leisen Seufzer ihr die Worte über die Lippen: „Ach, die Glücklichen! Wenn sie's nur recht wüßten, wie gut, wie gut sie's haben!"

9

Die Mannsteinschen Fabriken lagen in einer der östlichsten Vorstädte. Die Feierstunde des Mittags war eben vorüber, die Arbeiter gerade wieder in die Werkstätten zurückgekehrt, Menschen und Maschinen in voller Tätigkeit.

Man hörte es in dem Gerassel, vor alle dem Hämmern und Klopfen kaum, als unter der Warnung der Tante, Viola möge ihr Pferd im Zaum halten, die beiden Frauen, denen der Reitknecht auf Befehl der Baronin jetzt vorangeritten war, das große Tor passierten und sich dem Hause nahten, in welchem der Fabrikdirektor wohnte und die Geschäftszimmer sich befanden. Willibald trat ihnen vor der Türe entgegen.

„Herzlich willkommen!" rief er. „Aber zu Pferde, meine Damen, und —?" Er wollte sagen: und ohne Fräulein Wald — besann sich dann jedoch und setzte hinzu: „Und Sie haben sich nicht gescheut, den Ritt durch das Gewühl der Straßen zu wagen?"

Während er der Baronin aus dem Sattel half und der Reitknecht Viola den gleichen Dienst leistete, bedeutete die Baronin dem jungen Manne, wie man

den Weg um die Stadt herum genommen habe; und sein lockiges Blondhaar von der offenen hohen Stirne zurückwerfend, fragte Willibald, ob er die Damen als vornehme Fremde, als höchste Herrschaften, durch die Fabriken führen solle, oder ob sie wirklich zu sehen und zu erfahren wünschten, wie man das Eisen eben schmieden müsse, wenn es heiß sei?

Die Gäste freuten sich des Scherzes, seine gute Laune wirkte auf sie zurück. Die Baronin meinte, wenn ihr derlei Fabriken auch nicht fremd wären, so kenne sie doch keine von solcher Ausdehnung und von solchem Rufe, und um ihrer Nichte willen würde es ihr besonders lieb sein, wenn Willibald sie die ganze Reihenfolge der verschiedenen Prozeduren sehen lassen wolle.

„Oh," rief Viola, während sie mit der starken Agraffe ihr Reitkleid hoch und fest zusammenschürzte, so daß sie absichtslos den zierlichen Fuß und die feinen Knöchel in den Stiefeln sehen ließ, „oh, ganz so unwissend, wie die Tante mich darstellt, bin ich auch nicht. Ich habe ja mein halbes Leben in den westfälischen Fabrikdistrikten zugebracht, den Vater auf manchen Ausflügen begleitet, hier und da eine der großen Werkstätten auch gesehen, und von des Vaters Kollegen und Gästen habe ich oft mehr über Arbeit und Arbeiter reden hören, als ich bisweilen angenehm gefunden habe; und ein kleines Kind bin ich ja auch nicht mehr!"

Willibald hatte Mühe, ihr nicht zu sagen, was für ein bezauberndes Geschöpf sie sei, denn wie sie sich in ihrem fröhlichen Schmollen neben ihm aufrichtete, entzückte ihn ihre Gestalt und der volle, warme Blick, mit dem sie ihm ins Auge sah.

Es konnte für ihn nicht die Rede davon sein, bei dem Durchwandern der Fabrikräume einer der beiden

Damen den Arm zu bieten. Man hatte sich an den Öfen, an den Maschinen, zwischen den Triebrädern, unter dem Triefen der Wasserröhren, an den Riemen vorüber, auf dem oft glatten Boden und zwischen den kommenden und gehenden Arbeitern durchzufinden und zu behüten, wie man konnte. Aber sowohl die Tante als Viola bewegten sich dabei mit sicherem Geschick. Willibald setzte ihnen die ganze Fabrikation mit jener Klarheit und Leichtigkeit auseinander, welche aus der vollen Sachkenntnis entspringen, doch verlor er darüber die Rücksicht für seine Gäste nicht aus den Augen. Hier bot er ihnen die Hand, einige glatte Stufen hinabzusteigen, dort ging er über einen Steg oder eine Wendeltreppe geschickt voran, dem möglichen Schwindel dadurch vorzubeugen; und was er sagte, wie alles, was er tat, geschah mit so viel natürlicher Lebhaftigkeit und mit so guter Art, daß er für sich einnehmen mußte. Dazu sah man an der freundlichen Unterwürfigkeit der älteren Arbeiter, der alten Werkführer und Maschinenmeister, daß sie des Herrn Sohn, den jungen Herrn, der unter ihren Augen groß geworden war, als einen zu ihnen Gehörenden und sich zu ihm gehörend empfanden. Wenn dann hinwiederum Willibald einem der jüngeren Arbeiter oder der jungen Burschen den Befehl gab, dies oder jenes um der Damen willen aus dem Weg zu räumen, hier eine Türe zu öffnen, dort eine zu schließen, um einen leichteren Durchgang zu ermöglichen, um zu heftige Zugluft zu vermeiden, so war das Befehlen und das Gehorchen gleich freundlich und gleich pünktlich, und auch dem oberflächlichen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß man den jungen Herrn in den Fabriken gerne hatte.

Treppauf, treppab, über Galerien und Höfe war man so eine Stunde lang mit Teilnahme und Be-

friedigung herumgewandert, als man nach dem Ausgangspunkte zurückkehrte. Die Baronin bat, die Pferde vorführen zu lassen, indes Willibald ersuchte seine Gäste, sich erst bei einem kleinen Frühstück zu erholen, das er in der Laube des Gartens hatte auftragen lassen.

„Ich bin hier freilich nicht zu Hause," sagte er, „aber die Frau unsers Direktors hilft uns aus, wenn wir hier draußen einmal etwas wünschen oder nötig haben, Sie werden es sich also gefallen lassen, wie Sie's finden."

Man nahm sein Anerbieten an, und der erste Blick auf den für drei Personen mit jedem Nötigen versehenen, mit großer Zierlichkeit gedeckten Tisch bewies, daß man es hier mit jenem geschmackvollen Luxus zu tun habe, wie Wohlstand und Bildung zusammen ihn ermöglichen. Die Gerätschaften, die Speisen ließen nichts zu wünschen übrig, Willibald machte mit heiterer Leichtigkeit den Wirt. Die Baronin, die an große Verwaltungsverhältnisse gewöhnt war, erkundigte sich um die Zahl der Arbeiter, welche man beschäftigte, um die Bedingungen, unter welchen man sie hielt, und fragte dabei, ob man auch in diesen Fabriken und unter ihren Arbeitern mit jener Auflehnung gegen die bestehende Verhältnisse zu rechnen habe, welche sich mehr und mehr im Lande fühlbar und geltend mache.

Willibald verneinte das.

„Wir haben hier an achthundert Leute, dazu in unsern Gruben und in den außerhalb der Mark, in Schlesien gelegenen Fabriken deren mehr als tausend, und —"

„Ach!" rief Viola, die der Unterhaltung meist schweigend zugehört hatte, plötzlich dazwischen, „das finde ich beneidenswert! Das muß ein großes Glück sein."

Willibald und die Tante sahen sie mit einer gewissen Überraschung an.

„Was denkst du dir als ein so großes Glück?“ fragte die Tante.

Viola war rot und verlegen geworden, man sah, daß der Ausruf ihr unwillkürlich entschlüpft war, und ebenso zögernd, als sie vorhin lebhaft gesprochen hatte, sagte sie:

„Ich rechnete, daß das zweitausend Menschen sind, und daß diese vielen Männer doch Frauen und Kinder haben —“

„Und?“ fragte die Tante, da sie innehielt.

„Ich glaubte verstanden zu haben, alle diese Menschen wären zufrieden; und ich dachte mir, es müsse solch ein Glück sein, so vielen Menschen Wohnung, Kleidung, Essen und Trinken zu geben und sie zufriedenzustellen, und —“

„Zufriedenstellen?“ fiel ihr Willibald ein, aber wieder unterbrach ihn Viola.

„Oh, ich weiß, ich weiß,“ sagte sie, „das war eine kindische Vorstellung, und daß ich es sagte, war noch kindischer. Nehmen Sie's nicht übel! Ich habe ja so oft gehört, wie schlimm es mit diesen Dingen steht. Aber Ihre Leute waren alle so freundlich! Und so schoß mir's durch den Kopf und — ich dachte mir's so schön!“

Sie sah sehr lieblich aus in ihrer Verlegenheit, und kindlich, wie Willibald die Äußerung erschienen war, gefiel sie ihm dennoch außerordentlich.

„Sie haben recht,“ entgegnete er ihr, „es liegt in der Aufgabe, für Tausende von Menschen einzustehen, während man für sich selber arbeitet und für die großen Bedürfnisse der Allgemeinheit vieles ihr Notwendige schafft, neben den schweren Sorgen, welche eine solche Aufgabe uns auferlegt, auch etwas Erhebendes, etwas

Erfreuendes, sofern es uns wirklich gelingt, die für uns Arbeitenden annähernd in ihren Ansprüchen zu befriedigen. Glücklicherweise haben wir auch bis jetzt über einander im großen ganzen nicht zu klagen gehabt. Ich sprach davon mit Fräulein Wald, als ich das erstemal in Ihres Vaters Hause war. Ich erzählte ihr, welch wesentlichen Einfluß die weitgehende Vorsorge meiner Mutter auf unser gutes Verhältnis zu unsern Arbeitern gehabt hat, und sie übersah und würdigte das vollkommen."

„Ja, das glaube ich," meinte Viola, „das wäre auch für Elise recht ein Wirkungskreis. Sie können sich gar nicht denken, wie viel sie mit Wenigem zu leisten versteht. Weil sie merkte, daß ich gern schenkte, hat sie es mir von Kindheit an möglich gemacht, daß ich immer etwas zu verschenken hatte; und statt für das dumme Puppenwesen, an dem ich niemals Freude fand, hat sie mich von Kindheit an für andre Kinder arbeiten lassen. So eine ganze kleine Stadt von Menschen, von Frauen und Kindern zu versorgen, das wäre eigentlich das rechte Amt für sie."

Willibald hörte dies alles mit wachsender Freude, und Viola gefiel ihm, wie schon neulich, doppelt in der liebevollen Anerkennung ihrer Erzieherin. Die Baronin jedoch machte dem Lobe bald ein Ende, indem sie sich um die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter erkundigte.

Willibald gab eine rasche und kurze Auskunft. Er sagte, sein Vater habe in dieser Vorstadt einige Häuser mit dem Hinblick auf die Bedürfnisse von Arbeiterfamilien erbaut, die auch meist von Arbeitern ihrer Fabriken bewohnt würden. Natürlich sei es leichter, außerhalb der großen Städte nach dieser Seite hin das Zweckentsprechende zu tun, wie es bei den auswärtigen Unternehmungen des Hauses geschehen sei.

Es war von Krankenkassen, Kinderbewahranstalten und ähnlichen Dingen noch im Flug die Rede. Die Baronin lobte jene schöne und umsichtige Menschlichkeit, die neben dem Praktischen das Ideale nie aus den Augen verliere, und Willibald hatte immer aufs neue das Vergnügen, in Violas Teilnahme an den Gegenständen des Gesprächs den Einfluß von Elise festzustellen.

Die Zeit während der kleinen Mahlzeit verging ihnen ebenso schnell und angenehm, als während des Besehens der Fabriken. Es war drei Uhr geworden, da die Baronin sich erhob und man die Pferde vorführte. Als die Frauen aufsteigen wollten, kam der Gärtner, der den Garten des Fabrikdirektors zu besorgen hatte, mit drei schön und natürlich gebundenen Sträußen zum Vorschein.

Willibald wies ihn damit zurück.

„Sie sehen," sagte er scherzend zu den Frauen, „ich hatte Sie nicht zu Pferde erwartet. Ich hatte vermutet, Sie würden zu mir herausfahren und Fräulein Wald mit Ihnen sein. Nun kommen meine Sträuße ungelegen, denn Sie können dieselben nicht brauchen, und Ihren Reitknecht dürfen wir auch nicht wie einen Hochzeitbitter vom Dorfe ausstaffieren.

„Oh," meinte die Baronin, „es findet sich wohl ein Körbchen, in welches man die Sträuße hinein tun kann, und das hängt Wilhelm an den Sattel —"

„Oder ich bringe sie Ihnen gegen Abend, wenn Sie mir's erlauben," schlug Willibald vor, der Elise nach dem Gespräch mit seinem Vater noch nicht wiedergesehen hatte und sich danach sehnte.

„Das ist freilich das einfachste und beste," entgegnete die Baronin. Viola nahm einen der Sträuße, zog eine schöne Mairose daraus hervor, steckte sie in das Knopfloch ihres schwarzen Reitanzugs und ließ

sich dann fröhlich von Willibald in den Sattel heben, der sich des leichten Aufschwungs ihrer herrlichen Gestalt erfreute. Auch die Baronin saß rasch auf, und während sie bei dem Hinausreiten aus dem Hofe ihm noch ihre Grüße zuwinkten, sah er ihnen nach, soweit sein Auge sie verfolgen konnte.

„Prachtvolle Rasse," sagte er zu dem Fabrikdirektor, der zum Abschied herangekommen war; und in dem nämlichen Augenblick betrachtete er sorgfältig die drei Sträuße, um den schönsten herauszusuchen und ihn Elisen zuzuwenden.

10

Willibald war an dem Abend nur kurze Zeit in dem Hause des Präsidenten geblieben, obschon man ihn zu längerem Verweilen aufgefordert. Der Präsident hatte des bedeutenden Eindrucks erwähnt, welchen die Fabriken auf seine Schwägerin und auf seine Tochter gemacht, hatte verheißen, selbst einmal die Anstalt zu besuchen, und Willibald hatte während der ganzen Unterhaltung immer nach der Türe geblickt und vergebens auf den Eintritt von Elise gewartet. Er entschloß sich also, nach ihr zu fragen, erfuhr, daß sie ausgegangen sei und erst zum Abendessen wiederkehren werde. Er ließ ihr seinen Strauß zurück und empfahl sich bald danach. Aber er fand es unfreundlich von ihr, daß sie sich entfernt hatte, wenn es in ihrem Belieben gestanden, zu bleiben und ihn, von dessen Kommen sie unterrichtet sein mußte, zu erwarten, falls die Baronin sie nicht absichtlich entfernt hatte.

Der Widerstand, den sein Vater ihm entgegengesetzt, hatte ihn mißtrauisch gemacht. Die von demselben gehegte Erwartung, er könne sich eines Bessern

besinnen, die Vorstellung, daß man ihn wankelmütig glaube, befestigte ihn in seinem Entschlusse; und während Elise an sich ganz dazu angetan war, das Herz eines Mannes zu gewinnen, lieh ihr seine Phantasie in der unausgesetzten Beschäftigung mit ihr noch immer neuen Schmuck, neuen Verdienst und ein wachsendes Anrecht auf seine Liebe, weil sie so vereinsamt in der Welt dastand. Eine Frau, die niemand hatte als ihn, niemand angehörte als ihm allein, die hatte er sich gewünscht, die war ihm durch keine andre zu ersetzen. Aber er konnte warten, er wollte es sogar, um dem Geheimrat zu beweisen, wie keine Verblendung, sondern eine starke, ruhige Liebe ihn bestimme, und wie man nicht darauf zu rechnen habe, ihn wankelmütig werden zu sehen und ihn zu der Heirat mit Viola zu bestimmen, deren Vorzüge und Reize er deshalb nicht verkannte.

Er sah sie vor sich, wie sie ihr heißes Gesicht am Morgen gegen die feuchten, frischgepflückten Blumen gedrückt hatte. Er erinnerte sich mit Lächeln daran, wie sie das Glück eines Fabrikbesitzers gepriesen hatte, weil er so vielen Brot und Arbeit geben könne; aber gerade weil das junge Mädchen Teilnahme für die Fabriken und ihre Arbeiter gezeigt hatte, kränkte es ihn noch mehr, daß er nicht die Genugtuung genossen hatte, Elisens so viel reiferes und tieferes Verständnis dafür gewonnen zu haben. Seine Gedanken, wenn sie sich auf Viola richteten, wanderten dann immer mit größerer Lebhaftigkeit zu Elise zurück.

Da er es sich jedoch gelobt hatte, mit dem Vater nicht wieder von seiner Liebe für Elise zu reden, kam in das Beisammensein und in den Verkehr der beiden sonst so eng verbundenen Männer ein Ton der Zurückhaltung und der Vorsicht, den beide unangenehm empfanden und der noch nicht zu bannen war.

Es verstand sich aber trotz dieses inneren Zwiespalts zwischen den beiden Männern ganz von selbst, daß man die im Hause des Präsidenten bei Anlaß von Violas Geburtstag empfangene Gastfreundschaft baldmöglichst zu erwidern habe. Willibald selber mahnte den Geheimrat daran, denn er trug Verlangen, Elise in das Haus einzuführen, zu dessen Herrin er sie ausersehen hatte. Er hoffte auch, sie freier sprechen, ihrer in seinem Hause mehr als in dem Elsheimschen habhaft werden zu können, wo ihre Pflichten als Hausfrau sie ihm entzogen. Indes die eigentliche Gesellschaftszeit war seit Monaten vorüber, ein Teil der mit den Mannsteins befreundeten Familien hatte die Stadt schon verlassen, und nachdem man darüber beraten hatte, auf welche Art man den Präsidenten und die Seinen in dieser Jahreszeit am schicklichsten empfangen könne, hatte man sich für ein spätes Mittagessen entschieden, nach welchem bei den hellen warmen Abenden das Verweilen im Garten ein paar angenehme Stunden versprach. Ebenso wie über die Art der Gesellschaft waren Vater und Sohn darüber einig, nur eine kleine Anzahl von Personen neben den Elsheims zu dem Mittagsbrote einzuladen. Es galt, den Schein einer unberechtigten Vertraulichkeit zu vermeiden und einem jeden die ihm zusagende Unterhaltung zu bereiten. Der Geheimrat dachte in erster Reihe an den Präsidenten und an die Baronin, Willibald an sich selbst, wenn er überlegte, wer unter seinen jüngeren Bekannten am meisten dazu geeignet sein möchte, Viola angenehm zu beschäftigen, und ihm dadurch die gewünschte Freiheit neben Elise zu vergönnen.

Daß der Präsident mit dem Geheimrat Flemming, einem der mächtigsten und umsichtigsten Bankier des Landes, vielfache Berührungspunkte haben, daß die

weltgewandte und gebildete Frau Flemming die Originalität der Baronin schnell zu würdigen wissen und diese an der vielgereisten Frau ein Wohlgefallen finden würde, war ohne jede Frage. Viktor Flemming, der zweite Sohn des Geheimrats, um ein paar Jahre älter als Willibald und diesem von Jugend an befreundet, war mit seiner Galanterie den Frauen ebenso angenehm, als der ernste Legationsrat Brandenstein. Beide standen in der Gesellschaft obenan in der Reihe jener Heiratskandidaten, für die es Zeit war, an die Ehe zu denken, und die sicher sein durften, auch von wählerischen Mädchen nicht leicht abgewiesen zu werden. Diese Einladungen wurden denn sofort gemacht. — Damit aber der Gesellschaft eine Dame nicht fehle, welche den beiden Wirten den Empfang der Gäste erleichterte, hatte man noch Fräulein von Rohden eingeladen, die, ohne der Familie Mannstein irgendwie verwandt zu sein, doch als zu ihr gehörend angesehen und von beiden Männern wert gehalten wurde, weil sie der verstorbenen Geheimrätin sehr nahe gestanden hatte.

Sophie war die Tochter eines Regierungsbeamten und früh verwaist. Sie hatte in einer königlichen, für Beamtentöchter gegründeten Erziehungsanstalt eine gute Bildung erhalten und sich mit der kleinen Rente ihres väterlichen Vermögens in bescheidener Sparsamkeit durch das Leben gebracht. Eigentlich hübsch war sie nie gewesen, aber sie hatte ein gutes Gesicht, einen sanften Sprachton, ein weiches Herz und eine angeborene Dienstbeflissenheit. Sie würde jedem verständigen Mann eine gute Frau, jeder Familie eine sich aufopfernde Mutter geworden sein. Indes, es hatte sie niemand zur Frau begehrt, und da sie keinen festen eignen Wirkungskreis gefunden, hatte sie sich hilfreich überall eingestellt, wo man für das All-

gemeine einer stillen, tätigen Person bedurfte. So war sie ihrerzeit in einem der Wohltätigkeitsvereine mit der Geheimrätin Mannstein bekannt geworden. Die praktische Frau hatte Sophiens Brauchbarkeit sehr bald gewürdigt. Sie war von derselben in das Mannsteinsche Haus hineingezogen, allmählich zum Hause gerechnet und die rechte Hand der Geheimrätin geworden. Seit Jahren vertraut mit allen Gewohnheiten der Familie, kannte sie die Eigenheiten und Neigungen jedes einzelnen, und obschon sie sich der praktischen Einsicht der Geheimrätin sehr wohl unterzuordnen verstanden, hatte sie doch ihre Unabhängigkeit und einen auf ihrer Bildung beruhenden Einfluß auf Frau Mannstein sich zu erhalten gewußt.

Nach dem Tode der Geheimrätin hatte der Umgang mit den beiden Männern natürlich eine andre Gestalt angenommen, aber der Geheimrat hatte Sophien die ganze Armenpflege, wie seine Frau sie geübt, zum Fortführen überantwortet; und wo man einer Auskunft über irgendeine von Frau Mannstein unternommene Angelegenheit bedurft, war es immer Sophie gewesen, die man zu Rat gezogen. Sie wußte am besten, was der Verstorbenen am Herzen gelegen, kannte ihre Absichten am besten, und an dem Tage, an welchem der Geheimrat mit Willibald die erste Unterredung über die Notwendigkeit gehabt, wieder eine Frau ins Haus zu bringen, hatten beide, ohne es auszusprechen, zunächst Sophie im Sinne gehabt. Der Sohn in der Meinung, daß mit diesem Mädchen für des Vaters Bequemlichkeit und für des Hauses schickliche Repräsentation sehr wohl gesorgt sein würde; der Vater in der Erklärung, weshalb ihm eine Ehe mit einem seinen Jahren angemessenen Mädchen, Sophie war am Ende ihrer Dreißiger, nicht behagen würde. Er achtete Sophie, er verkehrte auch gern

mit ihr, aber seiner noch frischen Tatkraft, seinem noch immer vorwärtsstrebenden Sinne war der Ausdruck stiller, freundlicher Entsagung in Sophiens Blick auf die Länge ebenso ermüdend, als der sich immer gleich bleibende Ton von Wehmut in ihrer Stimme. Obschon sie beträchtlich jünger war als er, hatte er sie zu alt für sich gefunden, als er einen Augenblick daran gedacht, sich mit ihr zu verheiraten, weil er sie als brav, als gebildet, als bescheiden kannte, und weil sie seiner Frau lieb und ergeben gewesen war.

Es war ein heißer Frühlingstag, der Sonntag, an welchem man zum ersten Male seit dem Tode der Hausfrau wieder weibliche Gäste im Mannsteinschen Hause empfangen wollte. Mit einer Sorgfalt, an welcher seine Mutter Freude gehabt haben würde, hatte Willibald seine Rücksprache mit der Haushälterin genommen. Er selber ging durch die Zimmer, ordnete die Plätze an der Tafel, sah nach den Sträußen, welche den Schmuck des großen Tafelaufsatzes bis zum Schluß der Mahlzeit zu bilden hatten, und es war ihm erwünscht, als Sophie, pünktlich in allem ihrem Tun, sich, wie er sie gebeten, eine Viertelstunde früher als die andern einstellte, um noch einmal mit ihm die letzte große Musterung zu halten.

Sie fragte, wen man erwarte, er gab ihr flüchtig Auskunft, und sie entgegnete, sie habe es seinem Briefe angehört, daß er sich dieser Gäste freue und habe sich denn auch nach Kräften schön gemacht, sie empfangen zu helfen. Er sah sie darauf an, versicherte sie scherzend, daß ihr dies durchaus gelungen sei, und in der Tat sah sie gut aus und so heiter als sie eben konnte. Ihr hellbraunes, glatt gescheiteltes Haar legte sich glänzend um die schmale Stirne, das perlfarbseidene Kleid, ein letztes Geschenk der Geheimrätin, saß ihr tadellos, und wie sie an das Bild herantrat, welches

die Verstorbene in ihrer schönen, ruhigen Haltung darstellte, von Meisterhand gemalt, ging ein so liebevolles Lächeln über Sophiens Angesicht, daß Willibald, ihr die Hand reichend, plötzlich die Frage tat, warum sie sich so selten sehen lasse, da er sie wirklich oft vermisse und manchmal große Lust verspüre, mit ihr so wie sonst zu plaudern, wenn schon oder eben weil die Mutter fehle.

Sophie, die klein und mager war, sah freundlich zu dem schönen Willibald empor.

„Wenn ein junger Mann wie Sie sich nach einem älteren oder, um ehrlich zu sein, nach einem alten Mädchen wie mich sehnt, so hat er ein jüngeres im Herzen," sagte sie, „und" — sie blickte nach der Uhr hinüber — „in zehn Minuten läßt sich viel erzählen. Fangen Sie also immer an. Was freut Sie oder was drückt Sie, lieber Willibald? Soll ich Glück wünschen oder mitsorgend raten und trösten?"

„Beides!" entgegnete er ihr; aber das Eintreten seines Vaters unterbrach ihn, und noch während dieser die Hausfreundin begrüßte, kam Viktor hinzu, wie immer strahlend vor Lebenslust und ebenso strahlend in dem Bewußtsein, daß niemand besser frisiert, niemand in studierter Einfachheit besser gekleidet sei, und daß niemand sich weniger Sorge als er um das Leben mache. Es war in der Tat vorläufig auch gar nicht nötig, daß er sich damit beschwerte.

Das Haus Flemming hatte bereits vor einer Reihe von Jahren das hundertjährige Bestehen des Geschäfts gefeiert. Der Besitz desselben zählte nach Millionen. Viktors Vater, der Chef des Geschäftes, war noch in den besten Jahren, der älteste Sohn hatte sich früh verheiratet. In seinen zwei Knaben lebten bereits die nötigen Fortführer des Geschlechtes und der Firma,

und obschon Viktor auch als ein Partner derselben eingeschrieben war, hatte seine Teilnahme an derselben bisher nur darin bestanden, daß er als ein Lebemann von dem Vermögen des Hauses den ihm erwünschten Gebrauch gemacht. Er rühmte sich gern, daß ihm das leichte Blut seiner in Paris geborenen Mutter am reichlichsten zuteil geworden sei, er gefiel sich in der Behauptung, daß ein Vermögen, welches größer sei, als breiter Lebensgenuß es erfordere, zu einer Last anwachse, die zu tragen beschwerlich sei; und weil er nebenher gutherzig war, alle Welt ihn gern sah, und er klug genug war, seine Sorglosigkeit und seinen Müßiggang selber zu bespötteln, damit die Seinen ihm keinen Vorwurf daraus machten, war er in gänzlicher Unangefochtenheit zu seinen dreißig Jahren gekommen, sich selbst zur Lust und niemand zum Harm. Er war ein guter Reiter, ein guter Tänzer, er sagte liebenswürdige Nichtigkeiten ebenso gewandt in den fremden Sprachen als in seinem heimatlichen Deutsch. Er war auf dem Boulevard des Italiens, in Regentstreet und auf dem Korso in Rom geradeso zu Hause wie Unter den Linden und im Tiergarten von Berlin. Überall hatte er Freunde in der guten Gesellschaft, überall kannte er die Magazine, aus denen man sich mit den Besonderheiten der betreffenden Orte am besten versehen konnte, und wenn man ihn gelegentlich doch daran erinnerte, daß es Zeit für ihn sei, sich seßhaft zu machen und eine Frau zu nehmen, versicherte er mit glaubwürdigem Ernste, daß er jeden Augenblick bereit sei, sich neben seinem Vater und seinem Bruder an die Arbeit zu stellen, wenn es nötig werden sollte; daß er sich aber für die Ehe noch nicht gemacht fühle, eben weil er von ihr groß, idealistisch und dabei sehr bürgerlich und ehrbar denke. In die Ehe werde er nicht früher eintreten, bis er

gewiß sei, keine Torheiten mehr zu begehen, welche ihr zu nahe treten könnten.

Er war geistig und leiblich der vollkommene Gegensatz von Willibald, und doch hatten sie einander gern gehabt, seit sie als Knaben näher miteinander bekannt geworden waren.

„Wie strahlend er wieder eintritt!“ rief Willibald ihm entgegen, als der Diener die Türe hinter Viktor geschlossen hatte. „Wahrhaftig, wenn Phöbus Apollo in unsern Tagen noch seinen Wagen durch die Wolken führte, er würde aussehen und sich kleiden wie du! Selbst die immerblühende Rose im Knopfloch würde er sich nicht entgehen lassen.“

„Sehen Sie, Herr Geheimrat,“ fiel ihm Viktor ein, indem er sich dem Hausherrn nahte, „wie ansteckend die Torheit ist, die Willibald verspottet. Er selber hat Veilchen von Parma in seiner Boutonnière, und das Billett, mit dem er uns einlud, roch nach einer so vortrefflichen Poudre d'Iris, daß er sie offenbar nur von meinem Florentiner Lieferanten haben kann.“

„Sie sind erst seit wenig Tagen wieder hier?“ fragte der Hausherr, den Gast begrüßend, der inzwischen auch Sophien sein Kompliment gemacht hatte.

Viktor erzählte, wie er eine Frühlingstour längs den beiden Rivieren, dann noch einen kurzen Aufenthalt in Paris gemacht habe, und wie er jetzt auf ein in Steiermark gelegenes Gut seiner Familie zu gehen denke; denn je mehr er es überlege, je entschiedener dränge sich ihm die Meinung auf, daß er mehr für das Landleben als für die Geschäfte seines Hauses gemacht sei. Er wolle es deshalb jetzt einmal Jahr und Tag auf dem Lande und mit der Landwirtschaft versuchen; die Pferderennen und die Jagd natürlich auch mit eingeschlossen.

Er war noch im besten Zuge, und der Geheimrat hörte ihm mit jenem Lächeln zu, mit dem er den Künsten und Sprüngen eines gewandten Jongleurs gefolgt sein würde, als die allmähliche Ankunft der andern Geladenen die Reiseberichte Viktors unterbrach. Man ging bald zu Tisch.

„Achten Sie auf Fräulein Wald, beschäftigen Sie sich mit ihr um meinetwillen!“ flüsterte Willibald Sophien zu, da er an ihr vorüberging, Elisen seinen Arm zu bieten.

11

Willibald hatte die Plätze mit großem Vorbedacht geordnet; aber die Absage des Legationsrats, dem in der letzten Stunde eine unaufschiebbare Arbeit übertragen worden, hatte seinen Plan gestört. Es fehlte also ein Mann, die bunte Reihe war nicht herzustellen.

Daß die älteren Personen sich miteinander behagen würden, darauf durfte er rechnen. Viola hatte Viktor neben sich, während er selber seinen Platz zwischen ihr und Elisen genommen hatte. Da der Legationsrat ausgeblieben war, kamen Elise und Sophie nebeneinander zu sitzen, und Sophie meinte nun verstanden zu haben, was die Weisung ihres jungen Freundes auf dem Wege zur Tafel von ihr gefordert hatte. Sie sollte Elise beschäftigen, damit er sich Viola widmen könne und sie seinem Freunde nicht ausschließlich zu überlassen brauche.

Der Geheimrat selber hatte sie mit Elise bekannt gemacht, hatte diese als die Erzieherin Violas bezeichnet und hinzugefügt, er sei gewiß, die Damen würden vielfache Berührungspunkte haben. Sophie wußte nun, was ihr oblag, und ihren vielbewährten

Freunden im kleinen zu dienen wie im großen, war für sie ein Glück.

Sie hatte selber durch viele Jahre Unterricht erteilt, sie arbeitete auch jetzt noch freiwillig an den Fortbildungsschulen, und ehe Willibald es hindern konnte, und wie oft er sie auch unterbrach, hatte die Eifrige ihre neue Bekannte so tief in das Thema von der Erziehung, von Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten verwickelt, daß Willibald die Torheit jenes halben Winkes verwünschte.

Er hatte sich darauf gefreut, Elise ein paar Stunden für sich zu haben, hatte gehofft, Sophie solle, von Elisens Schönheit und Liebenswürdigkeit hingenommen, ihm nach der Mahlzeit sagen, diese und keine andre sei die Frau, welche seine Mutter für ihn erkoren haben würde; und statt dessen lauschte Elise den Berichten ihrer neuen Bekannten, als ob man ihr ein Evangelium verkündete.

Was ging es sie denn an, wie ausgefüllt Sophie sich in ihrem Wirkungskreise fühlte, wie segensreich der Einfluß der Kindergärten, der Fortbildungsschulen und die schnelle Hilfsbereitschaft des Vaterländischen Frauenvereins sich fühlbar machten? — Elise sollte ja keine barmherzige Schwester werden. Nicht für die Armen, für ihn sollte sie leben! — Es war recht gut und schön, daß Sophie seiner Mutter und ihrer einsichtigen Wohltätigkeit mit solcher Verehrung gedachte. Elise konnte, wenn es ihr gefiel, künftig ebenso schalten wie seine Mutter; aber jetzt, da sie sein Gast war, da sie neben ihm bei Tafel saß, und die Blumen in dem Zimmer dufteten, der Champagner in den Gläsern perlte, da er froh war, sie in seinem Hause zu haben und so glücklich in ihrem Anblick, jetzt sollte sie fröhlich sein mit ihm, und nicht untertauchen in die Leiden aller Welt, mit dieser sich

aller Welt opfernden und aller Welt erbarmenden Sophie, die eingeladen zu haben er bitterlich zu bereuen anfing.

Er hätte böse auf Elise werden können, wäre er ihr nicht so gut gewesen. All der Glanz der Tafel, all die schönen Räume, alles, was sie hier umgab, sollte das ihre werden, und sie vertiefte sich in Not und Elend. Sie würdigte das schöne Haus, den schönen Saal nicht eines Wortes, während Viola mit offenem Sinn ihre Bewunderung derselben freundlich aussprach, und Viktor, entzückt von ihrem Liebreiz, das ganze Füllhorn seiner Galanterien über sie ausschüttete.

Willibald ward des Ernstes der beiden barmherzigen Seelen immer satter. Er stimmte deshalb allmählich, um ihnen das kund zu geben, in die Scherze seines Freundes ein, aber er machte auch damit keinen Eindruck auf Elise; und ärgerlich werdend über ihr Festhalten an der Unterhaltung mit Sophie, rief er endlich spottend aus:

„Bewahre uns der Himmel vor der jetzt epidemisch werdenden allgemeinen Menschenliebe! Was soll denn aus einem gesunden jungen Mann werden, wenn die weibliche Jugend und Schönheit nur noch für das Elend und die Hilfsbedürftigkeit vorhanden sind? Die Himmlischen steigen nicht mehr hernieder, sich eines jungen Sterblichen zu erbarmen. Ich für mein Teil habe auch die allgemeine Menschenliebe so herzlich satt, daß ich lieber Seiltänzer als Basare in unserm Hause ihr Wesen treiben lassen würde."

Viola und Viktor stimmten ihm übermütig bei, auch Sophie, welche solche nicht bös gemeinte Neckereien von ihm gewohnt war, ließ sie sich wieder gefallen. Weil er aber unmutig war, klangen die Worte wie

eine Herausforderung, und Elise meinte, sie schon um Sophiens willen abweisen zu müssen.

„Es ist sonderbar genug," sagte sie. „In Kriegszeiten und wo sonst Not um rasche Hilfe ist, da lassen die Herren sich unsre Dienste gern gefallen; aber wo es sich nicht gerade um sie selber handelt, und wo wir nach eignem Ermessen eintreten wollen, mißgönnt man uns auch dies bißchen Selbständigkeit, das wir doch behaupten müssen."

Wie die ganze Unterhaltung mit Sophie, so war auch diese Bemerkung nicht am Platze, und Willibald, der es nicht wissen konnte, mit wie ernsthaften und schmerzlichen Erwägungen Elise die Zeit her innerlich beschäftigt gewesen war, fand sie als doppelt ungehörig.

„Ach," rief er lachend, „wenn ich nur nicht von der Selbständigkeit der Frauen reden hörte! Zeigen Sie mir doch eine einzige wirklich selbständige Frau!"

„Da hast du recht!" fiel ihm Viktor ein, dem solche Bemerkungen gerade den rechten Spielraum für sich boten. „Die Frauen mögen sich stellen wie sie wollen, über kurz oder lang wird jede von ihnen auf die eine oder die andre Weise einem Manne untertan, und je länger sie sich dagegen sträuben, um so sicherer."

„Sie sagen das so hin," bedeutete Viola, die doch ihre Teilnahme an der Unterhaltung beweisen und Elisen beistehen wollte, „als ob meine Tante nicht hier vor uns säße."

Aber Willibald und Viktor waren mit dem Hinweis auf die Baronin nicht zu beschwichtigen.

„Hat die Baronin keinen Arzt, keinen Pastor, keinen Wundertäter, oder keinen verzogenen Neffen, der sie beherrscht und auf den sie schwört?" fragte Viktor.

„Die Baronin Sternberg!" warnte Elise.

„Nun denn!“ scherzte Viktor, den man nicht leicht aus dem Felde schlug, „so ist die Baronin vermutlich abhängig von ihrer Selbständigkeit geworden und tyrannisiert sich selber.“

Wider ihren Willen lachte Viola mit, aber Willibald fühlte mit Elise das Ungehörige der Bemerkung, und sich gegen diese letztere wendend, sprach er:

„Sie sehen, es bleibt immer noch das Beste, wenn Sie uns zu Ihren Sklaven machen, wie das mir gegenüber sehr in Ihrer Macht liegt. Und ich denke, Sie müßten das überhaupt erfahren haben!“

„Nein,“ entgegnete sie ihm, weil diese Galanterie in Violas und Sophiens Beisein ihr mißfiel, „nein, und ich bin über das Alter solcher Erfahrungen hinaus.“

Daß sie selber abermals und obenein vor Viktor und Sophien diesen unseligen Altersunterschied hervorhob, den sein Vater ihm gegen sie geltend machte, nahm ihm den Rest seiner guten Laune.

„Sie kokettieren mit Ihrem Alter, weil Ihr Spiegel Ihre Worte Lügen straft,“ sagte er.

„Eine Frau ist ja immer jung, solange sie bezaubert,“ schaltete Viktor ein.

„Ich habe das hinzunehmen,“ gab sie zurück, „wie die Konfitüren, die man uns eben darreicht, und —“

„Die Sie auch nicht lieben!“ fiel Willibald ein, da er sah, daß sie sie vorübergehen ließ.

„Nein, ich liebe sie beide nicht,“ sagte sie sehr bestimmt; „und ich meine, ich hätte Ihnen das früher schon einmal gesagt.“

Willibald gab ihr keine Antwort. Ob sie die Galanterien, ob sie das Naschwerk liebte oder nicht, was kümmerte ihn das? — Daß sie ihn nicht liebte, daß sie nicht zu ahnen schien, wie in seinem Sinne dies Fest nur ihr, nur seiner Erwählten, der künftigen

Herrin dieses Hauses, gegolten hatte, das war es, was ihn kränkte.

Es entstand eine Pause, Sophie und Viktor blickten betroffen auf die beiden. Sie schlossen aus ihrem Verstummen, daß noch etwas andres zwischen ihnen vorgegangen sein mußte, und deuteten sich's, wie sie eben konnten. Ohne es zu beabsichtigen, machte Viola der Szene ein Ende.

Sie suchte sorgfältig aus dem Zuckerwerk das ihr Zusagendste heraus und sagte, das geschickt erwischte Sträußchen von überzuckerten Veilchen, die sie in ihrer Hand hielt, genau betrachtend:

„Ich liebe beides, die Komplimente und das Zuckerwerk!"

„Erhalte Ihnen der Himmel diese Ehrlichkeit!" rief Willibald.

„Amen! denn sie ist ganz entzückend!" fiel ihm Viktor ein.

„Und doppelt, weil sie gar so selten ist!" bekräftigte der andre.

Viola sah ihn freundlich an.

„Wenn Sie das sagen, glaub' ich's! Denn Sie sind auch ehrlich!"

„Ja, bei Gott, das bin ich!" rief er, und mit einer Aufwallung, die er nicht verbergen konnte oder wollte, fügte er hinzu: „Das ist übrigens das erste gute Wort, das mir heut zu teil wird. Haben Sie Dank dafür!"

Sie blickte ihn verwundert an.

„Habe ich Ihnen etwas getan?" fragte sie.

„Ja, Sie haben mir sehr wohl getan! Ich danke Ihnen!" wiederholte er.

Viola schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen," sagte sie.

„Aber ich!“ versicherte Viktor mit einem Blick auf seinen Freund, welcher der Antwort auswich.

Der Diener, welcher den Blumenkorb von dem großen Tafelaufsatz abhob, kam ihm gelegen dazwischen.

Viktor nahm einen Strauß für Viola aus dem Korbe; Willibald freute sich, daß es nicht die Rosen waren, auf welche er es für Elise abgesehen hatte. Aber als er sie ihr darbot, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, sie habe es heute nicht um ihn verdient, daß er sie liebte!“

12

Es war spät, als man sich an dem Abende trennte. Dem Geheimrat hatten sein Haus und sein Besitz wieder einmal ein rechtes Vergnügen gemacht, da er die werten Gäste desselben heiter genießen sah. Er hatte dem Sohne wohlgefällig nachgeblickt, als dieser Viola und die Baronin nach der Mahlzeit durch die lange Zimmerreihe geleitet, ihnen die Bilder und die andern Kunstwerke gezeigt und sie durch die wohlgepflegten Treibhäuser in den Garten hinausgeführt hatte; denn glücklicherweise war es ihm entgangen, wie oft Willibalds Augen sich dabei nach Elisen zurückgewendet, deren Sophie sich abermals pflichteifrig bemächtigt und mit der sie im Gespräch in dem Zimmer seiner Mutter zurückgeblieben war, als sei das Haus des weiteren Ansehens nicht wert. Er glaubte sich von ihr geflissentlich zurückgewiesen und sann vergebens über den Grund dieses ihm unbegreiflichen Verhaltens nach, während sein Vater sehr mit ihr zufrieden war.

Er fand es klug von ihr, daß sie Viola zwischen den beiden jungen Männern sich frei bewegen ließ,

und taktvoll, daß sie, ihr Alter und ihre gesellschaftliche Stellung freiwillig anerkennend, sich zu Sophien hielt. Er suchte sie deshalb mehrfach auf. Wie Willibald den andern, so zeigte er ihr, was er in seinem Besitze der Beachtung würdig glaubte, und ihr richtiges Urteil, ihre Freude an dem Schönen machten ihm Vergnügen. Ihr ernster, heller Blick berührte ihn angenehm. Man durfte mit ihr die arme Sophie gar nicht vergleichen.

„Der Präsident hat viel Glück gehabt mit der Wahl von Fräulein Wald," sagte er später zur Baronin, „Glück für sich, wie für die liebe, fröhliche Tochter." Und in seinem Herzen sah er Viola schon als seine eigne Tochter an.

Er hatte die Familie des Präsidenten, als sie von einander schieden, selbst nach dem Wagen geleitet, um Viola noch so lange als möglich an der Hand zu halten, die sie ihrem Paten zutraulich gereicht. Er vernahm danach um seines Sohnes willen mit Vergnügen die Ausdrücke der Bewunderung, in denen Viktor sich über Viola erging, denn was andern begehrenswert erscheint, steigt immer in unsrer eignen Wertschätzung. Nur daß Willibald so offen in das Lob Violas einstimmte, das gefiel ihm nicht. Einen Irrtum zu bekennen, rasch nachzugeben, war nicht seines Sohnes Sache, war auch nicht die seine. Aber er verstand zu warten, wo es seinen Zwecken diente; und er sah den beiden jungen Männern zufrieden nach, als sie zusammen das Haus verließen, während er sich in sein Zimmer zurückzog.

Arm in Arm schlenderten die beiden Freunde die Straße hinab. Viktor, der sich rühmte, ein Kenner in bezug auf weibliche Schönheit zu sein, war noch mit Viola beschäftigt und malte sich ihre Reize aus.

„Dabei kennst du sie noch gar nicht," meinte Willibald, „man muß sie tanzen sehen!"

„Ja, der schlanke, volle Leib muß sich gut im Arme wiegen!" sagte Viktor.

„Sie ist wie eine Feder, so elastisch und so leicht; aber das ist's nicht. — Allein müßtest du sie tanzen sehen. Ihre Phantasietänze, ihre Tanzspiele, wie sie sie nennt. Unsre kantig gedrillten Frauenzimmer vom Ballett sind wie Automaten neben solchem Gliederspiel. Nur ein Zigeunerkind habe ich einmal auf einer Fahrt durch Ungarn in einer Schenke ihren Tschardasch so tanzen sehen; und Viola behauptet von sich mit Recht, sie habe ihr Neigen und Beugen den Baumeszweigen abgelauscht."

„Ein bißchen Zigeunerblut mag freilich in ihr stecken," sagte Viktor, „aber das gerade reizt mich."

„Mir mißfiel's im ersten Augenblick," bemerkte Willibald.

„Und jetzt?" lächelte Viktor.

„Jetzt hab' ich sie sehr gern."

„Nur sehr gern? Das klingt kühl genug!"

Willibald gab ihm keine Antwort.

„Laß uns offen sein," mahnte Viktor. „Hast du Absichten auf sie?"

„Ganz und gar nicht!"

„Also deine heutige Gereiztheit galt nicht ihr, nicht meiner Galanterie für sie? Und die Veilchen von Parma, die Viole di Parma, steckten nicht absichtlich in deinem Knopfloch?"

„Doch! Elise liebt sie!" entgegnete ihm Willibald.

„Elise? Wer ist das?"

„Fräulein Wald, die Erzieherin Violas."

„Und was weiter?" fragte der andre verwundert.

„Nichts weiter, als daß ich Elise liebe und sie heiraten werde!"

„Die Gouvernante? — In der Tat? — Oh, sie ist noch schön, sehr schön!“ sagte Viktor in rascher Folge. „Und dein Vater?“

„Der ist natürlich nicht dafür!“

„Ah so! Natürlich! Nun versteh' ich's! Darum brachte dich ihre allgemeine Menschenliebe heute so auf! Aber das freut mich, freut mich wirklich!“ Diese Ausrufe, deren Grund er leichtlich nachkommen konnte, verdrossen Willibald.

„Sprich deutlich,“ sagte er, „was freut dich so?“

„Daß du heiraten willst, denn so etwas muß man zeitig abmachen, ich habe schon zu lang gewartet, und daß ich freies Feld finde, wenn etwa die Lust mich ankäme, es mit diesem sehr reizenden Mädchen zu probieren. Mit einem Freund auf gleicher Fährte zu jagen, wäre nicht meine Sache! Aber das Rumänische in dem braunen Mädchen mit den Veilchenaugen find' ich reizend. Solch' ein Weib, das man an jedem Tage neu erobern müßte, das gewiß nie die rechte deutsche Hausfrau wird und auf das wahrscheinlich kein Verlaß ist — das wäre etwas für die Freuden des Landlebens, die ich vor mir habe!“

Er lachte, Willibald stimmte nicht mit ein.

„Du irrst,“ sagte er, „Viola ist nicht kokett.“

„Nicht mit dir, der du sie nicht beachtest und dessen Liebe für ihre Gouvernante sie wahrscheinlich durchschaut. Aber solche Augen, so viel Temperament und nicht kokett? Das ist so unmöglich, als es sündhaft wäre. Und welches Weib ist nicht kokett? Es ist ja ihr Beruf, uns zu gefallen, ihr Vorteil, uns zu fesseln; und das wissen und üben sie auch alle. Tut's denn deine schöne Gouvernante nicht, wenn sie uns ihre Jahre vorhält, damit wir sie vergessen?“

„Die Frauenkenntnis, die man auf dem Boulevard des Italiens erwirbt!“ warf Willibald ihm ein.

Viktor zog seinen Arm aus dem des Freundes.

„Ja," sagte er, „du bist verliebt; nun fühle ich's, nun glaub' ich's, denn du wirst moralisch! Und," rief er mit seinem hellen, frohen Lachen aus, „es kleidet dich unvergleichlich, mich als verwahrlosten Knaben zu behandeln! Du bist für die Ehe reif!"

Sie waren vor dem Kaffeehause angelangt, es saßen vor der Türe an den Tischen noch Bekannte, von denen sie angerufen wurden und zu denen sie sich gesellten, aber Willibald trennte sich von ihnen bald. Der Tag, von dem er sich so viel versprochen, war nicht ausgefallen, wie er es erwartet hatte. Er langte, unzufrieden mit sich, mit Elise, und sehr unzufrieden auch mit Viktor, in seinem Zimmer an. Zum bloßen Spielzeug für den Übersättigten war Viola doch zu gut.

13

Der Mittag im Mannsteinschen Hause war für mehrere der dabei beteiligten Personen wichtiger geworden, als sie es hatten vermuten können. Er hatte es wieder einmal dargetan, wie nichts weniger gleichgültig im Leben ist, als das, was wir in der Regel als etwas sehr Gleichgültiges zu betrachten pflegen, eine neue gesellschaftliche Bekanntschaft. Daneben hatte die Baronin es zu erfahren, daß der Wechsel unsres Aufenthaltes auch in uns selber Umwandlungen hervorbringt, die in uns erleiden zu können wir für unwahrscheinlich oder gar für unmöglich gehalten hatten.

In den Zeiten, in welchen sie sich aus der großen Welt zurückgezogen und die Ordnung und Wiederherstellung ihrer verwirrten Vermögensverhältnisse mit der Selbstverwaltung der Sternbergschen Güter in ihre Hand genommen hatte, war solch ein Entschluß

für eine Frau im allgemeinen noch ein ungewöhnlicher gewesen, und weil sie das gefühlt und vielfach hatte aussprechen hören, weil man sie als eine Besonderheit angesehen, hatte das sie verführt, auch in ihrem äußeren Tun und Behaben diese Besonderheit festzuhalten. Indes die zwanzig Jahre, welche seitdem vergangen und während derer sie nur selten ihre Güter verlassen, hatten in der geschäftlichen und gesellschaftlichen Betätigung und Stellung der Frauen sehr wesentliche Veränderungen hervorgebracht. Die verständige Emanzipation derselben, wie die töricht in leerem Scheine kundgegebene, hatten die Menschen namentlich in den großen Städten daran gewöhnt, Frauen mit Entschlossenheit und Umsicht an der Spitze von Vereinen, an der Spitze von mancherlei Geschäften und von bedeutenden gemeinnützigen Unternehmungen beschäftigt zu sehen. Eine Frau, welche für sich selbst besonnen einstand, fiel so wenig auf, als sie damit Anstoß erregte, wenn sie allein reiste, allein an öffentlichen Orten auftrat. Es gab überall Frauen, welche aus Laune oder Bequemlichkeit, wie die Baronin, ihr Haar kurz abgeschnitten trugen, welche, im Gegensatz zu der Mode, ihre Kleidung nach ihrem Geschmack vereinfachten, ihr Pferd und ihren Wagen mit Sicherheit zu führen wußten und, wenn es ihnen gefiel, auch ihre Zigarette rauchten

Die Baronin war in der Hauptstadt mit dem Glauben angelangt, eine Ausnahme von der Allgemeinheit zu sein. Sie hatte, nicht ohne ein gewisses Vergnügen, erwartet, auf einen Widerspruch gegen ihr Wesen zu stoßen, dem zu trotzen oder den zu besiegen ihr eine Lust gewesen sein würde. Statt dessen fand sie sich, wohin sie immer mit ihrem Schwager kam, auf das beste und keineswegs als eine ungewöhnliche Erscheinung aufgenommen. Man schätzte

nicht nur ihre Tüchtigkeit, man nannte sie auch noch eine schöne und vortrefflich erhaltene Frau, so daß es sie fast verlegen machte, auch als solche noch gefeiert zu werden. Aber das gerade gab ihr eine Weichheit und Milde, die sie mit Absicht in sich unterdrückt, die ihr jedoch sehr wohl anstanden. Der Präsident meinte, sie selbst in ihrer Jugend nicht so liebenswürdig gesehen zu haben, als jetzt in ihren späteren Jahren.

Anfangs hatte sie es abgelehnt, in Gesellschaft zu gehen. Sie hatte sich abgestorben gegen den Reiz derselben genannt. Indes der Verkehr mit Männern, von deren Wissen und Geschäftserfahrung sie beständig Anregung und Aufklärung gewann, konnte ihr nicht gleichgültig bleiben, und sie fing bald an, es zu empfinden, daß sie lange Jahre in geistigem Entbehren gelebt, daß sie in Gefahr gestanden habe, einen Teil ihrer Fähigkeiten völlig unbenutzt und sich vorzeitig altern zu lassen, während es noch in ihrer Hand lag, in die Gesellschaft zurückzukehren und die ihr gebührende Stelle in derselben einzunehmen, wie man's tun soll.

Elise sah es, wie das Wohlgefallen der Baronin an dem städtischen Leben mit jedem Tage zunahm, wie die alte verwandtschaftliche Vertraulichkeit zwischen ihr und dem Präsidenten immer herzlicher wurde, wie sie dem letzteren eine Freiheit und Befriedigung gewährte, welche er neben der jüngeren und fremden Erzieherin seiner Tochter nicht hatte genießen können, und sie machte sich ihren Schluß daraus. Die Veränderung in ihrem häuslichen Leben war überhaupt sehr groß geworden.

Gleich an dem Tage nach dem Mannsteinschen Gastgebot hatte Viktor dem Präsidenten seine Aufwartung gemacht, auch zwischen den älteren Personen waren danach die üblichen Besuche abgestattet worden, die gebührenden Einladungen erfolgt, und es hatte

sich unter den drei Familien bald ein engerer Verkehr herausgebildet, in den durch das Wohlwollen der beiden Mannsteins auch Sophie hineingezogen worden war. Für Elise aber hatte die Bekanntschaft mit Sophien in diesem Augenblicke einen großen Wert, denn sie gefiel ihr, und der Umgang mit ihr gab ihr den gewünschten Anlaß, sich, wie es für sie gefordert war, gelegentlich zurückzuziehen.

Elise wußte es aus langjähriger Erfahrung, wie sehr Familien, in denen die Zahl der Frauen überwiegt, sich in der Gesellschaft vorsichtig einzurichten haben, um sich nicht beschwerlich zu machen. Es hatte etwas Ungeschicktes, wenn der Präsident immer mit drei Frauenzimmern aufzutreten hatte; und da sie Violas Kindheit gewohnt gewesen war, die erste Stelle in seinem Hause einzunehmen, berührte es sie nicht angenehm, jetzt immer neben der Baronin und neben der erwachsenen Tochter, wie es sich doch gehörte, in die dritte Reihe gestellt zu werden, ja eigentlich überflüssig zu sein, wenngleich man sie's nicht fühlen lassen wollte.

Der Präsident beachtete freilich solche kleine Schwierigkeiten nicht, die Baronin war stets voll Rücksicht für Elise, und Viola meinte es ehrlich, wenn sie ohne Elise nicht in Gesellschaft gehen wollte, wenn sie sich schmollend darüber beklagte, daß Elise sie von sich zu entwöhnen strebe, um ihre eignen Wege gehen zu können; aber man ließ sie doch gewähren. Die Zeiten, in welchen Viola ihr allein gehört hatte, waren eben vorüber. Das Leben in der großen Stadt, der Einfluß der Baronin, die Huldigungen weltgewandter Männer nahmen Viola in Beschlag, und es war gut für Elise, daß ihr in Sophie eine Freundin zuteil wurde, wie sie sie ersehnt und bisher nicht besessen hatte.

Seit Elise in früher Jugend die Heimat verlassen hatte und nach England gegangen war, hatte sie nie für sich selbst, immer im Hinblick auf andre gelebt. Sophie war in dem Betrachte besser daran gewesen, aber die Ähnlichkeit ihres Schicksals hatte trotz ihrer verschiedenen Naturen eine gewisse Übereinstimmung in ihnen erzeugt. Sie verstanden sich mit halbem Worte, und sich gegen eine mitempfindende Freundin aussprechen zu können, fand die eine wie die andre tröstlich.

Die bescheidene Häuslichkeit, die Sophie sich geschaffen, erschien Elisen als ein wünschenswertes Ziel. Es war ihr angenehm, sich öfters in diese Stille flüchten zu können; Sophie aber fühlte sich geborgener und reicher in ihrem kleinen Heim, seit es der schönen, jüngeren Freundin in demselben so behagte. Indes ebenso wie der Verkehr mit Männern und das Leben in der Gesellschaft die Baronin verjüngten, so streifte das häufige Beisammensein mit dem älteren Mädchen von Elise den Schimmer der Jugend ab, der sie bisher noch voll umleuchtet. Sie hatte sich in der Beziehung nie über sich getäuscht, hatte es offen genug bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Willibald gegen ihn ausgesprochen, aber es hatte sie nicht gedrückt und nicht beunruhigt, kein junges Mädchen mehr zu sein. Jetzt, da sie ihre Zukunft nicht gesichert wußte, hatte sich das geändert, und Sophiens Nähe und Gesellschaft hatten das übrige getan. Wie ein Schleier legte die Sorge sich über ihre schöne Stirne; und um die Lippen, die so sanft gelächelt hatten, zeichnete sich ein Zug von Schmerz.

Willibald war der erste, der auch das bemerkte. Er wußte überhaupt nicht, was er von ihr denken sollte und wie er mit ihr daran war.

Traf er sie in ihrem Hause, so war sie offen und

freundlich mit ihm, wie an dem Tage, da sie den gewinnenden Eindruck auf sein Herz und sich ihm begehrenswert gemacht hatte. Aus allen ihren Äußerungen konnte er es entnehmen, daß sie gut von ihm dachte, Zutrauen zu ihm hegte. Er mußte an ihre Teilnahme für ihn glauben, wenn sie ihn über seine Tätigkeit, über seine Arbeit befragte, wenn sie ihm mit freundlicher Neugier zuhörte, sobald er einmal von seiner Mutter, seinem Vater, von dem auswärtigen Grundbesitz und dem auswärtigen Betrieb seines Hauses sprach. Er hatte seine Freude daran, wie sie sich innerhalb seiner Verhältnisse zurechtzufinden suchte, und auch ohne daß er besonders eitel war, durfte er sich sagen, so achtsam wende man sich nur einem jungen Manne zu, für den man mehr als bloßes gesellschaftliches Interesse hege. Aber wenn sie ihn gern sah, wenn seine Nähe ihr lieb war, weshalb blieb sie jetzt so häufig fern von den Kreisen, in denen sie ihn zu treffen sicher sein konnte, die er um ihretwillen und Violas wegen gern besuchte. Denn er liebte Viola, weil Elise so fest an ihr hing, und er suchte Viola, mit der er von Elise sprechen konnte, wenn diese sich ihm ferne hielt.

Es machte ihn deshalb öfters ungeduldig, wenn mitten in der ihm so erwünschten Unterhaltung mit Viola ihm Viktor immer dazwischen kam, und wenn er sich ehrlich darum fragte, war ihm seines Freundes eifrige Bewerbung um das schöne Mädchen gar nicht recht. Er hätte sie hindern mögen, ohne zu wissen weshalb. Öfters betraf er sich auf einer wirklichen Mißempfindung, die er nicht unterdrücken konnte, wenn er den Freund in froher Eroberungslust neben Viola sah, während er sich ohne Elise allein oder doch nicht in der ihm zusagenden und von ihm ersehnten Weise beschäftigt fand.

Viktor und Viola waren ein passendes und schönes Paar. Man fing an, sie als ein solches zu bezeichnen. Aber Willibald konnte sich nicht helfen, er wünschte Viola einen andern Mann, einen Mann, dem das reine Mädchen mehr sein konnte, als eine jener leichtfertigen Frauen, mit denen die Männer sich die Zeit vertreiben, die sie leidenschaftlich zu lieben glauben, und deren sie doch immer überdrüssig werden, wenn sie den Reiz der Neuheit für sie verloren haben. Viktor hatte eine Menge guter Eigenschaften, nur zum guten Ehemann kam er dem Freunde nicht gemacht vor; und was sollte aus Viola werden, wenn Viktor auch ihrer nach kurzer Zeit so satt wie aller der andern würde, die ihn bisher beschäftigt hatten? Wenn sie es bereuen müßte, seine Frau geworden zu sein? Er fühlte es bei diesen Betrachtungen immer, wie nahe sie seinem Herzen stand, wie viel er von ihr hielt.

Es war an einem Abende im Flemmingschen Hause, als ihm wieder einmal diese Gedanken kamen. Die älteren Personen saßen plaudernd beisammen, die junge Welt trieb sich in dem großen Saal herum. Viola war mitten unter den andern, Viktor folgte ihr wie ihr Schatten, und er mußte sie wohl mit seinen Einfällen, je nachdem, belustigen oder reizen, denn Willibald sah, wie ihr Mienenspiel häufig wechselte, bis sie sich plötzlich von Viktor abwendete und, an Willibald vorübergehend, in das Freie auf den Balkon hinaustrat. Willibald folgte ihr dahin.

Drinnen im Saale funkelte bereits das Gaslicht, aber es war noch hell und voller Leben in der Straße. Der Neumond stand am Himmel, das Licht der Straßenlaternen, das man eben entzündet hatte, war noch überflüssig und erschien wie eine Illumination. Spaziergänger strömten durch die breiten Alleen dem Tore zu und kehrten in die Stadt zurück. Der Anblick war

heiter. Er machte auf Viola, für die er noch immer etwas Neues hatte, einen angenehmen Eindruck. Willibald wies sie darauf hin, wie die Erleuchtung sich weit hinaus fortsetze bis nach der nächsten Stadt, über den meilenlangen, mit Bäumen besetzten Weg.

„Ach," sagte sie, „erinnern Sie mich nur gar nicht daran, wie weit wir fern sind von dem eigentlichen freien Felde. Seit den letzten paar Wochen, seit es draußen so schön wird, fühle ich es doch, daß ich keine geborene Großstädterin bin. Es zieht mich förmlich hinaus, und ich sehe die Tante nur immer darauf an, ob sie es hier noch aushält in den Mauern, und ob sie uns nicht bald davongehen wird."

Willibald meinte, noch lasse sich das Leben in der Hauptstadt wohl ertragen.

„Nur," setzte er hinzu, „für die Gesellschaft ist es schon ein wenig spät."

„Sehen Sie, das meinte ich eigentlich," sagte sie, „denn als ich Sie vorhin auch einmal hier draußen stehen sah, kamen Sie mir vernünftiger als wir andern vor, und wie Sie mich dann ansahen, dachte ich: der fragt sich gewiß, ob ich nicht auch so gescheit sein werde, zwischendurch ein wenig Luft zu schöpfen."

„Sie merkten, daß ich Sie beobachtete?" fragte er, sich darüber freuend.

„Freilich, denn ich sehnte mich schon die ganze Zeit hinaus, und ich möchte wissen, ob ich richtig geraten habe?"

„Ja, in gewissem Sinne haben Sie das getan. Die Gesellschaft sieht nämlich ganz anders aus, wenn man sie aus der Ferne betrachtet, als wenn man sich mitten in ihr bewegt. Alles, was an ihr Übereinkommen, was an ihr das Konventionelle ist, das, was jeder sagt und tut, und wobei der Sprecher und der Hörer sich gar nichts denken, während man doch meint,

es sagen und hören zu müssen, das fühlen wir nicht als etwas Überflüssiges, solange wir selbst es sprechen und hören und davon beherrscht sind. Zehn Schritte davon entfernt sieht schon das viele Lächeln, sehen alle die Bewegungen, die uns persönlich dünken, wenn sie an uns gerichtet werden, wie ein allen Gemeinsames aus, und, warum soll ich es nicht zu Ihnen aussprechen, sie wirken auf mich dann marionettenhaft und komisch, oder doch mindestens nicht so anmutig und blendend als in der Nähe. Am schlimmsten jedoch ist es, wenn man aus der Tageshelle in die künstliche Beleuchtung, aus freier Luft in die Atmosphäre eines solchen Gesellschaftszimmers hineinblickt. Man fühlt dann recht, wie unsre Gesellschaft aller Natur entfremdet, wie sie ein Produkt der Städte und des Winters ist."

„Ach," rief Viola, „wie das wahr ist, das wissen Sie gar nicht! Mich macht die Gesellschaft —" sie hielt inne und schaute ihm mit ihrem großen, vollen Blick ins Auge, als müsse sie prüfen, ob sie's wagen dürfe — dann sprach sie: „Mich macht der Salon einfältig und leichtgläubig. Bei Beleuchtung glaube ich der dummsten Schmeichelei; im Freien erst bin ich wieder ich selbst und glaube nichts, als was ich glauben darf."

„Wonach sich zu richten also weise sein wird!" fiel ihr Viktor ein, der währenddessen herangetreten war, ohne daß sie es gewahrt hatte.

„Ihnen hilft das nicht!" sagte sie, ohne sich aus ihrer Heiterkeit bringen zu lassen.

„Und weshalb nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich Sie immer in herrlichster Beleuchtung sehe!" gab sie ihm schelmisch zur Antwort.

„Wie könnt' es anders sein in Ihrer Augen Licht!" entgegnete er ihr.

Sie sah Willibald an und lachte.

„Drinnen im Saale hätte ich's geglaubt, hier im Mondschein nicht!“ sagte sie und ließ sie beide stehen.

„Wie solch ein keckes junges Ding sich sträubt, und nimmt doch bald sein Futter aus unsrer Hand, oder richtiger, von unsern Lippen!“ warf Viktor hin; und seinen kleinen Ärger zu verbergen, setzte er hinzu: „Du aber bist ihr offenbar eine Art von Vertrauensperson, ein Mentor, in dem sich ihr der Geist deiner schönen abwesenden Minerva offenbart, und du machst dir das zu Nutzen.“

„Was soll das heißen?“ fuhr Willibald auf.

„Du liebst es nicht, wenn ich Französisch spreche,“ entgegnete der Freund, „mais tu balance joliment entre les deux ages!“

Über Willibalds Stirne flog das Rot des Zornes.

„Zwinge mich nicht, die Torheit zurückzuweisen, wie sie's fordert!“ sagte er.

„Was erst die rechte Torheit wäre,“ fiel ihm Viktor ein, „da wir beide in der gleichen Lage sind. Violas Koketterie hat mich verdrossen, denn Verliebtheit macht empfindlich, und du bist auch verstimmt. Du schmachtest hier draußen die blasse Luna an, weil Minerva es für gut befunden hat, dir heut nicht zu erscheinen. Aber noch einmal läßt Viola mich nicht stehen wie heut, darauf verlasse dich. Wir müssen zu Rande kommen mit den spröden Schönen, du wie ich. Es ist von beiden Ziererei und weiter nichts. Sie sind neulich im Figaro gewesen und singen nun unisono: ‚Die wird gering geachtet, die sich zu leicht ergibt!‘ Von Viola, die ein Kind ist, ist es eine Spielerei, die ich ihr abgewöhnen werde; für Minerva kommt solche Spielerei etwas zu spät, denn Männer wie du und ich stehen nicht an allen Ecken!“

Diese Bemerkungen besserten die Sache nicht. Willi-

bald konnte sich im gewöhnlichen Lauf der Dinge an Viktors leichtfertiger Art belustigen. Sie erschien ihm bisweilen sogar als eine Überlegenheit, weil seiner eignen, noch dem Volke näher stehenden und darum schwerfälligeren Natur jede Anlage dazu abging; aber in diesem Falle fand er die Weise nicht am Platze. Der Geheimrat hatte oft behauptet, wie gar mancher Deutscher, der zu lange in Paris gelebt, so habe auch Viktor von den schlechten Eigenschaften der Franzosen mehr als nötig angenommen, habe, wie die Bibel es bezeichnet, Schaden genommen an seiner Seele. Der Sohn hatte das stets in Abrede gestellt; in dieser Stunde pflichtete er dem Vater bei. Mochte Viktor über gleichgültige Dinge und Personen, über Frauen, die es besser nicht verdienten, seiner Laune volle Freiheit gönnen, an Elise, an Viola sollte er seinen Witz nicht üben.

Willibald hatte es gleich bereut, als er in rascher Aufwallung sein Geheimnis Viktor preisgegeben. Er konnte es nicht ertragen, Elise mit einem spottenden Beinamen bezeichnen zu hören, konnte es nicht begreifen, wie Viktor in solchem Tone von dem Mädchen reden mochte, das er sich zur Gattin ausersah; und nicht gewohnt, sich vor ihm zurückzuhalten, sprach er:

„Mich und meine Sache laß, ich bitte, aus dem Spiel! Aber paßt ihr denn zusammen, du und Viola? Bist du ihrer sicher?“

„Was hat Elise dir davon gesagt?“ rief Viktor.

„Nicht ein Wort! Es war zwischen uns nie die Rede von dir in irgendeinem Zusammenhange mit Viola.“

„Was also sollte dieser Zweifel?“ fragte Viktor. „Was hältst du von Viola?“

„Ich halte so viel Gutes von ihr, daß ich bisweilen meine, ihr gebührt ein Mann, der besser von den Frauen denkt als du, und sie weniger kennt.“

Er hatte das scherzend sagen wollen, aber es klang so ernsthaft, daß Viktor, ihn scharf ins Auge fassend, sagte:

„Du meinst, sie führe besser mit einem Mann wie du!"

„Wenn ich sie liebte — ja!" versetzte Willibald ganz unumwunden. „Aber da dies nicht der Fall ist —"

„Laß mich deine Worte wiederholen," fiel ihm der andre ein. „Bist du des so sicher?"

„Viktor!" rief Willibald mit fester Abwehr solchen Verdachts, und mit voller Ruhe sprach er: „Ich habe sie lieb und wünsche ihr einen guten Mann, wie du es deiner Schwester sicher auch gewünscht hast."

Viktor kämpfte mit sich selber, aber er kam bald mit sich ins gleiche.

„Wenn man eine Weile nicht mit dir zusammen war, muß man sich immer wieder erst an dich und deine Offenherzigkeit gewöhnen," sagte er, „und dich kennen, um sie am Ende doch zu schätzen, obschon du und sie einzig in eurer Art seid."

Willibald wollte erklären, begütigen, Viktor litt es nicht.

„Laß es gut sein," sagte er, „wenn wir bisweilen uns auch nicht verständigen, so kennen wir einander doch — und diesmal tatest du mir unrecht, denn ich meine es ernsthaft. Aber wir müssen ohnehin ins Zimmer gehen, und da fährt auch der Wagen des Präsidenten vor. Ich will sie doch noch sehen, ehe sie aufbrechen.

Wie sie danach gemeinsam den Saal betraten, wendete sich Viktor noch einmal dem Freunde zu.

„Sage Elisen nur, sie soll unbesorgt sein um ihre Pflegetocher," sprach er. „Mein wilder Hafer ist ausgesät. Ich werde ein Muster werden von einem

Ehemanne. Englische Häuslichkeit, französische Ritterlichkeit und deutsche Treue — un mari modèle! Ich verspreche es ihr und dir und, was die Hauptsache ist, mir selbst!"

14

Willibald begleitete den Präsidenten und die Seinen nach ihrem Wagen, denn auch er wollte sich entfernen. Als man unten vor der Türe anlangte, wehte die Luft vom Parke frisch in die Stadt hinein und der Mond, der nun ganz emporgekommen war, machte das mächtige Tor und die Architektur der Straßen so vorteilhaft erscheinen, daß die Baronin vorschlug, den Wagen nach Hause zu schicken und den Heimweg zu Fuß zu machen, um sich von der Wärme in den Sälen zu erholen. Ihre Wünsche waren für die andern stets Befehle. Der Präsident bot ihr den Arm, Willibald folgte ihnen mit Viola nach.

Als er nun an ihrer Seite so durch die stiller gewordenen Straßen ging, fiel es ihm ein, wie sehr ihm Viktor dies beneiden würde; und weil des Freundes liebenswerte Eigenschaften ihm eben in der kleinen Szene wieder angenehm entgegen getreten waren, während er sich eines unnötigen Angriffs gegen ihn schuldig fühlte, meinte er den Abwesenden nach Kräften neben dem von jenem geliebten Mädchen vertreten zu müssen.

„Ich wüßte jemand," sagte er, „der viel darum gäbe, wenn er an meiner Stelle sein könnte; jemand, der Sie aufrichtig bewundert!"

„Wir sind im Freien," lachte Viola, „also glaub' ich Ihnen nicht, obschon ich weiß, an wen Sie denken."

„Sie tun meinem Freunde unrecht!" wendete er ein. „Er ist viel ernsthafter und viel mehr wert, als

er die Laune hat, es zu verraten. Wir sind, obgleich er um mehrere Jahre älter ist, Freunde von frühesten Zeiten her, und ich habe ihn immer beständig gefunden in —"

„In der Zufriedenheit mit sich selbst?" fragte Viola, und bat dann um Entschuldigung, daß sie den Scherz gewagt habe. „Aber," sagte sie, „ich mag es machen, wie ich will, ich komme nie dazu, Ihren Freund ernsthaft zu nehmen, oder zu glauben, daß ihn irgend etwas andres ernsthaft und wirklich beschäftigt, als er selbst, und der Eindruck, den er auf uns andre macht. Das ist sich immer gleich geblieben seit dem Mittag, an dem ich ihn in Ihrem Hause zum erstenmal gesehen habe. Er unterhielt mich ganz vortrefflich, er weiß immer etwas Neues, er gefällt mir sehr —"

„Das würde ihn sehr glücklich machen, wenn er's wüßte!" rief Willibald.

„Sie haben mich nicht zu Ende kommen lassen," bemerkte sie. „Er gefällt mir wie ein Schauspieler in einer sehr hübschen Rolle. Ihn selber lernt man dabei nicht kennen."

„So machen Sie sich die Mühe, ihn kennen zu lernen, und Sie werden beide, das bin ich gewiß, dabei gewinnen."

„Elise hat auch eine gute Meinung von Ihrem Freunde, schon weil er Ihr Freund ist; solch eine Komödie aber, wie er sie immer spielt, ist mir nur gar zu fremd," sagte Viola, und weiter durfte Willibald nicht gehen. Auch lag Elise ihm zunächst am Herzen. Er fragte also, weshalb sie sich wieder von der Gesellschaft ausgeschlossen habe.

„Wenn ich das wüßte!" entgegnete Viola. „Ein Zufall ist es nicht. Sie findet heute den und morgen jenen Grund, nicht mit uns zu kommen; was sie damit beabsichtigt, kann ich nicht erraten. Sie mit

Zureden belästigen mag ich nicht, da ja die Tante uns begleitet; aber es betrübt mich, daß sich Elise so von uns abschließt, denn ihr ist nicht wohl dabei."

Willibald meinte, sie scheine ihm überhaupt angegriffen zu sein.

„Es sieht nur so aus," entgegnete Viola, „sie ist nicht krank, nur still und traurig ist sie. Frage ich sie darum, so sagt sie, ich sähe Gespenster; und ich kenne sie doch, so wie sie mich. Noch niemals hat sie mich so mir selber überlassen. Sie hat ja niemand auf der Welt als mich, und ich habe ihr wahrhaftig nichts zuleid getan."

„Vermuten Sie denn gar nicht, was sie beschäftigen und betrüben könnte?" fragte er mit wachsender Spannung.

„Ja!" sagte sie. „Ich habe es ihr auch ausgesprochen, aber sie hat mir es geleugnet, hat mich ein Kind, meine feste Überzeugung eine törichte Einbildung genannt, und ich ließ mir das ja gern gefallen! — Nur ihr helfen können und sie wieder froh sehen, möchte ich, weil ich weiß, ich irre mich gewiß nicht."

Violas Worte trugen das Gepräge der einfachsten Wahrheit, aber mit einer wahren Glücksempfindung glaubte er zum ersten Male nicht an ihre Unbefangenheit; denn mit der Spitzfindigkeit des Herzens und der Liebe brachte er ihre Aussagen über Elise mit sich und seinen Wünschen in Verbindung. Er sagte sich, wie das jüngste Mädchen, wo es sich um die Herzensangelegenheiten einer andern handle, oft schärfer blicke, klarer sehe, als ein ihr sonst in jedem Sinne weit überlegener Mann. Er wußte, wie die beiden Frauenzimmer aneinander hingen. Er hielt sich überzeugt, daß Viola seine Liebe für ihre Erzieherin längst erkannt habe, daß sie an deren Neigung

für ihn glaube, daß sie die Gelegenheit benutze, sein Vertrauen zu gewinnen und ihn zu der Erklärung zu bestimmen, welche Elise, die sein Zaudern mit Recht unsicher gemacht haben mußte, nicht mehr ersehnen konnte als er selbst. Viktors: „Wir müssen zu Rande kommen!“ klang in ihm lebhaft nach.

Er versprach es sich, daß der folgende Tag die Entscheidung bringen solle, und erkundigte sich deshalb, ob er Aussicht habe, die Damen am nächsten Vormittage zu Hause zu finden.

Viola entgegnete, die Tante ritte mit ihr am Morgen meistens aus. Das gerade war es, was er hatte hören wollen. Da er ihr jedoch auf ihre Antwort nichts erwiderte, beunruhigte es sie, und sich nochmals zu ihm wendend, sprach sie:

„Sie finden es vielleicht unrecht, daß ich's Ihnen sagte, und ich begreife selber nicht, wie ich dazu kam; aber Sie fragten nach Elise und ich weiß, Sie haben sie lieb —“

„Ob ich sie lieb habe!“ rief er, sie unterbrechend, denn ihre ängstliche Entschuldigung bestärkte ihn in seinem Glauben. „Wie können Sie's bereuen, daß Sie mir vertrauten, da Sie wissen, was mir dies Vertrauen sein muß!“

„Oh, ich verhehle es ihr auch nicht!“ versicherte sie zaghaft, wie ein schuldbewußtes Kind. „Ich erzähle ihr noch heute, was ich Ihnen über sie gesagt.“

„Welch ein Engel, welch ein himmlisches Geschöpf sind Sie!“ rief er voll freudigster Bewegung, von ihrem Wesen hingerissen.

In dem Augenblicke waren sie vor dem Hause des Präsidenten angelangt. Willibald hatte sich zu empfehlen. Die Baronin und der Präsident wechselten noch einige Worte mit ihm und gaben ihm die Hand zum Abschied. Viola folgte ihrem Beispiel.

„Gute Nacht, Teuerste!“ flüsterte er, da er sich, ihre Rechte in der seinen haltend, vor ihr neigte. „Gute Nacht, Viola! Sie haben mich sehr glücklich gemacht. Tausend Dank!“

„Gute Nacht, Willibald!“ sprach sie leise, und drückte ihm fest und heiß die Hand. Es durchfuhr ihn wie ein Strahl.

Was war das? fragte er sich, da sie ihn verlassen hatte, und sein Herz schlug ihm heftig in der Brust. Aber raschen Schrittes von dannen gehend, blieb er sich die Antwort auf die eigne Frage schuldig.

Leicht wie ein Vogel flog währenddessen Viola den andern vorauf, die Treppe hinan nach dem Wohnzimmer, in welchem Elise die Heimkehr der Familie erwartete, und warf sich ihr mit beiden Armen um den Hals, ihr Gesicht an der Schulter ihrer Freundin bergend.

„Was hast du? Was ist dir geschehen?“ fragte die Überraschte.

„Nichts, nichts,“ versicherte Viola, „ich sage dir's nachher!“ und sie machte sich von Elise los und eilte, um ihre Aufregung den Blicken der andern zu entziehen, ins Nebenzimmer.

Als sie dann wiederkehrte, war sie ruhiger geworden. Man blieb im Durchsprechen des in der Gesellschaft Erlebten eine Weile noch beisammen, der Präsident und seine Schwägerin ließen sich in ihren Sesseln behaglich für das Rauch- und Plauderstündchen nieder. Elise zog mit Viola sich zurück.

Sie hatte erfahren, daß Willibald mit den dreien nach Hause gegangen war, das übrige sagte ihr Violas Freude und Erregung. Sie sah schön aus, wie einst Eveline im Gefühl beglückter und noch verschwiegener Liebe.

Arm in Arm gingen sie nach ihrem Schlafgemach

hinauf. Die Fenster standen offen, der Mond schien hell hinein. Kein Laut war zu vernehmen, denn die großen Gärten, welche sich hinter den Häusern hinziehen, trennten sie weit von der Fahrstraße ab, und in der lebensvollen Stadt hatte die Stille etwas sehr Erquickendes.

Die Kammerjungfer, welche ihnen gefolgt war, wollte die Fenster schließen, die Lampe anzünden, Viola wehrte ihr beides und schickte sie fort. Elise hatte sich nahe am Fenster in den Sessel gesetzt, Viola kniete vor ihr nieder.

„So," sagte sie, „so ist's gut! Ach, wie mir diese Stille wohl tut! Man meint, man könnt es gar nicht fassen! Ich bin so froh, daß ich mit dir allein bin!" und sie neigte ihre Haupt auf Elisens Knie, die sie eine Weile still gewähren ließ.

„Du wolltest mir sagen, mein Liebstes, was dir geschehen ist und was du noch nicht fassen kannst," mahnte sie zärtlich, ihr das bewegte Herz zu entlasten.

„Ach," sagte Viola aufatmend und voll Freude, „sagen, mit einem Worte sagen, kann ich's nicht, aber erzählen will ich dir, wie alles kam." Und rasch und rascher sprechend berichtete sie ihre neckende Unterhaltung mit den beiden jungen Männern, und wie Viktor ihr gehuldigt habe den ganzen Abend, wie Willibald mit ihnen nach Hause gegangen sei, wie er liebevoll nach Elisen gefragt, wie sie das gefreut, und wie sie, ohne es recht zu wissen und zu wollen, ihm alles vertraut habe: Elisens sie betrübende Traurigkeit und ihre Meinung über den Anlaß derselben.

Elise hatte sie ernsthaft angehört und ruhig, um Viola in der Freiheit der Mitteilung nicht zu beschränken, fragte sie:

„Und was hast du ihm gesagt?"

„Daß — daß — ach, ich habe ihm eigentlich nichts

gesagt, aber ich fühlte es, daß er mich verstanden hatte, daß auch er glaubte, du seiest eifersüchtig auf die Tante und auf meine Liebe für sie, und —"

„Viola, welche Torheit!" rief Elise. „Ich, ich sollte dir es neiden, daß auch andre dich lieben? Daß du deiner Mutter Schwester ehrst und liebst, wie ich es selber tue und wie sie es so sehr verdient?"

„Nein, nein," versicherte Viola, „ausgesprochen, glaub ich, habe ich's nicht; aber ich sah es, wie auch er dich liebte, wie er sich um dich sorgte und sich freute, daß ich so an dir hing, und daß ich ihm sagte, du hättest niemand auf der Welt als mich, und niemand, der sich um dich sorgte, so wie ich! — und — ach! du kannst dir's gar nicht denken, wie gut, wie liebevoll er war, wie zärtliche Namen er mir gab. Bezaubernd klang es, als er mich leise Viola nannte — hier vor der Türe — dicht neben der Tante! Und er hat es auch gewiß gehört, als ich seinen lieben, geliebten Namen aussprach, wie so viel tausendmal hier in der Stube, in der stillen Nacht!" Und sich zurückbiegend, während sie die schönen Arme über ihrem Haupt erhob, wie zu lobpreisendem Gebete, rief sie: „Ist es denn möglich, daß man so glücklich sein kann? Daß man so vor Wonne weint?" Dann sprang sie in die Höhe, trocknete die Tränen aus den Augen, schloß Elise fest an die Brust und rief, zwischen Lachen und Weinen geteilt: „Siehst du, Elise, ich muß notwendig einen küssen, wäre es auch nur dich!"

„Mein geliebtes, mein glückliches Kind!" rief Elise. „Ja, dich hat dein Schicksal wohl geführt. Willibald ist ein guter, ist gewiß ein treuer Mann, und alle werden sie sich mit dir freuen und mit ihm: Dein Vater und der seine, und die Tante, sowie ich. Alle —"

„Viktor nicht!“ lachte Viola dazwischen in dem ganzen schelmischen Übermut der Jugend. Sie konnte kein Ende finden in der Unterhaltung über den Geliebten. Von dem ersten Tag ab, an dem sie ihn gesehen, so versicherte sie, habe sie nur noch an ihn gedacht. Jedes Wort, das er an sie gerichtet, habe sie behalten und sich nach ihres Herzens Wunsch gedeutet. Mit beredter Freude schilderte sie der Vertrauten das Glück, das sie erwartete, das Elise mit ihr mehr als je für sie erhoffte, und Mitternacht war lang vorüber, als die beiden sich zur Ruhe legten.

Der Mond hatte wieder sein Reich für sich allein in dem hohen, luftigen Gemach. Das Locken und Flöten der Nachtigall klang liebeweckend durch die Nacht. So hatte es Elisen auch geklungen in jenem Frühling ihrer Liebe, so hatte sie einst auch gejubelt und gehofft! — Aber was galt ihr das jetzt? Wo war all das bange Sorgen und Zagen der letzten Zeiten hin? — Viola, ihre Viola war glücklich, und sie wußte, Willibald würde ihr seines Weibes Liebe nicht mißgönnen, sie würde an dem Wackeren einen Freund gewinnen und ihren Liebling nicht verlieren. In Violas Glück glaubte sie die Heimat ihres Herzens für ihr Leben wiedergefunden zu haben. Es kam ein schönes, friedensvolles Hoffen über sie.

Plötzlich rief Viola, welche sie im tiefen Schlaf geglaubt, sie mit ihrem Namen an.

„Elise, wenn er morgen kommt — und wenn er dich fragt —“ Sie hielt inne.

„Nun?“ half Elise ihr ein.

„Ach, sag ihm, daß ich ihn liebe, so sehr liebe, wie er sich's gar nicht denken kann. Es läßt mich gar nicht schlafen, so lieb ich ihn!“

15

Willibald war ruhig geworden wie jeder, dessen Entschluß fest steht und der ihn mit allen seinen Bedingungen zur Ausführung zu bringen bereit ist. Violas Enthüllungen hatten nichts in ihm geändert, sie hatten ihm nur bewiesen, daß er nicht länger zögern dürfe.

Sein Vater hatte nie wieder von der Heiratsangelegenheit mit ihm gesprochen, aber seine Meinung hatte sich sehr zu Elisens Gunsten geändert. Er behandelte sie, wo immer er sie traf, mit besonderer Rücksicht, er hatte, wenn auch nicht gegen den Sohn, so doch gegen dritte, ihre Schönheit, ihre guten Manieren, ihren Verstand gerühmt, sie häufig zur Tafel geführt, womit er sie freilich der Unterhaltung und dem Verkehr mit seinem Sohne abgewendet. Und schließlich war er der Mann, sich mit der vollzogenen Tatsache einzurichten, mochte sie nach seinem Sinne sein oder nicht.

Auf der andern Seite aber war es sehr begreiflich, daß Willibalds Zögern Elise irre an ihm und mißtrauisch gegen ihn gemacht hatte, daß sie, dadurch verletzt, ihn zu vermeiden gesucht, daß sie sich zu einer leeren Liebeständelei nicht hergeben mögen; denn zu einer solchen, das sagte er sich ehrlich, war sie nicht mehr jung genug. Sie hatte recht, unzufrieden mit ihm zu sein; und ihre Unzufriedenheit war ihm doch eine Freude.

Daß Viola diese Verhältnisse erkannt, daß sie Elise darum befragt, daß es dieser widerstanden hatte, das jüngere, ihr noch untergebene Mädchen zu ihrer Vertrauten zu machen, das war alles ganz natürlich. Aber etwas Liebevolleres, Anmutigeres als die schüchterne Kraft, mit welcher Viola die Herzens-

angelegenheit ihrer Freundin vor ihm vertreten hatte, konnte sich Willibald nicht denken. Sie war so leicht und doch so sicher an seiner Seite einhergegangen. Er hörte noch den schönen, tiefen, unter ihrer Gemütsbewegung bebenden Ton ihrer Stimme, er fühlte wieder den festen Druck ihrer Hand, da sie geglaubt, ihr Liebeswerk an ihm vollendet zu haben. Und wie heiß war ihre Hand gewesen! Sie hatte ihn erregt, daß er's noch spürte. Er dachte lange noch an sie. Es war alles wahr und nichts zu viel, was Elise ihm von ihr gesagt. Sie war ein liebevolles Herz! Ein unvergleichliches Geschöpf!

„Morgen also," sprach er zu sich selbst, als er sich zur Ruhe legte, und er sah diesem Morgen mit sehnsüchtig verlangender Freude entgegen.

Als er dann guten Muts vom Schlaf erwachte, ganz hingenommen von dem Gedanken an Elise und an seine Werbung, meldete ihm der Diener, daß sein Vater ihn sogleich zu sprechen wünsche. Da er sich ohnehin an jedem Morgen zu ihm begab, um zur gewohnten Stunde das Frühstück mit ihm einzunehmen, mußte die Forderung einen besonderen Anlaß haben, und er eilte, ihr Folge zu leisten.

Man hatte dem Geheimrat, wie alltäglich, die eingegangen Briefe und Depeschen auf den Tisch gelegt; einen der Briefe reichte der Vater ihm entgegen, als Willibald zu ihm ins Zimmer trat.

„Die Unruhe in den Fabrikbezirken," sagte der Geheimrat, „hat unsre Leute ins Felsdorf auch erfaßt. Der Direktor schreibt mir, die Werkführer seien um Lohnerhöhung und Verkürzung der Arbeitszeit bei ihm eingekommen, vorläufig in anständiger Vorstellung. Lies es selbst."

Willibald durchflog die Zeilen.

„Was ist deine Meinung, lieber Vater?" fragte er.

„Sprich erst die deine aus," sagte der Geheimrat, „du warst vor einem Vierteljahre oben und weißt, wie es dort steht."

Willibald nahm den Brief noch einmal zur Hand. Das Verhältnis der Mannsteins zu den Arbeitern war in Felsdorf wie in den städtischen Fabriken immer ein friedliches gewesen, denn man hatte auf ihr Wohl nach allen Richtungen hin Bedacht genommen, hatte auf ihren guten Willen dafür auch zu zählen gehabt. Aber heute, wo Willibald auf die Erfüllung seiner Wünsche hoffte, war er mehr noch als sonst geneigt, dem Wünschen und Hoffen der von seinem Vater und ihm abhängenden Menschen so weit als tunlich zustimmend zu begegnen.

„Wenn es gelänge, durch eine kleine, also dauernd mögliche Lohnerhöhung einer heftigeren Forderung oder gar einer Arbeitseinstellung, wie sie in den andern Werken der Gegend stattgefunden hat, zuvorzukommen, so würde ich dafür sein, sie zu gewähren," sagte er; „aber die Arbeitszeit können wir nicht verkürzen. Sie ist nicht zu lang, und es ist nur darauf abgesehen, sich die Stunden, die wir jetzt im Augenblick vielleicht entbehren könnten, in Zeiten lebhafteren Betriebes, in denen wir sie in Anspruch nehmen müßten, als ein Besonderes bezahlen zu lassen."

„Richtig!" rief der Geheimrat. „Beiden Forderungen nachzugeben, ist nicht möglich. Ein Licht, das man an beiden Seiten ansteckt, brennt rasch zu Ende. Dazu taugt den Leuten jetzt kein langer Feierabend. Je weniger sie in den Bierstuben zusammen sitzen, um so besser. Ich werde sofort die nötigen Berechnungen machen lassen, damit du sie gleich zur Hand hast. Die Hauptsache aber ist, alles im ruhigen Geleise zu erhalten, und es nicht erst zum Widerstand,

zum offenen Ausbruch kommen zu lassen. Beides bewirkt die persönliche Autorität am besten. Du mußt heute noch hinauf."

Willibald sah nach der Uhr. Mit dem Morgenzug zu fahren, war es zu seiner Freude bereits zu spät, denn er würde sich sonst verpflichet gehalten haben, ihn sehr gegen seine Neigung zu benutzen.

„Ich werde depeschieren, daß ich mit dem Abendzuge komme und morgen in der Frühe dort bin," sagte er. Der Geheimrat war damit zufrieden.

Sie sprachen während des Frühstücks die geschäftlichen Obliegenheiten noch einmal und ausführlich durch.

„Über das, was du zu tun hast," sagte der Geheimrat, als sie sich erhoben, „sind wir also einig. Wir können mäßige Zugeständnisse machen und sie sind für beide Teile zweckentsprechender als große. Man muß sich die Möglichkeit weiterer Gewährung überall offen halten, wo es sich, wie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, um die Befriedigung zweier Faktoren handelt. Das ganze Verkehrsleben und ebenso das Familienleben ist auf Kompromissen begründet, zu denen zu gelangen allerdings von beiden Seiten Vernunft und guter Wille gehören. Den letzteren in den uns Untergebenen zu erhalten, das ist jetzt deine Sache!"

Willibald meinte, es sei nur schwer, den Einsichtslosen von der Richtigkeit und Unumstößlichkeit gewisser Tatsachen zu überzeugen.

„Gewiß," gab der Geheimrat zu, „und ich weiß aus eigner Erfahrung, wie ungerecht und maßlos die Einbildungen der Unwissenheit sind. Ich habe in meiner Arbeiterzeit die Hilfsquellen mancher Unternehmer auch für unerschöpflich gehalten, die nur zu bald versiegt und zerronnen waren. Aber das hat

mich eben nachsichtig gegen den fremden Unverstand gemacht. Er rennt stets mit dem Kopf gegen die Wand, die ihn gerade hindert, setzt seinen Kopf daran, sie einzustürzen, und liegt nachher zerschlagen an der Stelle, an welcher der vernünftige Mensch zu rechter Stunde sich ruhig nach einem Durchgang umsieht, auf dem er, wenn auch etwas später und vielleicht nicht ohne Opfer, aber doch sicher an sein Ziel gelangt. Also zeige dich gutwillig, jedoch fest! Ich hoffe, so wird die Sache gehen. Der Direktor, der immer erst auf Entscheid von oben hinzuweisen hat, kann nichts mit ihnen machen."

Sie gingen danach, wie an jedem Morgen, um die festgesetzte Stunde in das Privatzimmer hinter dem Kontor und an ihre Arbeit. Einer um den andern wurden die Geschäftsleute zu bestimmten Besprechungen eingelassen, und es war viel zu tun, viel zu erwägen. Willibald war sonst immer ganz bei dem Geschäfte wie der Vater, er konnte jedoch bei dem besten Willen seine Gedanken heut nicht so wie sonst zusammenhalten. Das Ticken der Uhr, das ihn nie zuvor gestört hatte, beunruhigte ihn diesen Morgen. Er hätte sie anhalten lassen mögen, und sah doch immer nach ihr hinüber, ob der Zeiger noch die elfte Stunde nicht erreichte, die er sich für den Gang zu der Geliebten festgesetzt hatte. Endlich ward es ihm zu lang, noch weiter zu warten. Es war ja kein Anstandsbesuch, den er zu machen hatte; und wenn die Baronin und Viola von ihrem Morgenritte noch nicht heimgekehrt waren, bei welchem Viktor ihnen meistens zu begegnen wußte, um so besser. Er nahm den Hut und ging.

Es war nach zehn Uhr, aber noch zeitig für die Hauptstadt. Ein leichter Regen hatte gegen den Morgen hin den Staub von den Bäumen abgespült,

welche die lange Straße durchzogen, und ihn auf den breiten Wegen niedergedrückt. Nun trocknete die Sonne die zurückgebliebene Feuchtigkeit auf und durchwärmte die erfrischte Luft. Die Türme im Osten der Stadt hatten in der Beleuchtung eine volle warme Farbe, und ihr rötlicher Schein nahm sich über dem glänzenden Grün der Bäume noch viel schöner aus. Von dem Fahren und Treiben der reichen und vornehmen Welt, das weiterhin am Tage die Straßen durchzieht, war noch nicht viel zu merken. Einzelne elegante Fuhrwerke hielten vor den Ministerien oder den Palästen, einzelne Offiziere gingen im Dienstanzug vorüber. Angesehene Beamte begaben sich in ihre Bureaus, und zahlreiche Gouvernanten und Wärterinnen mit ihren frisch aussehenden und frisch gewaschenen Kindern schritten dem Tore und dem Parke zu, während die Lastwagen und Fourgons und Omnibusse der Gewerbetreibenden vor den Häusern hielten, die sie mit Nahrungsmitteln oder sonstigem Bedarfe zu versehen hatten. In den großen Luxusmagazinen standen die Türen noch weit offen. Man ordnete alles für den Tag, richtete die Auslagen in den Schaufenstern neu und lockend ein. Vor den Blumenhandlungen sprengten die Gärtnerburschen die duftenden Gewächse. Umherwandelnde Verkäufer boten ihre großen und kleinen Sträuße den Vorübergehenden feil. Alles rüstete sich heiter und lebendig auf den neuen Tag, und so heiter sah auch Willibald in seine Zukunft. Nur der doch immerhin auch jetzt noch mögliche Zusammenstoß mit dem Vater trübte in etwas seine frohe Zuversicht.

Des Geheimrats treffliche Eigenschaften waren dem Sohne heute bei der langen Unterredung wieder in ihrer ganzen Würdigkeit und als ein Muster und Beispiel vor Augen getreten. Auch zwischen ihm

und dem Vater kam es jetzt auf einen Kompromiß an; aber er übersah es, wie allein der Vater sich zu fügen, seine Wünsche aufzugeben hatte, und nicht er. Daß er heute, wo die Felsdorfer Forderungen den Geheimrat nachhaltig beschäftigten, nicht von seiner Verlobung sprechen dürfe, hatte Willibald sich gleich gesagt. Es war sogar gut, daß er fortreisen, daß er dem Vater schriftlich Kunde von dem Schritte geben konnte, den zu tun er eben jetzt ausgegangen war. Seinen Willen, seine Autorität von dem Sohne nicht beachtet zu sehen, war der Geheimrat bisher nicht gewohnt gewesen; und des letzteren geduldiges Schweigen und Zuwarten konnten ihn möglicherweise zu dem Glauben verleitet haben, daß Willibald andern Sinnes und sich ihm zu fügen geneigt worden sei. Der Geheimrat war auffahrend, wenn man ihm Auge in Auge gegenüberstand; aber ebenso überlegt und langsam erwägend mit der Feder in der Hand. Wenn Willibald die Geschäfte mit den Arbeitern wohl geordnet haben, wenn er davon die Meldung machen und dann dem Vater schreiben würde, daß er, sowie er in Felsdorf durch seine Bewilligungen die Leute zufriedengestellt, auch an seine eigne Befriedigung gedacht und sich vor seiner Abreise mit Elise verlobt habe, so waren zehn gegen eins zu wetten, daß der Geheimrat keine Einwendungen weiter machen und Elise als Schwiegertochter willkommen heißen würde. Der Kompromiß war dann geschickt geschlossen, die Durchgangstüre verständig gesucht und gefunden, durch welche er seine Braut zu frohem Einzug in seines Vaters Arme und in sein Haus geleiten konnte.

Die bloße Vorstellung machte ihm das Herz vor Vergnügen schwellen. Still vor sich hinlächelnd, dachte er an all die Zärtlichkeit und Sorge, mit welcher er seine Braut, seine Frau umgeben werde.

Dies und jenes, worauf seine Blicke im Vorübergehen an den reich versehenen Läden fielen, hätte er am liebsten gleich für Elise mitgenommen; manches andre, meinte er, könne nur für Viola passen. Er kam sich mit Lust schon im voraus wie ein Ehemann und Familienvater vor, und dazwischen überfiel ihn plötzlich das Bangen und Erschrecken vor dem Aufgeben seiner bisherigen Freiheit, wie jeder Mann sie empfindet, wenn er mit Überlegung seine Zukunft feststellt, neue, dauernde Pflichten über sich nimmt und nicht über sein Schicksal allein einmal für allemal entscheidet. Aber vor der sichern, leidenschaftslosen Ruhe, mit welcher er an seine Werbung ging, schwand die Ehescheu des Junggesellen so rasch dahin, als sie in ihm rege geworden war. Er durfte mit weit mehr Recht als Viktor erwarten, als guter Ehemann seine Frau glücklich zu machen und mit ihr glücklich zu werden. Klaren, kühlen Sinns und doch in wahrer Feststimmung trat er in des Präsidenten Haus ein. Er fragte nach Elise und ward angenommen. Der Präsident war bereits in das Bureau gegangen, die Baronin und Viola waren noch nicht heimgekehrt. Es traf sich alles, wie er's brauchte.

Der Diener führte ihn zu Elise in das Kabinett neben dem großen Gartensaale. Die leichten Vorhänge waren niedergelassen, das Licht fiel mild in das kleine, trauliche Gemach. Sie kam ihm freundlich entgegen.

Er küßte ihr die Hand, sie nötigte ihn, sich zu ihr zu setzen. Er hatte sich das alles gerade so gedacht, und nun schlug ihm das Herz, daß er es kaum niederkämpfen konnte. Eine leidenschaftliche Unruhe, eine Art von quälender Angst stiegen in ihm auf. Die Nähe der Entscheidung wandelte seinen ganzen Zustand.

„Ich komme früh, zu ungewohnter Stunde," sagte er, und seine sichtliche Bewegung teilte sich ihr mit, denn sie meinte zu wissen, was der Besuch für Viola und damit auch für sie bedeutete.

„Sie kommen stets zu guter Stunde," fiel sie ihm ein.

„Es liegt bei Ihnen, sie dazu zu machen!" gab er ihr zurück. „Sie kennen mich ja, ich bin kein Redner, was ich empfinde und will, muß ich in nackten Worten sagen. Es ist sich alles gleich in mir geblieben seit dem ersten Tage, da ich in dies Haus kam; nur meine Liebe ist immer stärker und bewußter geworden, und ich denke, Sie wissen das und glauben mir."

„Ja, wie könnte ich denn anders!" sagte sie, indem sie ihm die Hand gab.

„Also ja!" rief er, indem er ihr freudig seine Arme entgegenbreitete. Sie aber erhob sich wie im Schrecken und trat rasch von ihm zurück.

„Nicht weiter, ich beschwöre Sie, nicht weiter!" flehte sie. „Mein Gott, vor welchem unheilvollen Irrtum stehen wir! Sie und ich — und — wir alle!"

Sie war blaß geworden, er sah, wie sie vergebens nach Fassung rang. Das Unbegreifliche des Vorganges krampfte ihm das Herz in der Brust zusammen; indes es galt, sie und sich zu befreien aus dieser Pein, und mit einer Gemessenheit, die zu zeigen ihm sehr schwerfiel, fragte er:

„Was hat Sie erschreckt, Elise? Was beirrt uns? Ich verstehe Sie nicht! — Ich kam voll Freude, voll schönem Glauben zu Ihnen. Sie empfingen mich in einer Weise, die alle meine Hoffnungen ermutigte —"

„Konnte ich denn ahnen, daß Sie um meinet-

willen kamen? Daß mir Ihre Worte galten?" fiel sie ihm in die Rede.

Die Frage traf ihn wie ein greller, schmerzender Lichtstrahl, daß er ergriffen und verwirrt zusammenzuckte. Doch behauptete er sich sogut er konnte. Nur einen Augenblick hielt er inne, dann sagte er:

„Wie Sie mich mißverstehen konnten, begreife ich nicht, doch war das sicher meine Schuld. Aber darf uns das hindern, uns zu verständigen, wie mein Herz danach verlangt?"

„Das ist unmöglich!" fiel sie ihm, sich gleichfalls überwindend, ein. „Bringen Sie mich nicht in die Lage, das Anerbieten auszuschlagen, das Sie mir zu machen geneigt gewesen sind. Ich schätze Sie, lieber Willibald! Ich habe Ihnen das auch gezeigt und gesagt, aber in Ihrem Sinne liebe ich Sie nicht."

„Das ist aufrichtig und hart," sagte er, bereit, sich zu entfernen, und jetzt war sie es, die ihn neben sich zurückhielt.

„Gehen Sie nicht so von mir," bat sie mit weichem Tone, „denn Sie haben recht, wir müssen uns verständigen, und ich will gegen Sie wahr sein wie gegen mich selber. Ich wußte, daß Sie mich schätzten, und ich hatte immer Freude an dem Verkehr mit Ihnen; aber ich war nicht so eitel oder so töricht, den großen Altersunterschied, der uns, abgesehen von allem andern, trennt, auch nur einen Augenblick vergessen oder mir einbilden zu können, Sie möchten so unbedacht sein, ihn zu übersehen. Deshalb bin ich Ihnen so arglos und so zutraulich begegnet. Als ich Sie dann näher kannte und sah — und wußte —" Sie verwirrte sich, schien nicht aussprechen zu wollen, was ihr doch auf den Lippen schwebte, brach plötzlich ab und setzte dann kurz und mit Widerstreben hinzu: „Ich empfinde nicht mehr wie die Jugend, und Sie

sind ein junger Mann. Das haben Sie vergessen, ich vergaß es nie. Habe ich unrecht dadurch gehandelt, habe ich Ihnen damit ein Unrecht zugefügt, so verzeihen Sie es mir; denn ich habe Sie wirklich lieb, ich schätze Sie aufrichtig."

Ihre Selbstüberwindung nützte ihm nichts.

„Leben Sie wohl!" sagte er. „Es ist nicht Ihre Schuld, daß ich ein eitler Tor war!"

„Nein," rief sie, „eitel sind Sie nicht! Sie sind ein guter Mensch, aber Sie sahen nicht mit sehenden Augen! Vielleicht danken Sie mir es einst, daß ich sie Ihnen öffne. Werden Sie nicht irre an mir oder gar an sich. Die Liebe, die Sie von einer Frau für sich zu fordern haben, die Möglichkeit einer jungen, freudigen Liebe, ich wiederhole Ihnen das, ist für mich lange schon vorbei. Ich habe sie gekannt und nicht zu meinem Heil. Das macht alt, älter als die Jahre, die man durchlebt hat. Niemand weiß das von allen, mit denen ich hier lebe. Ihnen aber schulde ich das Bekenntnis, Willibald. Sie werden es bei sich bewahren. — Und nun noch einmal! Gehen Sie nicht im Groll, gehen Sie im Frieden und als mein Freund von mir."

Sie gab ihm die Hand, er küßte sie ihr und ging stumm von dannen.

16

Elise verließ das Gartenstübchen gleich nach Willibald und zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie mußte mit sich allein sein. Das Unerwartete des Vorgangs hatte sie aufgeregt, sie ging ängstlich und gewissenhaft mit sich in das Gericht, indes ihr Bewußtsein sprach sie völlig frei. Aber was half das Willibald in dieser Stunde, und was half es ihrer Viola, um derent-

willen er ihr wichtig und wert geworden war? Ihrer armen Viola, die heute so hoffnungstrunken mit der Tante in den sonnigen Morgen hinausgeritten war?

Ein Schatz von Glück und Liebe lag vor Willibald offen da, alle, die ihn umgaben, wünschten, daß er ihn an sich nähme, und er wollte ihn nicht sehen, weil er sein Auge zuerst auf sie geheftet hatte, die zufällig daneben gestanden. Was blieb ihr übrig, als sich seinem Blicke zu entziehen, zurückzutreten und zu gehen? Sie mußte fort! Von allen Seiten trat diese Notwendigkeit an sie heran, sie durfte nicht bleiben, wie wehe es auch ihr tun mochte.

In diesem Augenblicke stürmte Viola die Treppe hinan. Da Elisens Zimmer nach dem Garten gelegen waren, hatte sie die Ankunft der Reitenden auf der Rampe vor dem Hause nicht gehört, und rasch die Türe öffnend, rief Viola:

„Willibald war hier?"

„Er ist eben fortgegangen," antwortete Elise, bange vor der Erörterung, die jetzt vor ihr lag.

„Und das sagst du mir so, als wäre es nicht Willibald gewesen? Als ginge es mich weiter gar nichts an?"

„Er war nur wenige Augenblicke hier, und ich glaube," entgegnete ihr Elise zögernd, du hast dich gestern in deiner Voraussetzung getäuscht. Er kam nicht deinetwegen, nicht um deswillen, was du erwartet haben magst!"

„Nicht um meinetwillen?" fuhr Viola auf. „Aber was hatte er denn hier zu suchen, wenn nicht mich? Hat er denn nicht nach mir gefragt? Hat er dir nicht gesagt, was ich ja lange weiß und was er seit gestern auch von mir weiß? — Ach, Elise, sei nicht grausam, verstelle dich nicht und quäle mich nicht. Zum Spielen

ist mir nicht zumute! Sag es gleich und gerade heraus!" bat sie mit hastigem Drängen.

Elise schloß sie in ihre Arme, und sie fest an sich ziehend wie ein Kind, das man vor nahender Gefahr beschützen möchte, sprach sie:

„Habe ich dich jemals warten und bitten lassen, wenn ich dir eine Freude zu bereiten wußte? — Ich fürchte, du hast dich über Willibald getäuscht. Er hat mir nichts gesagt, was deiner Voraussetzung entsprach."

Viola machte sich heftig von ihr los.

„Er hat dir nicht gesagt, daß er mich liebt? Er hat dich nicht nach mir gefragt? Hat mich nicht sprechen wollen?"

Elise schüttelte verneinend das Haupt. Viola warf sich laut aufweinend auf das Sofa.

„Und ich lieb ihn so sehr!" rief sie, während die Tränen ihr aus den Augen stürzten. „Ich lieb ihn mehr als alles, als euch alle! Das ist schlecht, das ist sehr schlecht von ihm!"

Elise ließ sie ruhig weinen. Mit einem Male sprang Viola auf.

„Sieh," rief sie, und ihre Augen funkelten, „ich wäre imstande, gleich in dieser Stunde Viktors Frau zu werden, sowenig ich ihn leiden mag, nur damit Willibald es fühlen lernt, wie weh es tut! Und fühlen würde er's! Fühlen wird er's früher oder später, denn — ach, es ist ja gar nicht möglich, daß solche Liebe wie die meine unerwidert bleibt! Er muß mich lieben, und er soll mich lieben!" rief sie, während sie wie ein eigensinniges Kind mit dem Fuß fest und klappend auf den Boden trat.

‚Das rumänische Blut!' dachte Elise seufzend; aber sie wünschte, daß Willibald das Mädchen sähe in dem prachtvollen Zorn verschmähter Liebe, in dem wilden

Wogen ihrer wechselnden Empfindungen, über welche die Liebe doch immer wieder den Sieg davontrug. Wort für Wort erzählte Viola noch einmal, was Willibald ihr gestern gesagt, was sie geantwortet, was sie von Elisen gesprochen, und diese konnte es sich jetzt sehr wohl erklären, wie die beiden jungen Herzen, jedes mit sich und seinem heimlichen Wünschen ausschließlich beschäftigt, dahin gekommen waren, sich so falsch zu verstehen.

Sie ließ Viola frei in ihrem Schmerz gewähren. Sie sprach ihr davon, daß die Zukunft ja immer noch erfüllen könne, was ihr der heutige Tag versagt, und sie war dabei in gutem Glauben, denn es ging ihr wie dem liebenden Mädchen selber, sie konnte sich es nicht vorstellen, daß Willibald unempfindlich bleiben sollte für die Liebe, welche ein so schönes junges Geschöpf ihm unverholen genug entgegenbrachte. Und da in jedem solchen Seelenkampfe ein plötzlicher Angriff den Kämpfenden wenigstens für eine Weile von sich selber abzieht, tadelte sie Viola mit strengem Worte über die bloße Möglichkeit des Gedankens, sich einem ungeliebten Mann hinzugeben, um sich an einem geliebten zu rächen.

Viola schwieg, dann rief sie:

„Wenn du wüßtest, wie es tut! Aber du hast nie geliebt! Dich hat man nicht verschmäht!“

Elise wiegte langsam das schöne Haupt.

„Und wenn es doch so wäre?“ sagte sie.

Viola wurde achtsam. Da besann Elise sich nicht weiter. Es galt dem Kinde zu helfen, das man ihr anvertraut, das sie geleitet und geführt hatte bis zu dieser ersten schweren Stunde seines jungen Lebens. Sie setzte sich zu Viola, und mit sanften, ruhigen Worten erzählte sie ihr, was ihr keusches Empfinden niemals einem andern anvertraut hatte, die Geschichte

ihrer Liebe und des Treubruchs, der an ihr begangen worden war.

Viola hörte ihr voll Anteil zu. Als Elise geendet hatte, fiel ihr Viola um den Hals.

„Arme, arme Elise!“ rief sie. „Das ist schrecklich! Das ist verrucht! Aber nicht wahr, Elise, so könnte Willibald nie handeln! Denn gut ist Willibald! Wenn ich nur wüßte, was er bei dir wollte, wenn er dir nicht zu sagen hatte, daß er mich liebt! Denn gestern, wo der Vater und die Tante dicht daneben standen, da konnte er sich nicht erklären. Aber wenn du ihn gesehen hättest!“

Es war alles vergebens gewesen, Elise hatte ihr Geheimnis unnötig preisgegeben, die Leidenschaft, die Sehnsucht Violas verlangten ihr Recht. Sie konnte nicht von sich und ihnen los, und wenn sie sich dahin brachte, an der Freundin Schicksal zu denken, so geschah es nur, um ihr augenblickliches Erleben damit in Verbindung zu bringen und zu vergleichen. Sie fragte, ob Elise sich getröstet habe?

„Hast du mich nicht immer zufrieden und froh gesehen?“ entgegnete sie ihr.

„Ja, früher, jetzt bist du oftmals traurig. Ich sagte es gestern noch zu Willibald. Und du mußtest dich ja auch beruhigen, denn Gerald war ein Elender und seine Familie war wider dich. Aber kennst du einen bessern Menschen als Willibald? Und sein Vater“ — sie fing mitten in ihrem Leid zu lachen an — „der Geheimrat hat mich so lieb, der heiratete mich selber, wenn ich ihn darum bäte!“

Ein paar Stunden gingen in diesem Aufundnieder hin. Endlich warf sich Viola auf ein Ruhebett. Sie klagte über Kopfweh, wollte schlafen, schreckte in jedem Augenblicke mit einer neuen Frage, einem neuen Ausbruch ihres Schmerzes und ihrer Vorwürfe gegen den

Geliebten auf, und war endlich eingeschlummert, als man sie zur Mittagsmahlzeit rufen kam.

Da sie immer gesund gewesen war, wunderten der Vater und die Tante sich über ihr Unwohlsein, indes Elise schob es auf die große Wärme, auf den langen Ritt; man beachtete es also weiter nicht, und um so weniger, als der Diener, gerade da man sich niedersetzen wollte, für die Baronin einen Brief in das Zimmer brachte, den sie sofort las und dann mit der Bemerkung auf die Seite legte, es sei das erste Mal in ihrem Leben, daß man sie an ihre Pflicht zu mahnen habe; sie dürfe länger nicht mehr säumen, sie müsse morgen fort.

Der Präsident erkundigte sich, was denn so Plötzliches geschehen sei. Sie teilte ihm die Anfragen mit, welche der Verwalter ihr vorgelegt und für deren Erledigung ihre persönliche Anwesenheit vonnöten war.

„Und," setzte sie hinzu, „ich bin ohnehin zu lange hiergeblieben für mich und meine Angelegenheiten. Ich habe in meinen Leuten daheim den Gedanken aufkommen lassen, daß es auch ohne mich gehen, daß sie ihre Anliegen auch durch den Amtmann gefördert und befriedigt finden können. Damit habe ich den Teil meiner Herrschaft aufgegeben, welcher auf dem Glauben an meine Unersetzbarkeit beruht. Der Amtmann gefällt sich in der Herrenrolle, gefällt sich als mein Stellvertreter; ich hingegen habe mich hier wieder an den Reiz des geselligen Lebens, wie an den Familienverkehr gewöhnt und mich damit aus meinem Gleichgewicht gebracht, und das soll man nicht."

Der Präsident erwiderte auf diese Bemerkung nichts, man sprach von den Geschäftssachen, von denen der Amtmann berichtet hatte, es war auch die Rede davon, daß man die Baronin besuchen wolle, wenn der Präsident die alljährliche Badekur durchgemacht

haben würde; aber Elise bemerkte, daß die Aussicht auf das Fortgehen der Schwägerin ihm nahe ging. Er sprach freundlich den schon früher einmal geäußerten Wunsch aus, daß sie ihre Einrichtungen in einer Weise treffen möge, welche ihr gestatte, den Winter immer in der Residenz zu leben. Sie verneinte das bestimmt.

„Ich verschwöre ein gelegentliches Wiederkommen nicht," sagte sie, „aber der Mensch muß nicht zu lange feiern. Wo er einmal seine rechte Arbeit und seinen Wirkungskreis gefunden hat, da gehört er hin, und da soll er namentlich im Alter bleiben. Man kann einen knorrig gewordenen Baum schon hier und da ein bißchen rütteln, das verträgt er; versetzen kann man ihn nicht mehr. Die Wurzeln sind zu breit geworden und zu tief geschlagen, und es ist nicht vorauszusehen, was man mit solchem Experimente schädigt und zerstört."

Als man sich dann zum Kaffee in das Nebenzimmer begab und der Präsident ihr, wie alltäglich, das Feuer zu ihrer Zigarette bot, sagte er:

„Ich werde Sie recht vermissen, Vlaska!"

Sie lachte.

„Das denkt man sich so! Das denkt der Bleibende wie der Scheidende! Aber" — sie brannte ihre Zigarette an und blies den Rauch in die Luft — „man denkt es eben nur. Sitzt man dann in der gewohnten Einsamkeit und sieht so still den Rauch von sich in die Höhe steigen, so ziehen auf seinen sich kräuselnden Ringen tausend gute Vorstellungen an uns vorüber, und wir genießen dann am reinsten das, was uns von keinem fremden Belieben, von keines andern Laune genommen werden kann, was uns immer treu bleibt —"

„Und das wäre?" fragte der Schwager.

„Uns selber!" gab sie ihm zur Antwort, während ein stolzes Lächeln um ihre Lippen spielte.

Der Präsident verstummte vor dieser, durch sein freundliches Geständnis in keiner Weise herausgeforderten Entgegnung, auch die Baronin schwieg. Ihr Frauenherz hatte sich in der Härte des Wortes einmal verraten, und das erbitterte sie gegen sich selbst.

Sie hatte es sich die Zeit her nur mit Widerstreben eingestanden, wie lieb das Familienleben mit ihrem Schwager und mit seiner Tochter ihr geworden war. Die Anziehungskraft, die sie auf ihn geübt, die Herrschaft, die über ihn gewinnen zu können sie gewiß war, hatten einen Reiz für sie bekommen und ihr eine heimliche Genugtuung bereitet. Es hatte sie anderseits bei der Güte ihres Herzens gefreut, den beiden gefällig sein zu können, sich ihrer Zuneigung immer wieder versichern zu hören, sie hatte sich verjüngt gefühlt in der Liebe, die sie spendete und empfing. Eines solchen Lebens hätte sie ihrer eigentlichen Natur nach von Jugend auf bedurft, und um das Glück desselben hatte des Präsidenten, hatte ihres Verlobten Wankelmut sie einst gebracht. Sie hatte ihn verlieren, ihn mit Herzeleid entbehren müssen; mochte er sie jetzt auch einmal entbehren und vermissen. Das war eine gerechte und sehr gelinde Buße.

Sie hatte sich das nicht mit bestimmten Worten gedacht, als sie jene herbe Äußerung getan, sie würde es wahrscheinlich nicht einmal zugegeben haben, daß sie so empfunden; aber alles, was sie einst erlitten, und alles, was sie jetzt erlebt, was in vereinzelten Stunden vereinzelt durch ihren Sinn gegangen und mit ruhiger Überlegung von ihr zurechtgestellt oder zurückgewiesen worden war, das war ihr in der plötzlichen Erkenntnis zusammengeschossen, wie schwer das Scheiden ihr fiel; und weil sie diese Schwäche als eine Erniedrigung in sich getadelt, war eine Bitter-

keit in ihr Herz gekommen, die sie nicht allein auskosten wollte. Der Präsident sollte sein Teil davon genießen.

Sie erkannte sich selber nicht in dieser aufzuckenden Lust an rächendem Vergelten, in dem Verlangen, dem Manne wehe zu tun, den sie einst geliebt hatte, dessen Freundschaft ihr zu einem werten Besitz geworden war; und wie sie dann den Stachel ihres plötzlichen Schmerzes in seine Seele gedrückt hatte, fühlte sie erst, was sie sich selbst damit vergeben und zuleide getan. Sie konnte das Wort nicht wieder finden.

Es entstand eine Pause. Elise war in peinlicher Verlegenheit zwischen den beiden; indes sie ersah deutlicher als je zuvor, was diesen Mann und diese Frau einst voneinander entfernt hatte, und wie es nicht nur die größere Schönheit von Violas Mutter gewesen war, die ihn zu dieser hingezogen, und von Blaska, trotz deren großen und vortrefflichen Eigenschaften, abgewendet hatte.

Dem Präsidenten mochten ähnliche Gedanken durch den Sinn gehen; aber die Baronin war sein Gast, und von Natur zum Ausgleichen wie in seinem Verhalten gegen die Baronin stets zum Nachgeben geneigt, überwand er seine Verletzung schnell und ganz.

„Soll es mich für Sie freuen oder soll ich es für uns bedauern," sagte er, „daß Sie gern von uns in Ihre Heimat gehen? Das Tröstlichste bleibt es, daß Sie uns wenigstens die Aussicht auf Ihre Wiederkehr eröffnen und daß uns damit die Hoffnung bleibt, es solle Ihnen schließlich doch zu einer Gewohnheit werden, ein paar Monate des Jahres mit uns in der Residenz zu verleben."

Sie sprach sich ebenfalls einlenkend und dankbar für die ihr erwiesene schöne Gastlichkeit gegen ihn aus;

der unvorsichtig erregte Mißton klang aber noch deutlich nach, und der Präsident entfernte sich früher als gewöhnlich.

Für Elise war das sehr erwünscht, weil sie mit der Baronin zu sprechen hatte. — Da sie durch die Baronin und nicht durch Violas Vater von den Absichten unterrichtet worden war, welche er und der Geheimrat für ihre Kinder hegten, meinte sie auch der Baronin Auskunft geben zu müssen über den Einblick, den sie in Violas Herz gethan hatte, und ihr nicht verhehlen zu dürfen, daß ihr die Erfüllung von Violas Hoffnungen für jetzt noch ungewiß erscheine. Sie berichtete ihr also, wie freudig Viola gestern heimgekehrt sei, wie leidenschaftlich ihre Enttäuschung sich geäußert habe. Die Baronin hörte ihr mit Lächeln zu.

„Ein Frühgewitter!" sagte sie. „Das will nicht viel bedeuten, selbst wenn dabei das erste halbentwickelte Blühen zugrunde geht. Das stellt sich beim nächsten Sonnenscheine wieder her. Viola ist gesund und stark, sie wird mit dieser Sache also bald fertig werden; aber dem jungen Manne hat man es zu leicht gemacht. Denn mit aller Achtung vor seinesgleichen, derlei vertragen solche Leute nicht."

Elise meinte, sie sehe nicht ein, was die Baronin damit sagen wolle.

„Sie wissen," entgegnete diese, „ich schätze den Bürgerstand und die emporbringende Kraft der Arbeit. Ich schätze auch die Mannsteins. Aber solche von der rohen Handarbeit heraufgekommene Leute verlangen überall, selbst in ihren Vergnügungen und sogar in ihren Herzensangelegenheiten, nach der Mühe und Arbeit, an welche sie gewöhnt sind. Sie müssen sich müde gemacht haben mit weitem Wege, müssen sich womöglich Schwielen in die Hand gearbeitet haben um den Trunk, der ihnen munden soll. Was sie nicht

haben, reizt sie; der Besitz, der ihnen unerwartet zufällt, ist ihnen lange nicht mehr das, als was sie ihn betrachtet, solange er ihnen unerreichbar dünken mußte; und die schöne freie Offenherzigkeit eines vom Leben hochgestellten Mädchens entwertet dessen Gunst in ihren Augen. Hätte man diesen jungen Mannstein von uns ferngehalten, ihn den Abstand zwischen uns und ihm in seiner ganzen Bedeutung immer gehörig empfinden lassen, so würde er sicherlich beeifert gewesen sein, ihn möglichst auszugleichen, und leidenschaftlich zu erringen getrachtet haben, was man ihm versagte. Denn er ist ein Arbeiter vom starken Willen, dieser Willibald, gerade wie der Vater!" fügte sie mit unwillkürlicher Anerkennung seiner Tüchtigkeit hinzu, wennschon ihre Empfindlichkeit nicht zu verkennen war.

Ihre Nichte, eine Enkelin der Borussi, die Tochter eines Präsidenten aus altem adeligem Geschlechte, liebte den als Sohn eines Zimmergesellen geborenen Willibald, und dieser empfand das nicht als eine Ehre, nicht als ein außerordentliches Glück!

Es war ein Tag, an dem alles darauf angelegt schien, die Baronin aus ihrem Gleichgewicht zu bringen, sie auf sich und ihre Vergangenheit zurückzuweisen; und das Mitleid mit der Nichte kam nicht auf vor der Beleidigung ihres eignen Familienstolzes. Sie vergaß darüber, was sie einst aus ruhiger Überzeugung zugunsten des emporstrebenden Volkes gegen ihren Schwager ausgesprochen hatte, und als bereue sie sogar das Anerkenntnis, das sie Willibald gespendet, sagte sie:

„Übrigens haben möglicherweise sowohl der Geheimrat als mein Schwager bei ihren Absichten nicht genug auf Willibalds Verhältnisse und Zustände geachtet. Wer kann wissen, ob nicht irgendein noch

reicheres Mädchen seine Habsucht rege macht? Ob nicht eine Neigung innerhalb seiner Bereiche oder eine Verbindung in untergeordneter Sphäre ihn befängt? Emporkömmlinge pflegen eitel und genußsüchtig zu sein, Idealisten sind sie ganz gewiß nicht!"

Das konnte Elise nicht auf dem jungen Manne sitzen lassen. Der gekränkte Stolz der Baronin kam für sie nicht in Betracht, nur Violas Glück und Liebe lagen ihr am Herzen. Sie trat für Willibald mit Wärme ein. Sie nannte ihn, und sie wußte wohl mit welchem Rechte, weder einer niedrigen Gesinnung, noch einer niedrigen Berechnung in der Liebe fähig; aber sie gab zu, daß seiner energischen und tätigen Natur das Erringen und Gewinnenmüssen ein Sporn und Anreiz sein könne. Darauf gerade gründete sich ihre Hoffnung für ihn wie für Viola.

Sie wußte beide gegenwärtig unter einer schweren Enttäuschung leidend, sie wünschte beiden zu helfen. Das Verlangen der Baronin, diesen Handel beendet zu sehen, traf mit Elisens Meinung zusammen, daß man zunächst die jungen Leute voneinander halten müsse, um Viola Zeit zu innerer Beruhigung zu gewähren, um zu erfahren, ob ihre Entfernung es Willibald nicht dartun werde, wie angenehm ihre Nähe ihm gewesen sei.

Währenddessen trat Viola, von ihrem Schlummer erwacht, zu ihnen in das Zimmer. Sie sah bleich aus, und man merkte ihr noch die Erregung an.

„Du willst uns verlassen, Tante?" fragte sie lebhaft. „Sie sagen, du wolleſt morgen fort."

Die Baronin gab ihr die Gründe an, welche sie dazu bestimmten.

„Ach," rief Viola, „wie glücklich bist du, daß du fortkommst! Laß mich mit dir gehen! Ich halte es hier nicht länger aus. Die Luft, die Mauern drücken

mich! Ich muß ins Freie hinaus. Ich muß mich einmal sattreiten bei dir! Nicht so wie hier im Parke. Ich muß hinjagen können ganz allein, so weit das Pferd mich trägt! Wo mich niemand sieht und wo ich niemand, niemand sehe! Nimm mich mit dir, Tante! Ich muß auch fort von hier."

Elise und die Baronin wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses.

„Wenn du weiter nichts verlangst als freies Feld und offenen Wald," sagte die Tante, „das kannst du bei mir haben, wie du weißt; es fragt sich nur, ob der Vater dich entbehren mag, der freilich selber bald ins Bad zu gehen gedenkt. Höre, ob er dich mir gönnen will, mir soll es eine Freude sein, dich bei mir zu haben, bis er dich von mir abholt. Also gleich zum Vater, und dann bringe mir Bescheid."

17

Es war still in dem Hause des Präsidenten und auch in des Geheimrats Hause war es still, als der August herankam. Viola verweilte bei der Tante, der Präsident war wie alljährlich nach Böhmen in das Bad gegangen, und Willibald war nicht wieder nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Der Tag, an welchem er sie verlassen, hatte einen Zwiespalt in seinen bis dahin so ruhigen Sinn gebracht. Er konnte es nicht vergessen, daß sein ehrlicher Antrag zurückgewiesen worden war.

Er hatte an jenem Morgen, von Elise kommend, sich zu seinem Heile gleich in das Kontor begeben müssen, da der Vater ihn erwartete; und in Geschäften und Verhandlungen waren die Stunden ihnen hingegangen. Der Geheimrat war sehr mit ihm zufrieden gewesen. Er hatte seine Freude gehabt an des Sohnes

abgeschlossenem Ernst. — Hätte er in Willibalds Seele lesen können, so würde er erstaunt gewesen sein, wie dessen Gedanken von den ihm obliegenden Geschäften immer wieder sich voll Schmerz und Zorn zurückwendeten zu der Kränkung, die er erfahren, und wie er froh war, als der Abend herangekommen und er endlich sich selber überlassen war.

In die Ecke des Eisenbahnwagens gedrückt, in dem er sich das Alleinsein gesichert, fuhr er in wirrem Brüten durch die Nacht hin. Es war so anders gekommen, als er es erwartet hatte. Er konnte es kaum begreifen. Er hätte jemand haben mögen, dem er zuschreiben durfte, was ihm geschehen war; er suchte eifrig danach, und es verdroß ihn, daß er niemand fand als sich selber.

Er ging mit seinem Erinnern durch die ganzen letzten Tage. Wort für Wort, wie Viola es getan, wiederholte auch er sich, was er gestern auf dem Balkon und auf dem Heimwege mit ihr gesprochen, was sie ihm über Elise gesagt, was heute sich zwischen dieser und zwischen ihm ereignet hatte. Und wenn er dann alles immer wieder erwogen und geprüft hatte, wenn er zu einem Abschluß gekommen zu sein glaubte, fiel ihm mit Elisens Ausruf: „Konnte ich denn ahnen, daß Sie um meinetwillen gekommen waren?" der heiße Händedruck Violas ein, der gestern seine Sinne aufgeregt hatte.

Um wen sollte er denn gekommen sein, wenn nicht um Elise? Was hatte ihr Vorwurf sagen wollen, daß er blind gewesen sei mit sehenden Augen?

Er wies den Gedanken von sich, der ihm die Deutung geben wollte. Töricht genug, daß er an Elisens Liebe geglaubt hatte, um die er sich doch so redlich bemüht. Er wollte jetzt nicht in die noch größere Torheit verfallen, sich auf ein bloßes Wort, auf eine zufällige Bewegung hin die Liebe einer viel-

umworbenen jungen Schönheit zuzusprechen, welcher er eben nur die schuldige Beachtung erwiesen hatte und nichts mehr.

Der Zug flog pfeilschnell auf den Schienen vorwärts, er kam mit seinen Gedanken nicht vom Fleck. Je länger er fuhr, je schneller wechselten sie miteinander ab, um sich im Kreislauf zu drehen und immer wieder auf dem Punkte anzulanden, von dem sie ausgegangen waren. Er wollte verständig prüfen, ruhig abwägen und gerecht sein; als ob die verschmähte Liebe und die verletzte Eitelkeit, die mit ihr stets Hand in Hand gehen, ruhig und gerecht zu sein vermöchten. Er zog jedes freundliche Wort, jedes Lächeln, das Elise ihm zugewendet hatte, vor sein Gericht; aber er mußte sich eingestehen, sie hatte ihn niemals ermutigt, etwas andres in ihr zu suchen als eine Freundin, der er wohlgefiel und die ihn wert hielt. Alle seine Galanterie hatte sie immer ernsthaft oder auch scherzend abgewiesen. Er konnte sie keiner Gefallsucht, keines Anreizens beschuldigen, und doch verurteilte er sie, doch erbitterte er sich gegen sie. Denn was hatte sie berechtigt, ihm das Herz durch ihre Güte aufzuschließen, wenn sie nicht für sich selber in seinem Herzen lesen wollte? Wie hatte sie, die ihm, dem Begehrenden, seine Blindheit vorwarf, da sie ungerührten Sinnes war, nicht sehen können, daß er nur um ihretwillen so oft in das Haus gekommen war? Daß er sie liebte! Nur eine kalte Natur hatte unempfindlich bleiben können gegen seine Liebe! Nur eine herrschsüchtige Frau hatte darauf verfallen können, ihn für eine andre beobachten und prüfen, ihn und Viola leiten und verbinden zu wollen, um dann die Alleinherrschaft zu haben in dem Hause des Präsidenten. Sein kluger Vater hatte sich nicht geirrt, als er die älteren Mädchen der Berechnung angeklagt und ihn vor derselben gewarnt.

Indes Willibalds Wahrhaftigkeit war stärker als seine eitle Eigenliebe. Er schämte sich, daß er Elise unedler Selbstsucht anzuschuldigen fähig gewesen war, aber er fand es deshalb um nichts leichter, sich zu bescheiden. Und weil er dies empfand, tat ihm Viola leid.

Vielleicht wachte auch sie in dieser Stunde noch! Vielleicht klagte sie ihn an wie er Elise! — Aber auch sie war blind gewesen wie er mit sehenden Augen. — Das gleiche Mißgeschick lag auf ihnen beiden, wenn er sich nicht abermals getäuscht, wenn er Elise recht verstanden hatte.

Es dünkte ihn unglaublich, daß Viola sich ihm in Liebe zugewendet hatte. Noch am verwichenen Abend hatte er ihr gestanden, daß er Elise liebte und Viktors Sache bei ihr warm vertreten.

Er hielt inne. An Viktor hatte er noch gar nicht gedacht. Wie sollte er ihm, dem Spötter, die lächerliche Kunde geben, daß er von Minerva — Willibald nannte Elise zum erstenmal selbst mit diesem Namen — sich einen Korb geholt hatte, wenn Viktor nicht, wie er nach Elisens Andeutungen vermuten konnte, auf bestem Wege war, es ihm nachzutun.

Es würde eine heilsame Lehre für den Siegesgewissen sein, meinte Willibald und begriff in demselben Moment es nicht, wie er so niedrig sein konnte, mit Lust an seines Freundes Mißerfolg zu denken. Ein Unglaube an das Gute in sich selbst und in der Menschennatur im allgemeinen stieg in ihm auf. Wem durfte man vertrauen, wenn nicht einmal sich selbst und seinem eignen Herzen? Er verdiente die Erfahrung ebenso wie Viktor, denn er stand jenem an Eitelkeit nicht nach, er hatte sich seines Erfolges ebenso gewiß gehalten als der Freund.

Wie die gestaltlos durcheinander brodelnden Nebel,

die aus dem feuchten Wiesengrund in die Höhe stiegen und die Gegend verhüllten, bis ein Windhauch sie einmal vorwärts trieb, daß ein Festgestaltetes, ein Baum, ein Haus, ein Kirchturm oder eine Hürde in dem silbernen Geflute sichtbar wurden hier oder dort, wenn des Mondes Licht gerade darauf hinfiel, so unklar schwankten seine Vorstellungen hin und her, bis sie immer wieder mit erneutem schmerzlichem Gefühl zu Elise zurückkehrten oder sich mit einem ihm neuen und rätselhaften Empfinden auf Viola richteten.

War er denn wirklich blind gewesen mit sehenden Augen? War es wirklich möglich, daß ihn Viola liebte, während Elise ihn verschmähte?

Er konnte das nicht wollen und nicht wünschen, so schön Viola war, denn sie verdiente ein volles, freies Herz, und das hatte er ihr nicht zu bieten. Aber es ließ ihm keine Ruhe. Er konnte nichts andres denken.

Es war umsonst, daß er sich mit den Angelegenheiten zu beschäftigen trachtete, mit welchen er es in den nächsten Stunden schon zu tun hatte. Sie lagen ihm so fern, als trennten ihn weite Länder und lange Monate noch von ihnen. Es deuchte ihm bisweilen alles gleichgültig, keines Menschen Schicksal hatte Bedeutung für ihn als das eigne. Er hatte die erste Kränkung in seinem Leben erfahren, seine Selbstsucht beherrschte ihn ganz und gar, und an die Zufriedenheit seines Vaters mit Elisens Selbsterkenntnis, an dessen Verdruß, wenn Viola dennoch Viktors Frau ward, mochte er gar nicht denken.

Er wollte schlafen, aber sobald er die müden, erhitzten Augen schloß, erblickte er Elise, wie sie sich erschreckend von ihm abgewendet, sah er das holde, mondumglänzte Antlitz Violas, wie es gestern ihn angelächelt, während die Nachtluft leise durch ihr

braunes Gelock gezogen war, daß es flatternd ihre Stirn umspielte.

Er war zufrieden, als nur erst der Tag anbrach, als er mechanisch die Merksteine der Bahn und die Telegraphenstangen und Drähte zählen konnte; und wie aus einer Gefangenschaft erlöst, trat er endlich vor dem Stationsgebäude, an dem der Felsdorfer Betriebsdirektor der Fabriken ihn erwartete, aus dem dunstigen Wagen in die frische Morgenluft, froh, sich selber zu entrinnen und dem einsamen Grollen und den quälenden Phantasmagorien dieser Nacht.

18

In Felsdorf gab es zu seinem Heile mehr zu ordnen und zu leiten, als er erwartet hatte, und er freute sich, daß er hinaufgegangen war, denn er war gern unter den dortigen Arbeitern und unter ihnen auch beliebt.

Willibald hatte einen Teil seiner Kindheit und seine erste Jugend in Felsdorf zugebracht. Auch später noch, als der Vater die Übersiedlung nach der Hauptstadt gemacht, war er alljährlich während der Ferienzeit mit der Mutter nach Felsdorf zurückgekehrt und hatte, bevor der Geheimrat ihn in das hauptstädtische Geschäft genommen und ihn auf Reisen geschickt, eine Lehrzeit in den Felsdorfer Fabriken unter Aufsicht des gegenwärtigen Direktors durchgemacht, der, ebenfalls geringer Herkunft wie der Geheimrat, mit diesem jung gewesen und von ihm mit emporgetragen worden war.

Wie einmal in jedem Jahre, so war Willibald auch in dem verwichenen Winter zur Zeit des jährlichen Geschäftsabschlusses ein paar Tage in den Fabriken gewesen, und damals hatte man von einer Unzufrieden-

heit unter den Leuten noch nichts bemerken können. Er hatte den und jenen auf seinen Wegen und Gängen gesprochen, niemand hatte sich gegen ihn beschwert. Aber der Strom, der durch die Zeit ging, hatte auch die Felsdorfer Arbeiter erfaßt, und es galt, sich mit ihnen gemeinsam auf demselben zu bewegen und zu erhalten.

Verschiedene von den Männern, welche jetzt eine Verbesserung ihrer Lage forderten, waren, obschon zum Teil um mehrere Jahre älter als Willibald, dereinst seine Spielgefährten und ein paar von ihnen auch seine Kriegskameraden gewesen. Auf das ebenso bedenkliche als bequeme Sprichwort vertrauend, daß „Gott das Kind ernährt, das er gewährt", hatten sie sich meist vorzeitig verheiratet; und wie Willibald sich im Felde seiner einstigen Gefährten bereitwillig angenommen, hatte der Geheimrat während des Kriegsjahres für die von seinen Arbeitern zurückgelassenen Frauen und Kinder ausreichend gesorgt, ihnen die Gotteshilfe gewährend, auf die sie sich verlassen hatten. Aber dem großen Geschäftsbetrieb, der sich nach dem Kriege geltend gemacht, waren die mageren Jahre gefolgt, die Familien waren mit jedem Jahre größer geworden, und was die Vorsorge des Geheimrats durch die Freischulen, durch seine mächtige Beihilfe in den Konsumvereinen, durch die Begründung der Kranken- und Sparkassen, der Altersversorgungen und so weiter für die Gesamtheit der Arbeiter auch leistete, konnte es doch nicht die verständige Lebensführung jedes einzelnen ersetzen. Es gab also Familien genug, in denen sich bei der großen Zahl von Kindern Mangel fühlbar machte oder doch vorauszusehen war.

Willibald wußte das so gut als sein Vater, und er hatte es mit den Leuten in gewissem Sinne leicht, in anderm schwer. Er konnte ihnen das Beispiel des

Fabrikherrn, des Geheimrats vorhalten, der, aus ihrem Stande, sich ganz durch eigne Kraft emporgearbeitet hatte, und das Beispiel mancher einzelnen, die mit treuer Arbeit und verständigem Lebensbau sich innerhalb der Fabriken zu ihrer und seines Vaters Zufriedenheit in günstige Verhältnisse gebracht hatten, so daß sie für ihre Kinder einer noch vorteilhafteren Stellung sich einmal versichert fühlen konnten. Aber anderseits war ihm selber ohne sein besonderes Zutun ein glänzendes Los zuteil geworden, und bei der Sinnesart, welche jetzt auch unter den Felsdorfer Arbeitern rege geworden war, mußte er vorsichtig zu Werke gehen, um nicht zu reizen, wo er zu beschwichtigen gekommen war.

Der Direktor hatte ihm genaue Auskunft gegeben über die Leute, von denen der erste Anstoß zu den gesteigerten Forderungen ausgegangen war. Zu Willibalds Erstaunen hatte sich unter ihnen ein junger Werkmeister befunden, den er näher kannte, der sehr früh durch seine Tüchtigkeit zu der lohnenden Stelle gekommen war und von dem sowohl er als der Geheimrat eine besonders gute Meinung hegten. Den ließ Willibald zu sich rufen.

Er hörte Bürgels Klagen und Forderungen, sowie die Voraussetzungen ruhig an, auf welche er sie gründete. Was derselbe an allgemeinen Beschwerden vorbrachte, über die Unterjochung und Ausbeutung der Arbeiter durch die Fabrikherren — oder wie er es, um Willibald nicht zu kränken, der freundlich ihm gegenüberstand, bezeichnete — durch das Kapital, das lief auf jene bekannten Theorien hinaus, die, in volkstümlicher Form dargestellt, in aller Arbeiter Köpfe gekommen waren und in ihnen mit gerechten Verlangnissen gleichzeitig eine Menge unklarer und falscher Vorstellungen rege gemacht hatten. Willibald ließ sich

also gar nicht darauf ein, diese Theorien zu widerlegen. Er erinnerte Bürgel an das, was hier für die Allgemeinheit bereits geleistet worden war, verwies ihn auf andre Fabriken, in welchen die Besitzer ihre Arbeiter entlassen, während man hier, ohne jetzt Gewinn davon zu erzielen, weiter fortgearbeitet hatte, was aber nur möglich geworden, weil ein Vermögen, von einer und in einer bestimmten Hand gesammelt, vorhanden gewesen war; und ihm, so gut es sich machen ließ, auseinandersetzend, zu welchen Berechnungen er mit dem Vater gekommen sei, bot er die Zulage an, die sie machen zu können glaubten.

Nach einer Reihe von Einwendungen des Werkmeisters und ebensoviel Erklärungen des Fabrikbesitzers, die auf Bürgel nicht ohne Wirkung blieben, da er praktischen Verstand genug besaß, ein annehmbares Gebot für sein Teil nicht aus phantastischer Hartnäckigkeit zurückzuweisen, erreichte es Willibald, daß jener sich zum Mittelsmann bereit erklärte und seinen Einfluß auf die andern Arbeiter mit Willibalds Gründen und Anerbietungen geltend zu machen versprach.

Willibald hatte sich von dem jungen Werkmeister zum Schlusse noch weitläufig auseinandersetzen lassen, was Bürgel für den Unterhalt einer Arbeiterfamilie als unerläßlich erachtete. Die Wohnungsverhältnisse, für welche der Geheimrat durch eine Anzahl zweckentsprechender Bauten vorgesorgt hatte, die Arbeiterinvalidenkassen, deren Stipendien die Arbeiter erhöht und bei deren Verwaltung und Verwendung sie noch mehr Mitwirkung haben wollten, waren nebst allem dahin Einschlagenden genau und reiflich durchgesprochen worden. Als darauf Bürgel seiner Wege gehen wollte, fragte ihn Willibald, der gern von Mensch zu Mensch verkehrte, wie es denn bei ihm im Hause stehe, und ob er für sein Teil vorwärts gekommen sei.

Bürgel entgegnete, es gehe ihm nicht schlecht. Die Frau sei gesund, die Kinder ebenso. Als Willibald sich darauf erkundigte, wieviel Kinder jener habe, entgegnete er, sein zweites, ein Mädchen, sei ihm geboren, während er vor Metz gelegen habe; dann sei nach dem Kriege wieder ein Junge gekommen, und das vierte werde auch bald einpassieren.

„Vier Kinder! Und Sie werden wenig älter als ich, kaum dreißig Jahre sein!" meinte Willibald.

„Ich bin neunundzwanzig!" gab Bürgel ihm zur Antwort. „Ich habe mit dreiundzwanzig Jahren die Frau genommen, gleich als ich aus dem Militär nach Hause kam."

Willibald sagte, das sei eben um mehrere Jahre zu früh gewesen.

„Manchmal habe ich das selbst gedacht!" entgegnete ihm Bürgel. „Aber das ist so wie Sie's nehmen wollen, Herr Mannstein! Wer in unserm Stande früh heiratet, wenn er bei rechten Kräften ist, hat nicht nachher, wenn die Kräfte nachlassen, noch kleine Kinder zu versorgen. Man ist sie dann los, wenn man noch in seinen besten Jahren ist, man denkt doch auch, im Alter eine Stütze an ihnen zu haben. Und mitunter kommt's für einen mit dem Heiraten auch besonders, Herr Mannstein. Ich dachte eigentlich damals noch nicht daran. Ich konnte es anders nur nicht übers Herz bringen! — Sie haben des Stellmachers Karoline ja auch gekannt. Sie war hübsch und proper und gut in der Arbeit, wie des Stellmachers Mädchen alle drei, und — aber verzeihen Sie, Herr Mannstein —"

Er brach ab, die Art jedoch, in welcher er es tat, machte Willibald neugierig, und da ihm auch daran gelegen war, Bürgels Zutrauen nicht zu verscherzen, fragte er, was er nicht anders habe über sich ge-

winnen können, und was es denn mit seiner Heirat für ein besonders Bewenden gehabt habe.

Bürgel hielt noch einen Augenblick inne, dann sprach er:

„Wie sich das so macht, Herr Mannstein! — Ich dachte dazumal, wie ich Ihnen sagte, noch nicht ans Heiraten. Aber obschon sie ein scheues Frauenzimmer war, so sah ich doch, wie gerne sie mich hatte, und jeder sah es; nicht ich allein. Erst ging ich ihr aus dem Wege, denn man kann sich ja solchem frischen Ding gegenüber auch nicht auf sich verlassen; und wie sie das merkte, nahm sie sich's zu Herzen. Sie kam nirgends mehr hin, man hätte sagen können, sie sah ordentlich schlecht aus. In der Zeit traf ich sie einmal allein auf dem Wege, und sie wollte von mir seitab gehen. Darauf redete ich sie an, und ein Wort gab das andre. Ich sagte, gerne hätte ich sie schon, aber sie müßte warten; und da sah sie so glücklich aus, daß ich mich nicht halten konnte. Gesund waren wir beide, eine Frau wollte ich auch haben, so heiratete ich sie lieber gleich frischweg, und natürlich, da kam dann Kind auf Kind." Er lachte dazu und meinte, er hab's auch nicht bereut. „Denn mit dem Junggesellenleben, Herr Mannstein," sagte er, „ist es auch nichts. Man packt sich und seinem Gewissen, wenn man doch eines hat, dabei auch allerlei auf und hat nicht die Freude daran wie an dem eignen. Meine Frau hält alles ordentlich zusammen, die beiden Jungen, wenn sie Ihnen einmal vor Augen kommen sollten, Herr Mannstein, die Jungen sind wie die Bomben! Man muß nur sehen, daß aus ihnen auch einmal was Ordentliches wird!"

Willibald sagte, er werde gelegentlich bei ihm vorsprechen, sich seine Jungen anzusehen, und Bürgel ging, in jedem Betrachte durch ihn zufriedengestellt, mit der Versicherung von ihm, daß auch die andern sich wohl

für die bewilligten Zugeständnisse dankbar finden lassen würden.

Willibald stand am Fenster und sah ihm lange nach, wie er mit dem festen und leichten Schritt des gedienten Soldaten nach der Werkstätte hinüberging.

Er fühlte Respekt und Zuneigung für den jungen Mann. Das war die Volksnatur, die auch in dem Geheimrat noch lebendig war, die im Vertrauen auf die eigne Kraft dem Herzen nachgibt, und eine damit begangene Unvorsichtigkeit sich zum Besten auszulegen und zu wenden versteht. Auch der Geheimrat hatte einst früh, ohne jeglichen Rückhalt, sich die Frau genommen. Dafür stand er nun dem Sohne noch in frischester Kraft als Vorbild gegenüber; und Bürgel hatte in seinem schlichten Urteil ganz das Richtige getroffen. Es war nichts mit dem Junggesellenleben auf die Länge, man hat nur zu zweien und an dem Eignen seine rechte Freude. Das hatte Willibald bereits selbst gefühlt. Er hatte sich ja auch den eignen Haushalt, die eigne Familie gerne gründen wollen, hatte sich dies Glück mit allen seinen Reizen vorgestellt, sich darauf gefreut. Es war nicht seine Schuld, daß ihm diese Hoffnungen zerschlagen worden waren.

Er mußte die Gedanken zurückscheuchen, die sich ihm nahten. Er war nicht um seinetwillen hier. Er hatte andres zu tun, für andre zu sorgen, und er überzeugte sich, daß es hier mit einem Aufenthalt von wenig Tagen nicht abgetan sei, wenn er die Ruhe unter den Leuten und das verlorengegangene Zutrauen zu ihren Fabrikherren wieder herstellen wollte, was nur durch den längeren, persönlich ungezwungenen Verkehr mit den einzelnen zu erhoffen war.

Er ging in die verschiedenen Wohnungen, er sah sich in ihnen um und fand unter den in völlig gleichen Verhältnissen lebenden Familien ganz auffallend von-

einander abweichende Zustände. In den einen sichtliches Gedeihen, in den andern tiefe Verkommenheit.

Er sprach davon mit dem Direktor, sprach auch mit Bürgel und mit dessen Frau davon, die für ein Muster unter ihresgleichen gelten konnte. Die junge Frau meinte, als er sie darum befragte, es läge das alles meistens an den Frauen und am guten Beispiel von früh auf. Sie und ihre Schwestern hätten die Ordnung von Hause mitgebracht, denn ihre Mutter habe lange Jahre auf einem der benachbarten Güter bei der Herrschaft im Dienst gestanden und dort gelernt, was sich gehöre.

„Aber," sagte sie, „wo soll es denen herkommen, die ihr Leben lang nichts davon vor Augen gehabt haben? In der Schule lernen sie das nicht, nicht einmal die richtige Handarbeit, die sie im Haus für Mann und Kinder brauchen; denn mit Lesen und Schreiben stopft man keine Strümpfe und flickt man keine Röcke; und mit der Reinlichkeit ist es im ganzen hierzulande auch nicht weit her. Zu dem allen, Herr Mannstein, gehört das Beispiel, und wer soll ihnen das geben hier unter den geringen Leuten? Auf unsereinen achten sie ja nicht."

Willibald hatte es sowohl an Bürgels Äußerungen als an denen seiner Frau bemerken können, daß sie auf sich hielten, daß sie für sich und mit ihren Kindern höher hinaus wollten. Sie hatten dessen auch nicht Hehl, und da sie ihm wohlgefielen, lobte er ihr Streben. Er bot sich ihnen für das zu erwartende vierte Kind zum Paten an, versprach, sich auch der beiden Knaben, die sie schon hatten, hilfreich zu erweisen, wenn sie gute Anlagen zeigen und in der Schule fleißig sein würden; aber die Bürgels waren nicht die einzigen, welche sich von der großen Menge mit Bewußtsein abzutrennen trachteten.

Wo in den Häusern ordentliche Frauen waren, trat der gleiche Sinn hervor; und es machte Willibald bisweilen lächeln, wie sich inmitten dieser von sozialistischen Ideen bewegten Fabrikarbeiter eine Anzahl von Familien als bessere Gesellschaft, eine Aristokratie der Wohlanständigkeit herausgebildelt hatte, die sich gesondert hielt und trotz der angestrebten allgemeinen Gleichheit sehr empfindlich gewesen sein würde, wenn man sie mit der großen Masse in einen Haufen hätte werfen wollen. Sie waren im Emporkommen — mochten die andern es ihnen nachtun, um ihnen gleichzuwerden! Herabsteigen wollten sie keineswegs, und von dem, was sie mühsam durch Ordnung erspart hatten, was ihnen und ihren Kindern zugute kommen sollte, für die Unordentlichen und Trägen etwas herzugeben, lag ihnen erst recht wer weiß wie fern.

Je mehr Willibald sich unter den Arbeitern danach umsah, um so bestimmter mußte er es Frau Bürgel zugeben, daß das Vorwärtskommen der Familien zum großen Teile von den Frauen abhing; und weil er, wie sein Vater, es gewohnt war, überall gleich Hand ans Werk zu legen, wo er innerhalb seines Bereiches einem Mangel begegnete oder die Möglichkeit einer Verbesserung erkannte, ging ihm die Sache sehr im Kopfe herum.

Wie er nun darüber nachsann, in welcher Weise man hier helfen könne, fiel ihm die Mittagsgesellschaft in seinem Vaterhause ein, die ihm durch Sophiens und Elisens philantropische Unterhaltungen verdorben worden war.

So widerwillig und ungeduldig er ihnen damals zugehört hatte, entsann er sich doch, daß beide eben der Meinung gewesen waren, welche er hier von Bürgels Frau in aller Unschuld hatte vertreten hören. Es galt, die Lebenslage in den Arbeiterfamilien durch

eine bessere Erziehung der Mädchen für den häuslichen Beruf zu verbessern; und mehr noch als in andern Orten war das in Fabrikplätzen der Fall, in denen die Mädchen meist nicht im Elternhause, sondern außer demselben in den Werkstätten leben.

Der Direktor, der Pfarrer, der Schullehrer waren alle der gleichen Ansicht. Sie bestätigten, daß da, wo die Frau das Haus ordentlich hielte und jenen Sinn in die Ehe mitbrächte, die in dem geringsten Raume durch Sauberkeit ein Behagen hervorbringt, der Mann in der Regel ordentlicher werde, wenn er es nicht gewesen sei; und daß die Wüstheit und Verkommenheit des Hauses selbst einen ordentlichen Mann endlich in das Wirtshaus, die Kinder in Zuchtlosigkeit hinaustreibe. Beispiele dafür wurden von allen Seiten angeführt, und sie alle waren darin einstimmig, daß es einen unberechenbaren Segen stiften könne, wenn man auf dem Lande, in Fabrikorten, also auch hier in Felsdorf, eine eigne Lehrerin für Handarbeiten anstellen könnte, in deren kleiner Häuslichkeit die Mädchen nicht nur Unterricht erhielten, sondern zugleich ein Beispiel von Sauberkeit und guter Sitte vor Augen bekämen.

Man trat danach der Sache näher. Es fand sich sofort ein Lokal verfügbar, in welchem sich eine solche Schule unterbringen, eine Wohnung für eine Frau von mäßigen Ansprüchen einrichten ließ. Der Kostenüberschlag war bald gemacht, und Willibald fing an, das Unternehmen mit wachsender Zuversicht zu betreiben.

Gleich in einem seiner nächsten Briefe trug er es dem Vater vor, überzeugt, seine Einwilligung zu demselben zu erlangen. Er erwähnte dabei, daß Sophie, wie er zufällig wisse, sich mit ähnlichen Gedanken trage. Er sagte jedoch nicht, daß er von Elise den Ausspruch vernommen habe, wie aus dem Hause einer

ordentlichen Frau oft ganze Geschlechter ordentlicher Leute hervorgingen, und wie sie es als einen schönen Beruf bezeichnet hatte, sich der verabsäumten Mädchen aus den niederen Ständen anzunehmen. Er konnte sich nicht entschließen, ihren Namen zu schreiben und ihn damit vor seinem Vater zu nennen. Die zornige Scham hielt ihn immer noch befangen, wenn er ihrer dachte.

19

Viola hatte in den ersten Tagen nach ihrer Abreise nur wenig von sich hören lassen; indes die Aufregung, in welcher sie den Entschluß gefaßt hatte, die Tante zu begleiten, war in dem stillen Schlosse derselben nur äußerlich zur Ruhe gekommen.

Sie hatte sich, wie sie es begehrt, von früh bis spät, bald mit der Tante, bald allein, im Freien bewegt. Aber wenn man dann nach Hause gekommen war, hatte die Baronin ihren Geschäften oder ihrer Ruhe gelebt, die nun nach der ihr angenehmen Zerstreuung durch die Geselligkeit in der Residenz wieder ihren alten Reiz für sie gewann, und Viola war dadurch viel sich selber überlassen, was sie nicht gewohnt war.

Seit Elise Mutterstelle bei ihr vertreten, war sie von derselben nur einmal während des Besuches getrennt gewesen, den sie in dem letzten Frühjahr mit dem Präsidenten bei der Tante gemacht, und damals, noch vor wenig Monaten, hatte das Schloß ihr sehr gefallen, hatte sie es sich köstlich gedacht, in demselben dauernd leben zu können. Jetzt war das alles anders.

Die großen Säle, die langen Korridore kamen ihr öde wie ein Kloster vor. Der einsame Garten machte

sie traurig mit seinen von hohen Mauern umgebenen dunkeln Alleen. Wald und Feld, Weg und Steg, auf denen sie dem Manne nicht begegnen konnte, der ihr ganzes Herz besaß, erschienen ihr wie die Wüste trostlos, und wenn der Abend herankam, wenn die paar Plauderstunden mit der Tante vorüber waren und sie in ihr Schlafzimmer eintrat, ohne Elise neben sich zu haben, was blieb ihr dann übrig, als in heißem Sehnen sich auf das Lager zu werfen und sich immer wieder die Frage vorzulegen, wie es denn möglich gewesen sei, daß sie fortgegangen, daß sie sich um jede Aussicht gebracht, den Geliebten auch nur zu sehen. Einen Abend wie den andern brachte sie sich mit der hundertmal wiederholten Erwägung, was Willibald über ihr Fortgehen denken und sagen, und ob es ihm wehe tun möge, wie ihr die Sehnsucht nach ihm, um ihren Schlaf, und wenn sie ihn gegen Morgen dennoch fand, war ihr unruhiges Träumen nur mit ihm beschäftigt.

Endlich, als sie sich wieder einmal bis gegen die Mitternacht hin mit ihren Gedanken herumgeschlagen hatte, fing sie an, es sich zur Abwechslung bitterlich vorzuwerfen, daß sie in kindischem Mißmut dem Geliebten die Möglichkeit entzogen habe, ihr zu nahen; denn es war ihr eine Wollust, sich schuldig zu nennen, um ihn freisprechen und beklagen zu können. Die brennende Unruhe litt sie nicht auf ihrem Lager. Sie stand auf, warf ein Nachtkleid über, sie mußte etwas tun, etwas vornehmen. Sie wäre gern hinausgegangen in den Garten, wären die Türen nicht geschlossen gewesen. Und weil sie nichts anders wußte, beschloß sie zu schreiben. Aber als sie an den Schreibtisch ging, wußte sie nicht, wem sie schreiben sollte oder wollte.

Dem Geliebten? — Ganz unmöglich! Sie konnte

ihm doch nicht unaufgefordert ihre Liebe bekennen, aber sie beneidete die Männer, die das tun durften. Sie ging an das Fenster und öffnete es. Die Nacht war sehr warm. Die Sterne funkelten. Ganz leise zog die Luft durch die Wipfel der Bäume, von fern tönte das Rauschen des Wehres herüber, und die Heuschrecken belebten mit ihrem klingenden Zirpen die tiefe Stille. Hier und da ließ ein aufgeschrecktes Käuzchen seinen Ruf vernehmen, und von dem Lichtstrahl in ihrem Zimmer geblendet, huschte eine Fledermaus dicht an ihr vorüber. Sie trat ängstlich zurück, es war ihr nicht geheuer, so allein zu sein. Sie schloß das Fenster. Aber nicht die Nacht war ihr unheimlich, es war ihr unheimlich, daß sie so traurig in derselben wachte.

Wie sie sich umwendete, fiel ihr Blick in ihren Spiegel, den die von ihr angezündete Lampe klar erhellte. Draußen schlug vom Amtshause die dumpfe Turmuhr die vier Viertel der Mitternachtstunde.

Als Kind hatte Viola in einem Märchenbuche einmal die Geschichte eines Mädchens gelesen, das in der Geisterstunde vor dem Spiegel dreimal den Namen ihres Geliebten laut gerufen hatte, um ihn heraufzubeschwören. Wie es dann den Namen zum dritten Male ausgesprochen, war ihm aber nicht der Geliebte, sondern der Tod mit Stundenglas und Hippe in dem Spiegel erschienen, ihm die eigne nahe Todesstunde und sich als den Bräutigam zu verkünden. — Es überlief sie eiskalt, wie sie nur daran dachte, und doch konnte sie es nicht lassen.

Ehe der Hammer der Uhr die letzten der zwölf Schläge aushob, trat sie vor den Spiegel hin, mit bebender Lippe den Namen des Geliebten leise rufend. Aber nicht Willibald, nicht der Tod schauten sie aus dem Glase an. Nur ihr herrliches Bild strahlte ihr

entgegen. Sie sah das feine Oval, die edle Bildung ihres Antlitzes, die prachtvollen Schultern, die Brust, über welche die dunkeln aufgelösten Flechten üppig niederflossen bis zu ihren Hüften, und wie sie die vollen Arme emporhob, um mit schlanken Händen das Haar zusammenzunesteln, entzückte ihre eigne Schönheit sie.

„Er müßte ja keine Augen haben, wenn er mich nicht liebte!“ rief sie und schloß, in heißer Scham erglühend, ihre eignen Augen vor sich selber. Sie ließ sich in den Lehnstuhl fallen, der vor dem kleinen Schreibtisch stand, und weinte vor Glück, vor Scham, vor Schmerz, vor Sehnsucht? — Sie wußte es selber nicht.

Es war nicht nur Willibald, nach welchem sie sich sehnte. Sie verlangte auch nach Elise; und rasch die Feder ergreifend, schrieb sie:

„Warum hast Du mich von Dir gehen lassen, Elise, da Du mich ja immer besser gekannt hast, als ich mich selbst, und wissen mußtest, wie notwendig ich Dich jetzt habe? Ich möchte Dir schreiben, was ich tue, aber ich tue nichts. — Ob ich gehe oder reite, ob ich ein Buch in die Hand nehme oder meine Geburtstagsarbeit für den Vater, es ist ganz gleich. Ich denke immer nach Hause, immer dasselbe. Ich möchte wissen, wie es, nun der Vater und ich nicht dort sind, bei Dir aussieht, wohin Du gehst, wer Dich besucht, was Sophie Dir erzählt. Und als hätte ich zu diesem Denken, mit dem ich gar nichts herausbringe, am Tage nicht Zeit genug, nehme ich nun auch noch die Nacht zu Hilfe. Denn es ist ein Uhr in der Nacht, und ich könnte mir sehr poetisch und sehr romantisch vorkommen, wenn ich wollte. Ich will aber nicht! Ich schäme mich vor Dir und vor mir, und danke meinem Himmel, daß nur Du und ich es wissen und

nicht der Vater und die Tante oder gar er, wie ich mein Herz an ihn gehängt habe, der sich nichts daraus macht, und wie ich es ihm nicht einmal abnehmen und wieder für mich selbst zurückbekommen kann, obschon ich mir von früh bis spät vorsage, daß es eine Schande ist, sich wegzuwerfen und einen Mann zu lieben, der das gar nicht fordert. — Und wenn ich mir das tagüber gesagt habe, und mich in Zorn und Scham und Sehnsucht ausgeweint habe, wie jetzt hier an dem Fenster in der Nacht, so — — ja, Elise! Wenn ich auch weiß, daß Du den Kopf dazu schütteln und die Augenbrauen zusammenziehen wirst — warum soll ich ihm denn nicht gefallen? Warum soll er mich nicht ebenso gerne haben wollen, als Viktor und die andern? — Und daß ich fortgelaufen bin und mich ihm absichtlich aus dem Wege bringe, und daß Du mich gehen ließest, das verzeihe ich weder Dir noch mir. Denn wenn auch alles, was ich Dir hier schreibe, Dir wie Spaß klingen sollte, so ist es mein heiliger, schmerzlicher Ernst. Wenn nur der Vater und die Tante nicht wären, denen ich es ja unmöglich sagen kann, weshalb ich wieder, nun wieder mit einem Male nach Hause will, so wäre ich längst bei Dir und wiederholte Dir von früh bis spät, daß ich ihn liebe, und daß ich untröstlich wäre und es nicht ertragen könnte, wenn er mich nicht endlich doch lieb gewänne oder gar eine andre liebte als mich! — Und nun lebe wohl! Und wenn Du ihn siehst, so denke, daß ich Dich beneide; und wenn Du von mir sprichst, so sag ihm, daß Du mich liebst — und ich ihn! — hätte ich bald geschrieben. Lebe wohl! Sobald der Vater seine Kur beendet hat, kommt er mich holen und ich komme zu Dir! Hier könnte es ja so schön sein als im letzten Frühling, wenn Du bei mir wärst und er! — Lebe wohl! Und sei froh, daß Du

nicht mehr jung bist und Dich nach niemand mehr zu bangen brauchst, als nach Deiner armen, Dich liebenden Viola."

20

Elise und Sophie, die in der Stadt zurückgeblieben waren, hatten einander fast an jedem Tage gesehen, und wie schon früher, war Elisens künftige Lebensgestaltung oftmals wieder zwischen ihnen zur Sprache gekommen.

Seit sie Violas Liebe für Willibald erkannt, besonders aber seit dieser sich zu Elisens Überraschung um ihre Hand beworben, hatte die Notwendigkeit, das Haus des Präsidenten zu verlassen, für sie festgestanden. Es war für sie selbstverständlich gewesen, daß Willibald es vermeiden würde, ihr zu begegnen, und sie wollte zu keinem Hindernis werden in dem Verkehr der beiden befreundeten Familien, auf welchem schließlich die Hoffnung beruhte, die Wünsche der beiden Väter und die Liebe Violas von Erfolg gekrönt zu sehen.

Nur die Unmöglichkeit, einen vernünftigen Grund für ihren beabsichtigten Austritt zu finden, ohne zu verraten, was mit einem Schlage Violas Glück zerstören konnte, hatte sie zaudern machen, ihre Entlassung zu fordern, und sie hatte mit diesem Schwanken endlich auch Sophie an sich irre gemacht. Denn weil sie auch dieser die letzten sie bestimmenden Vorgänge nicht mitteilen mochte, war Sophie, mit der sehr weiblichen und den ältern Mädchen besonders eignen Neigung, überall irgendeine romantische Verwicklung vorauszusetzen, dahin gekommen, auch in diesem Falle eine solche, und nicht ohne Grund, zu vermuten, nur daß sie dabei auf einen falschen Weg geraten war.

Elise hatte gegen sie des Präsidenten stets mit wärmster Anerkennung seiner liebenswürdigen Eigenschaften, seines vortrefflichen Charakters erwähnt. Daraus hatte sich in Sophien der Glaube festgesetzt, die Freundin scheue sich, ihr Herz dem Präsidenten zu lebhaft zuzuwenden, und wünsche durch ihre Entfernung sich vor möglichen Verwicklungen zu wahren. Sie hatte das verständig und edel gefunden, hatte Elise dadurch nur noch lieber gewonnen und sich eben daraus ihr Verlangen erklärt, sich mit ihr zu vereinen und sich gemeinsam einen dauernden förderlichen Wirkungskreis zu schaffen.

Indes nach reiflicherem Überlegen sagte Sophien der Plan nicht zu. Sie mochte die Hauptstadt nicht aufgeben. Sie war in derselben geboren, hatte immer in derselben gelebt, das gute Andenken, das ihr Vater in der Erinnerung seiner Freunde zurückgelassen, war ihr von je zustatten gekommen und sie hing an der kleinen, behaglichen Häuslichkeit wie an den Umgangsverhältnissen, die sie sich allmählich erschaffen hatte. Mit Elise war das anders.

Elise war nicht heimisch in der Residenz, hatte noch keine nahen Bekannten, keine eigne Häuslichkeit in ihr erworben, die aufzulösen ihr schwerfallen konnte, und wenn Sophie die neue Freundin auch nicht gern verlieren mochte, so ließ sie es sich doch angelegen sein, irgendein Amt oder eine Stellung zu ermitteln, in welcher dieselbe jene eigne dauernde Aufgabe finden konnte, nach der sie sich sehnte.

In dieser sommerlichen Stille, in welcher auch der Geheimrat einsam in seinem Hause lebte, gelangte Willibalds Brief mit den Vorschlägen für eine in Felsdorf zu errichtende Handarbeitsschule in des Geheimrats Hände. Er, mehr als andre, konnte die Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens beurteilen, denn

er wußte aus seinen früheren Zeiten am besten, wie es in den Arbeiterfamilien um die Frauen und den engen, kleinen Haushalt aussah; und nach seinen späteren Erfahrungen hatte er ermessen lernen, wie viel durch nachhelfende Anleitung an der ganzen Lebensweise der Arbeiter zu bessern sei. Er beantwortete also des Sohnes Anfrage sofort zustimmend und ließ Sophie zu sich bitten, auf deren Sachkenntnis Willibald ihn hingewiesen.

Gewohnt, dem Rufe des Geheimrats pünktlich Folge zu leisten, begab sich Sophie noch an dem nämlichen Abend zu ihm. Der Geheimrat setzte ihr auseinander, um was es sich handelte, Sophie war gleich mit ganzem Herzen dabei. Sie kannte Felsdorf, wohin die verstorbene Frau Mannstein sie noch in ihren letzten Lebensjahren einmal mitgenommen; sie hatte dort die Familie des Direktors, die Pfarrerfamilie und einige Personen aus der nahegelegenen Kreisstadt kennen lernen. Die Gegend war hübsch, und ein beliebtes und viel besuchtes Provinzialbad lag in nächster Nähe. — Als der Geheimrat Sophie angab, in welchem Hause und in welcher Weise die Schule und die Wohnung der Lehrerin in Felsdorf hergerichtet werden sollte, und wie er die Stelle zu dotieren gedachte, rief Sophie in rascher Erwägung aller Verhältnisse:

„Mein Gott, Herr Geheimrat, das wäre am Ende eine Aufgabe, welcher Fräulein Wald sich unterziehen würde, die sich nach einem festen, dauernden Berufe sehnt!“

„Fräulein Wald?“ fragte der Geheimrat verwundert. „Mich dünkt, die hat ihren gewiesenen Beruf und eine Stellung, die für Felsdorf aufzugeben sie sich gewiß und mit Recht bedenken würde.“

Sophie stellte das in Abrede. Sie war zu ge-

wissenhaft, um dasjenige, was ihr von Elisens Gemütsverfassung bekannt war oder das, was sie von derselben vermutete, unvorsichtig zu verraten. Sie deutete also nur an, daß, wie Elise geäußert, die Baronin möglicherweise an deren Stelle treten könne, daß man doch auch auf den Fall von Violas Verheiratung denken müsse.

Der Geheimrat wurde achtsam.

„Wissen Sie, daß von einer solchen im Elsheimschen Hause speziell die Rede ist?" fragte er.

Sophie verneinte das.

„Ich sehe nur," sagte sie, „daß Herr Flemming und Willibald der schönen Viola sehr huldigen, und ich glaube, daß sie nicht unempfindlich dagegen ist."

„Halten Sie Viola für kokett?" fragte der Geheimrat.

„Durchaus nicht! Es kommt mir aber vor, daß ihr Willibald gefällt und zwar sehr gefällt."

Obschon der Geheimrat ein in sich abgeschlossener Mann war, fehlte ihm seit Jahren doch die Frau, mit der er eben die kleinen Angelegenheiten des Hauses und der Familie zu durchsprechen gewohnt gewesen war, und so riß ihn seine Raschheit hin.

„Ich habe Sie immer," sagte er, „für eine scharfsichtige und ehrliche Natur gehalten, aber in diesem Falle, liebe Sophie, sind Sie das eine von den beiden nicht, wenngleich es mir recht sein sollte, falls die Sache so läge, wie Sie sie ansehen. Glauben Sie in der Tat, daß Willibald der Elsheim huldigt? Ich" — er unterbrach sich und sagte danach: „Mir, dem Vater Willibalds, können Sie es immerhin vertrauen; hat Elise mit Ihnen von der Angelegenheit gesprochen? Und wie urteilt sie über meinen Sohn?"

„Sie hat die beste Meinung von ihm —"

„Aber?" fiel ihr der Geheimrat ein.

„Dabei ist kein Aber, Herr Geheimrat! Ich glaube vielmehr," sagte Sophie, „sie würde gewiß eine Heirat der beiden jungen Leute gern sehen, wenn ihr die Trennung von Viola und das dann wahrscheinliche Scheiden aus ihrem gegenwärtigen Berufe auch schwerfallen dürfte."

„Was würde sie denn hindern, in des Präsidenten Hause zu bleiben?" fragte der Geheimrat.

Sophie entgegnete, darüber wisse sie nichts Bestimmtes. Elise scheine indes für den Fall an ihre Entlassung zu glauben oder sie nehmen zu wollen; und sie sehne sich, wie sie oftmals erklärt, dann nach einem eignen Heim, so daß der Gedanke, gemeinsam ein Pensionat oder etwas Derartiges zu gründen, oft von ihnen beraten worden sei.

„Das freut mich, freut mich sehr!" rief der Geheimrat mit einer Zufriedenheit, welche Sophien auffiel. „Rechnen Sie, wenn Sie einmal solch ein Unternehmen im Sinne haben, auf mich in jeder Weise, liebe Sophie! Inzwischen sprechen Sie einmal mit Fräulein Wald von der Felsdorfer Schule. Mir sollte es im höchsten Grade recht sein, wenn sie sich dazu entschließen könnte; und Sie wissen, ich bin nicht kleinlich, wo ich Großes erreichen zu können glaube. Ein Kämmerchen mehr — ein paar Taler mehr — darüber verständigt man sich leicht."

Er war sehr gut gestimmt, fragte Sophien, ob er ihr nicht wieder einmal einige Flaschen Wein schicken solle, ob sie noch Tee im Vorrat habe, welche Dinge er ihr zuzuwenden pflegte, weil die Geheimrätin sie damit immer reichlich versehen hatte; und Sophie verabschiedete sich danach, um womöglich Elise noch zu besuchen und sie von dem Vorschlage in Kenntnis zu setzen.

Der Geheimrat begleitete sie. Als sie schon in

dem großen Hausflur waren und sie ihm Lebewohl sagte, hielt er sie zurück.

„Lassen Sie lieber den Besuch bei Fräulein Wald noch für das erste!“ meinte er. „Schreiben Sie ihr vorläufig, daß Sie von einer derartigen Stelle gehört hätten, ohne den Ort zu nennen. Deuten Sie nur ungefähr die Lage und Zustände an, und warten Sie darauf ihre Entgegnung ab. Denkt sie wirklich daran, sich von des Präsidenten Familie zu trennen, zeigt sie sich unserm Plane geneigt, so spreche ich lieber selbst mit ihr. Es macht sich dann für beide Teile alles rascher und leichter als durch Dritte.“

21

Der Geheimrat wollte erst im Anfang des Herbstes nach dem Rheine gehen, um dort auf dem im Frühjahr erworbenen kleinen Landsitz der ersten eignen Weinlese beizuwohnen und dann gleichzeitig anzuordnen, was er dort für die Zukunft abzuändern und bauen zu lassen gewillt war.

Er drängte also Willibald nicht zur Heimkehr, sondern sah es vielmehr gern, daß derselbe noch ruhig in Felsdorf blieb, und Willibald trug so wenig Verlangen, in die Stadt zurückzukommen, daß er sich entschloß, ehe er heimkehrte, von Felsdorf aus noch einen Besuch bei einem Freiherrn von Jarmen zu machen, mit welchem sie seit Jahren in mannigfachem Geschäftsverkehr standen.

Erst im Laufe des letzten Winters waren von Felsdorf neue Maschinen für die Brennereien nach Schloß Zornow geliefert worden, und im Frühjahr hatte man dort die Eisenkonstruktionen für die großen Jarmenschen Gewächshäuser gefertigt. Jetzt war der Bau vollendet, die tropischen Gewächse waren bereits ein-

gehaust, und der zufriedene Besitzer wünschte, daß auch einer der Fabrikanten sich an dem gelungenen Werk erfreuen sollte.

Die Jarmenschen Güter waren auf der Grenze zwischen Schlesien und der Lausitz gelegen. Das Erntefest sollte in der dritten Woche des August in Schloß Zornow gefeiert, danach die Jagd eröffnet werden, und Willibald hatte vorgehabt, am Tage vor demselben dort einzutreffen. Die Ankunft eines großen ungarischen Grundbesitzers, der in Felsdorf bedeutende Bestellungen zu machen hatte, nötigte ihn jedoch, wenn er nicht unhöflich erscheinen wollte, vierundzwanzig Stunden länger in der Fabrik zu verweilen, um jenem Kunden gegenüber den Wirt zu machen. Es war also erst am Abend des Festes selbst, als er mit einem Lokalzug auf der nächsten Station von Zornow anlangte, von welcher man dann noch nahezu zwei Stunden zu Wagen nach dem Schlosse zu fahren hatte.

Die Sonne war bereits untergegangen, und ihr letzter Nachglanz fiel rot und blendend auf das kleine weiße Stationsgebäude, als Willibald, die Flinte über die Schulter werfend, das leichte Handgepäck zusammennahm und aus dem Waggon stieg, um sich nach dem Fuhrwerk umzusehen, das ihn hier erwarten sollte. Aber das erste, was ihm zu seinem Erstaunen in die Augen fiel, war Viktor, der ihm aus der Türe des Wartesaals entgegenkam.

„Hole der Teufel die Lokalzüge!“ rief er, indem er ihm den Handsack abnahm und ihm die Hand bot. „Eine halbe Stunde bin ich hier auf und ab gegangen, deine Herrlichkeit erwartend, und habe zuletzt das elendeste Zeug von Bier getrunken, um meine Ungeduld hinunterzuschlucken —“

„Du erwartest mich?“ fiel ihm Willibald ein. „Wie

wußtest du denn, daß ich käme? Und welch ein Wind trieb dich hierher?"

Viktor sagte, er lebe seit acht Tagen in der Nachbarschaft auf seines Onkels Gütern.

„Wir haben vortreffliche Gesellschaft dort, schlesischen und böhmischen Adel und hübsches kleines Spiel!" ergänzte er. „Vorgestern kam Jarmen hinüber. Ohne zu wissen, daß wir Freunde sind, erwähnte er, daß er dich heut zum Erntekranz und auch zur Jagd erwarte, lud mich gleichfalls ein, und ich nahm es an. Dem Onkel war das freilich nicht ganz recht, denn er hält alles gern fest zusammen, Gäste wie Geld! Aber er ist ein Mann, mit dem sich reden läßt, und da ich ihm auseinandersetzte, daß eine unwiderstehliche Gewalt mich zu Jarmen und nach Zornow zöge, hatte er ein Einsehen."

Sie waren inzwischen zu dem ihrer harrenden Fuhrwerk gegangen, waren eingestiegen und abgefahren, ohne daß Willibald mit sich im klaren darüber war, ob er sich der Begegnung freue oder nicht; denn daß seine zurückgewiesene Werbung um Elise bald zwischen ihnen zur Sprache kommen mußte, war vorauszusehen. Angenehm war das nicht, aber abgetan mußte es doch werden; und daß Viktor eine ihm zusagende Gesellschaft aufgab, um einen oder ein paar Tage mit ihm zuzubringen, das war ein Freundschaftszeichen, für welches er ihm gerne dankte.

Viktor lachte darüber.

„Sieh," rief er, „wie redlich ich geworden bin, seit ich wieder unter euch Deutschen in der Heimat lebe. Ich könnte mir von dir so etwas wie einen Monthyonpreis für aufopfernde Freundschaft verdienen; du sollst dir aber keine falschen Ausgaben machen um meinetwillen. Es sind nicht deine, sondern

Violas schöne veilchenblaue Augen, die mich zu Jarmen und nach Zornow lockten."

„Viola? Davon hatte ich keine Ahnung! Kommt denn ganz Berlin nach Zornow!" rief Willibald betroffen aus. „Ist etwa Elise und ist der Präsident auch dort?"

„Verwunderung über Verwunderung!" gab ihm der andre zurück. „Dein Nichtwissen ist mir so befremdend als dir mein Wissen. Bist du denn so ohne jeden Zusammenhang mit ihnen? Und wie steht die Sache mit Elise jetzt?"

„Laß mich davon schweigen!" sagte Willibald, dem das Geständnis hart ankam. „Damit ist's vorbei!" Und um jeder weiteren Frage vorzubeugen, setzte er mit trockenem Ton hinzu: „An dem Tage, an welchem ich in Geschäften nach Felsdorf gehen mußte, habe ich ihr meine Hand geboten und sie hat sie abgewiesen."

Es entstand eine Pause. Viktor hatte den Heiratsplan des Freundes nie gebilligt, aber er fühlte ihm die Überwindung und die Verlegenheit nach, welche dies Geständnis ihm veranlassen mußte. Er wünschte ihm also darüber fortzuhelfen und nahm die Sache deshalb in dem leichtesten Tone.

„Scribe," sagte er, „der ebenso wie Dumas fils noch lange nicht genug gewürdigt wird, spricht es einmal aus, daß es für Toren Zufälle gibt, die Geist haben. Diesmal hat ein Zufall für einen gescheiten Menschen den richtigen Verstand gehabt, denn früher oder später hättest du es eingesehen, daß Elise nicht mehr für dich paßte. Oder wie würdest du es beurteilt haben, wenn ich, der Dreißigjährige, in gleichem Altersunterschiede, mir aus Kaprize eine Frau von vierzig Jahren genommen hätte?"

Willibalds Ehre forderte es nach seiner Meinung, diese Beweisführung nicht gleich gelten zu lassen.

„Ich würde dich nicht getadelt haben, wenn du sie liebtest!"

„Lieben? Was will das bedeuten? — Du solltest heiraten. Dein Vater schickt dich eines Tages expreß aufs Freien aus. Du findest statt des dir bestimmten Mädchens eine andre Schöne, und eben weil du nicht liebst, denkst du: die oder die! und machst mit deinem gelehrigen Herzen kurzen Prozeß. Das gefällt dem Vater nicht. Er legt sein Veto ein, macht dir damit die Schöne zum Sinnbild deiner freien Selbstherrlichkeit. Du kaprizionierst dich, er kaprizioniert sich — und schließlich kannst du sehr zufrieden sein, daß auch sie sich kaprizioniert hat, das Glück auszuschlagen, das du ihr geboten hast. Denn — bedenke die Sache recht! Ein verlorenes Herz, das findet sich bald wieder bei seinem Herrn ein, zu neuem Dienst bereit. Deine verlorene Freiheit aber, die sollst du lange suchen, ehe man sie dir zurückgibt."

Willibald antwortete ihm darauf nicht. Es waren ihm in den letzten Wochen bisweilen ähnliche Betrachtungen gekommen, und weil er eine ganz gesunde Natur war, hatte es ihn selbst gefreut, sich innerlich freier werden zu fühlen. Es war ihm angenehm, wenn er am Abende bemerkte, wie er an dem Tage nicht viel an Elise und an den erhaltenen Korb gedacht hatte, wie er anfing, sich denselben aus dem Kopfe zu schlagen. Obschon er dem Freunde beizustimmen sich nicht entschließen konnte, gefiel es ihm doch nicht übel, die Sache von Viktor so heiter und in der Weise behandelt zu sehen, in welcher der Geheimrat sie dem Sohne von Anfang an vorgehalten hatte. Die Vernunftgründe, die er nicht gelten lassen wollte, solange sie sich gegen ihn gewendet hatten, leuchteten ihm ein, nun er sie zu seinem Troste und zu seiner Beruhigung verwenden konnte. Nur Elise

wiederzusehen sträubte sich sein Gefühl, denn wenn er auch ihre Hand nicht mehr begehrte, blieben seine Achtung und seine Zuneigung für sie sich gleich, und es war ihm leid, daß er sich die Form nicht denken konnte, in welcher er künftig mit ihr zu verkehren haben würde.

Er sprach das auch gegen Viktor aus.

„Jeder Mensch," sagte er, „muß sich kennen! Ich traute mir zu, mit einer älteren Frau, wenn sie eben Elise war, glücklich zu leben. Fühlt sie sich in ihrem Innern mir durch ihr Alter zu fern, hält sie mich der Beständigkeit nicht fähig, deren es in solcher Ehe, das gebe ich zu, mehr als in jeder andern bedürfte, so habe ich das für mich zu bedauern. Anklagen darf ich sie deshalb nicht. Sie hat gehandelt, wie sie es für sich nötig fand, und ich habe das hinzunehmen und zu achten."

„Brav!" rief Viktor. „Das heißt endlich einmal wieder gesprochen wie ein vernünftiger Mensch; denn wenn man einer Frau gegenüber nur erst bei der Achtung angekommen ist, ist man mit der Liebe fertig und kann sich weiter umsehen in der Welt. Denke an das schöne Trostwort, das wir einmal in einem alten von Hollebenschen Stammbuch gefunden und uns oft mit Lust und Ergötzen vorgehalten haben:

‚Ich lasse alle Jungfrawen rauschen!
Haben sie zu wechseln, habe ich zu tauschen.
Scheint ihnen die Sonne, weht mir der Wind!
Manch andre Mutter hat auch ein schönes Kind!'"

Aber ehe er die Worte noch ausgesprochen, welche Willibald lächelnd hinnahm, rief dieser:

„Was bedeutet denn das Lichtgefunkel unter den Bäumen dort? Und woher kommt die Musik?"

„Sie tanzen!" gab der Kutscher zur Antwort, an den er die Frage gerichtet hatte. „Erst die Herr-

schaften mit den Leuten und nachher die Leute für sich."

„So kommen wir gerade zur rechten Zeit!" meinte Willibald. „Kann man vorfahren von dieser Seite?"

„Vor das Schloß nicht; und das Tanzen von den Herrschaften wird auch bald zu Ende sein. Denn wenn sie die Lampen angezündet haben, gehen die Herrschaften meistens immer fort. Aber wenn die gnädigen Herren hier an dem Wildgehege aussteigen wollten, so brauchen Sie nur die Türe zu heben, dann geht sie auf, und durch den Eichweg sind Sie gleich am Futterplatz, auf dem sie tanzen."

Willibald gebot ihm zu halten, Viktor erhob Einsprache dagegen. Er meinte, man könne sich doch nicht wie Nikodemus zur Nachtzeit durch die Hintertüre einschleichen, man könne doch nicht vor den Leuten erscheinen, ohne sich ein wenig in Ordnung gebracht zu haben. Willibald ließ das nicht gelten.

„Wer sieht nach uns in dem Halbdunkel!" rief er, während der Wagen hielt und er hinaussprang. „Bis wir rund um den Wald vor das Schloß vorfahren, uns umkleiden, uns melden lassen, ist der beste Spaß vielleicht vorbei. Wir haben dann das Nachsehen statt des Vergnügens; und du kommst ja nicht von einer langen Fahrt wie ich!"

Viktor gab nach, und sie machten sich auf den Weg. Die Jarmenschen Wälder und der Wildpark von Zornow waren unter den Forstleuten und Jagdfreunden berühmt. Es war schwül in dem Walde. Die Sonne hatte seit Wochen heiß über ihm gebrütet, und das dichte Laub der alten Waldesriesen wehrte der kühlenden Nachtluft den Durchzug. In den Geruch der am Boden welkenden Blätter mischte sich der süße, betäubende Duft des weißen, blühenden Nachtschattens. Über den Baumeswipfeln zitterte der flimmernde

Schein der Sterne, und von der herübertönenden Musik erweckt, irrten die Rehe und Hirsche in dem Waldgehege unstet und ängstlich umher.

Das Licht, das den Freunden bei ihrem Herankommen an die Allee den Tanzplatz verraten hatte, und die Klänge der Musik wiesen ihnen den Weg durch den nun dunkeln Wald.

„So war's vor Sedan im Walde von Argonne, so dunkel und so schwül!" sagte Willibald.

„Und dazu doch etwas weniger geheuer, und auch ohne eine so sichere Aussicht auf ein gutes Abendbrot und Bett wie heute!" schaltete Viktor ein. Er beschrieb darauf mit bester Laune die Abenteuer, welche er an jenem Abende nach schwerem Tage bestanden. Er schilderte, wie er seine ganze Liebenswürdigkeit ins Feuer geführt habe, um sich aus dem Schuppen, in dem er zunächst untergekommen war, mit drei andern in ein Mansardenstübchen übersiedeln zu lassen, und später in menschenfreundlicher Heimlichkeit von einer häßlichen alten Jungfer mit einem Teller Suppe begnadigt zu werden und so fort.

Das sonst so verführerische Kapitel von den Kriegserlebnissen fand jedoch bei Willibald heute nicht den gewohnten Anklang. Er hörte kaum darauf, denn seine Gedanken wanderten hin und her und hielten nirgends Rast. Es war ihm eine Erleichterung, das Geständnis über Elise vom Herzen zu haben, und es verdroß ihn, daß er's hatte machen müssen, daß Viktor in die Lage gekommen war, ihn trösten, ihn halbwegs zurechtweisen und als der Überlegene auf ihn mit guten Ratschlägen herabsehen zu können Er dankte es der Gunst des Zufalls, die es ihm ersparte, Elisen hier unerwartet zu begegnen, und es war ihm nicht erwünscht, Viola hier zu finden, obschon es ihm jetzt einfiel, wie oft und wie lebhaft er ihrer in der letzten

Zeit gedacht, wie ihn die Vermutungen beschäftigt hatten, die Elisens Worte in ihm angeregt. Jetzt, da Viktor voll Verlangen herbeigeeilt war, Viola zu sehen, hatte Willibald die Vorstellungen in sich niederzuhalten, die sich ihm aufdrängen wollten wider seinen Willen.

Seine Unruhe teilte sich seinem Gange mit; Viktor mußte ihn mahnen, den Schritt zu mäßigen.

„Wenn ich so vorwärts hastete," sagte er, „so hätte es einen Sinn! Aber was treibt dich, daß du so eilst?"

„Mich drückt das Halbdunkel, mir preßt die waldige Schwüle die Brust zu!" gab er zur Antwort, er, der bei seiner Gesundheit von solchen Eindrücken nichts wußte. Aber er konnte doch nicht sagen: ich möchte Viola erst wiedergesehen haben, möchte wissen, was an Elisens Worten wahr gewesen ist! Ich sehne mich nach ihr und scheue mich davor. — Er fand sich und seinen Zustand unvernünftig und wurde doch nicht Herr darüber.

Die Musik, das Geräusch vom Festplatz klangen immer deutlicher zu ihnen hin. Sie hörten Vivatrufe. Dann verstummte die Musik.

Ein älterer Mann, der eine Livree trug, kam ihnen von der Seite des Schlosses auf ihrem Wege entgegen.

„Ist der Tanz zu Ende?" fragte Willibald.

„Man sollt's denken," entgegnete der Wildwart, „denn die Herrschaften hatten die Ehrentänze mit den Leuten abgemacht, auch eine gute Weile unter sich getanzt. Das Brot vom frischen Korn war verteilt und das Bier aufgelegt. Da ging ich fort, und sonstens gingen die Herrschaften dann auch. Sie sind aber noch dorten, und es sah aus, als käme doch noch etwas nach."

Er ging grüßend danach tiefer in den Wald hinein. Viktor und Willibald schritten dem Schlosse rüstig zu.

In dem Augenblicke flammte es rot und zuckend durch die Zweige. Sie waren an dem Rand des Waldes angelangt. Breite Streifen von Licht fielen über den Boden, die Wiese tat sich vor ihnen auf, die Klänge von Rossinis Tarantella schwirrten durch die Luft, und staunend in angenehmster Überraschung blieben die beiden jungen Männer wie vor einem schönen Bilde stehen.

Der Platz war in regelmäßigen Zwischenräumen von Bäumen rings umgeben. Farbige Lampen hingen in Festons von Baum zu Baum. Dem überdachten Fütterungsplatz des Wildes hatte man mit Lattenwerk, an dem man Lämpchen angebracht, das Ansehen eines Kioskes gegeben, die Musiker hatten dort ihr Unterkommen. Die Insassen der Güter und die Leute, die aus den benachbarten Ortschaften zu dem Feste herbeigeströmt waren, standen rund um den Platz. Die Dreistesten unter ihnen waren vor dem Kiosk zusammengetreten, und die Zahl derselben war im Wachsen, denn die Schaulust lockte alle vorwärts.

Am oberen Ende, wo der Schloßweg an den Platz herankam, saßen auf Lehnsesseln und untergebreiteten Teppichen die Damen der Schloßgesellschaft, alt und jung, die Mädchen sämtlich mit frischen Kränzen in dem Haare, in sommerlicher Festtracht beisammen. Die Männer standen und gingen dazwischen umher, aber aller Blicke waren auf das Paar gerichtet, auf einen schlanken, hochgewachsenen jungen Mann und auf Viola, die, im weißen Kleide, einen Kranz von feuerroten Mohnblumen auf dem Haupte und einen ebensolchen Strauß auch vor der Brust, unter dem Wirbeln der bacchisch erschallenden Musik die Tarantella tanzte.

So hatte Willibald sie gesehen an dem Abende, da er sie zu zigeunerhaft genannt; so hatte Viktor sie noch nie erblickt.

„Welch ein göttliches Geschöpf!“ rief er, rasch den Kreis durchbrechend und bis an den Kiosk vordringend, um sie besser noch zu sehen; und dort angelangt, suchte er sich in die vorderste Reihe zu stellen. Willibald, keines Wortes mächtig, hielt ihn zurück. Das Herz schlug ihm, das Blut wallte in ihm auf wie unter ihrem Händedruck und Blick. Er hatte das neben Elise nie gefühlt. Er dachte des Abends, an dem er Viola zuerst gesehen, des Scheidens in der Mondnacht, und sie flossen in eins für ihn zusammen mit diesem Wiedersehen. Seine ganze Seele war in seinen Augen und bei ihr und voll heißem Verlangen zu ihr hin. Und doch regte er sich nicht.

„Was soll das?“ fragte Viktor, indem er sich von ihm loszumachen strebte.

„Störe sie nicht!“ Das war alles, was Willibald vorzubringen vermochte, denn wie ein Wahnsinn faßte ihn der Gedanke: Du hättest sie haben können und du hast sie verschmäht! Viktor wird ernten und genießen, was ein goldenes Glück dir zugedacht, was sie selber dir vielleicht lieber gewährt als ihm! — Und du darfst nicht daran denken, sie ihm zu entreißen, denn er hat ehrlich gegen dich gehandelt, und du hast ihm gesagt, daß du sie nicht begehrst, nicht liebst! —

Blind, blind, mit sehenden Augen! hatte Elise zu ihm gesagt. Er hätte fast gewünscht, es zu sein — nur um nicht zu sehen, wie schön sie war, die für ihn Verlorene, die zu lieben er sich gesträubt, die er geliebt hatte seit dem Abende, da er sie aus dem Flemmingschen Hause zurückbegleitet; die er geliebt in der Stunde, in welcher er mit heimlicher Angst vor sich selber um Elise geworben hatte.

Wie gut und redlich hatte Elise gegen ihn gehandelt! Wie edel und schön war das Verhältnis zwischen ihr und ihrer Pflegetochter! Beide Frauen hatten sich ihm zugewendet: und um die Freundschaft der einen, um die Liebe der andern hatte er sich durch seine Schuld allein gebracht. Er verabscheute und verwünschte seinen unseligen, geflissentlichen Selbstbetrug.

Währenddessen hatte der entzückende Anblick den Frohsinn aller andern aufgeregt. Von dem oberen Ende des Platzes schallte plötzlich laut von mehreren Stimmen gesungen der zur Lust aufrufende Gesang der Rossinischen Tarantella herüber. Rund um ihn her, unter den Landleuten, die nicht wußten, wie ihnen geschah, die aber doch die Wirkung der leidenschaftlichen Musik empfanden, war alles ein Lachen, eine Freude. Die Zärtlichkeit der jungen Burschen für ihre Liebsten wurde dreister, sie kicherten und jauchzten überall.

Da nahte sich, getrieben und beflügelt durch ihres Tänzers ihr leidenschaftlich folgende Schritte, Viola in künstlichem Fliehen der Stelle, an welcher Willibald und Viktor unter dem Volke standen, und Viktor konnte sich in seinem Entzücken länger nicht mehr halten. Er mußte sich ihr kund und ihr ein Zeichen seiner freudigen Bewunderung geben.

„Brava, brava! oh che divina bellezza!“ rief er ihr laut und mit lautem Beifallsklatschen zu, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und es gelang ihm. Die gedienten Leute unter dem Landvolk, die das Bravorufen kannten und meinten, daß man heute mitmachen dürfe, stimmten in das Rufen und Händeklatschen ein, Viola blickte lächelnd nach der Stelle hin, von welcher der Ruf und die Beifallszeichen erklangen.

Dem Blicke folgte, wie von unwiderstehlicher Gewalt gelockt, ihr rascher Schritt. Aber sie stockte. In jäher Bewegung streckte sie die beiden Arme in die Höhe und vorwärts. Das Tamburin, welches sie eben noch über ihrem Haupte geschwungen, entsank ihr. Es fiel klirrend zu Boden. Sie schwankte, preßte die Hände gegen den Kopf, dann gegen ihre Brust und brach so plötzlich zusammen, daß ihr Tänzer sie nur eben noch in seinen Armen vor dem Niedersinken zu bewahren vermochte.

Willibald und Viktor waren im Moment an ihrer Seite, die Nächststehenden sprangen hinzu, um Hilfe zu bieten. Drüben in der Schloßgesellschaft meinte man, sie habe sich den Fuß vertreten; andre behaupteten, es sei eine beabsichtigte Tour, denn man konnte vor den Viola umgebenden Personen nicht recht sehen, was vorgegangen war. Von allen Enden eilte man herbei. Die Musik verstummte, die Bestürzung, der Schrecken war allgemein, als man gewahrte, daß man es mit einem wirklichen Unfall hier zu tun habe.

Herr von Jarmen, seine Frau, die Baronin, die Viola umstanden, sahen plötzlich Viktor und Willibald vor sich, wie letzterer sie mit starkem Arm emporhob. Da er sich anschickte, sie nach dem Schlosse zu tragen, bat er, daß man sie zu Häupten stützen möge. Der Schloßherr und die Baronin leisteten ihm den Beistand, Viktor nahm einer Frau das Tuch ab, das sie über dem Arme hängen hatte, und bedeckte sie.

Niemand wußte, wodurch und wie ihr der Unfall zugestoßen sei, alle fragten, alle antworteten; die Leute, die in der Nähe gewesen waren, wollten Auskunft erteilen, und jeder sagte etwas andres. Die Frau des Wildwärters, die sich mit Kräutern und mit Kuren abgab und in der Gegend sehr in Ansehen

ſtand, machte ſich an die Baronin heran, die ſie für Violas Mutter hielt.

„Gnädigſte Frau," ſagte ſie, „es muß ihr gleich was eingegeben werden. Zuerſt aber ſchaffen Sie den Herrn fort, den Schwarzkopf mit der Samtjuppe und dem kleinen Schnurrbart. Ich hab's geſehen und gehört und kann's vor Gott und vor Gericht beſchwören, der hat es ihr angetan. Sie war munter wie ein Fink, da hat er ſie angerufen mit fremden Worten, wie die Zigeuner hierzulande ſie brauchen, wenn ſie herumziehen; und da iſt ſie hingeſchlagen, als wenn ſie das Höchſte hätte. Davor hält auch Vieh und Menſch nicht Stand. Da, gnädigſte Frau, da nehmen Sie! Das legen Sie ihr auf die Bruſt, ich habe immer Waldwurz bei mir, und da kochen Sie auch Tee davon."

Sie war entrüſtet, als man nicht auf ſie achtete und hörte. Sie prophezeite denen, die ihr glaubten, Violas Tod.

Man ſchritt, ſo raſch es gehen wollte, mit der Ohnmächtigen dem Schloſſe zu. Die einzige, die keine Frage getan hatte, war die Baronin. Als ſie Willibald geſehen, war das Rätſel für ſie gelöſt. Der einzige, der ſich die Erklärung der weiſen Wildwärtersfrau gefallen ließ, war Viktor. Er wiederholte ſie auf ſeine Weiſe in den Gruppen der Geſellſchaft, die ſich nach dem Schloſſe zurückbegaben, und deutete ſich im ſtillen den Vorfall auch nach ſeinem Sinne.

Das Feſt war eben unterbrochen und zu Ende. Nur die Landleute blieben noch eine Weile auf der Wieſe beiſammen, bis man die Bierfäſſer nach dem Kruge gebracht hatte, und die Muſikanten folgten ihnen nach. Die Lampen und Ballons brannten auf dem leeren Platze unter dem Sternenhimmel noch

lange fort und beleuchteten den Tau, der silbern schimmernd auf der Wiese schwamm. Das Wild kam leise und spähend hier und da hervor.

Im Schlosse herrschte auf dem Flügel, auf welchem Viola wohnte, tiefe Stille. Die Baronin hatte die freundliche Hilfeleistung der jungen Schloßherrin dankend abgewiesen und gebeten, sie mit ihrer Nichte zunächst allein zu lassen. Selbst ihre Kammerjungfer, die sie mitgebracht, hatte sie entfernt, als Viola wieder zu sich gekommen war. Nur nach ihrem augenblicklichen Befinden hatte die Tante sie gefragt und Viola hatte kurz geantwortet. Sie verstanden einander in dem Schweigen.

Herr von Jarmen hatte gleich im ersten Schrecken einen Boten nach dem Arzte in die nächste Stadt gesendet, um seinen Rat zur Hand zu haben, wenn er nötig werden sollte.

Ein paar Stunden gingen darüber hin. Endlich richtete Viola sich empor.

„Tante, wie kam er hierher?“ fragte sie, überzeugt, daß sie vor der Baronin weiterer Erklärung nicht bedürfe.

„Sie waren beide zum Feste eingeladen, Willibald und Viktor. Sie sind verspätet angekommen und bleiben, wie ich höre, ein paar Tage hier,“ entgegnete die Tante.

„So laß uns gehen!“ bat Viola.

Die Tante erklärte sich bereit dazu, wenn Violas Befinden es gestatte.

Viola schwieg. Nach einer Weile sagte sie: „Wir können gar nicht bleiben. Was soll ich ihm denn sagen, wenn ich vor ihm stehe? Was soll er von mir denken?“

Die Tante gab ihr keine Antwort.

„Aber was wirst du vorgeben, unser Fortgehen

zu erklären?“ hub Viola nach kurzem Schweigen wieder an.

Die Tante fühlte, daß sie schwankte. Das werde sich leicht finden, sagte sie, und sich und ihrer Art getreu, munterte sie Viola nicht zum Sprechen auf. Sie mahnte sie zur Ruhe und verließ sie; denn sie wußte sich nötiger in der Gesellschaft, deren Vermutungen und Meinungen sie zu bewachen und einzudämmen hatte.

Als sie in den Saal eintrat, in dem die Damen beieinander waren, schwieg man plötzlich. Viola und der sonderbare Zufall, der sie betroffen, hatten offenbar den Gegenstand der Unterhaltung gemacht, und Viktors lebhaft geäußertes Bedauern, wie die herumgekommene Erzählung der kräuterkundigen Wildwärtersfrau waren bereits von den Scharfsinnigen unter den Damen in einen Zusammenhang gebracht worden, der Viktor nicht mißfiel, als Frau von Jarmens Schwester ihm denselben lächelnd zu verstehen gegeben, bevor die Männer in des Hausherrn Zimmer sich zum Spiel versammelt hatten.

Willibald spielte selten und immer ohne Interesse. Heute mußte er von der Partie sein. Was hätte er sonst tun sollen? — Aber nicht an die Karte dachte er, sondern an Viola. Er setzte nicht auf die Karte — sondern auf ihre Liebe! Ja oder nein! — Er spielte rasch. Das Spiel schlug für ihn aus. Das regte ihn freudig auf. Er steigerte den Einsatz. Das Glück blieb immer mit ihm und immer gegen seinen Freund, der, des Spiels gewohnter, für einen beau joueur, und wenn er eben spielte, auch als ein glücklicher Spieler bekannt war.

Aber Widerwärtigkeiten, und selbst im kleinsten, konnte Viktor nicht ertragen. Nicht als Erster, nicht als Sieger dazustehen, ertrug er noch weit weniger.

Willibalds Gewinnen, sein Verlieren machten ihn verdrießlich, obgleich ihn der Verlust nicht anfocht; und zu Willibald gewendet, sagte er:

„Das alte Wort behält auch heute wieder Recht: ‚Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!‘ und umgekehrt! Aber du glaubst nicht, wie ich meine Unvorsichtigkeit bereue, in welcher Angst ich um sie bin. Und ich habe doch noch kein Recht, selbst nach ihr zu sehen!“ Das Spiel unterbrach ihn.

Willibald war dessen froh. Er konnte es unter den Menschen nicht ertragen. Seine Unzufriedenheit mit sich, die Pein selbstverschuldeten Schmerzes trieben ihn von dannen. Er mußte allein sein, den Ausweg suchen aus der Verwicklung, in die er sich gebracht — und nicht nur sich allein!

22

Sophie war gleich, nachdem sie die Absicht des Geheimrats hatte kennen lernen, in das Haus des Präsidenten gegangen, Elisen die Angelegenheit vorzutragen. Einer Freundin zu dienen, während sie ein gemeinnütziges Werk befördern half, war ihr ein wahres Glück. Doch hielt sie sich an des Geheimrats Weisung. Sie besprach die Gründung von Handarbeitsschulen in den Fabrikdistrikten überhaupt, ohne es kundzugeben, ob diese Einrichtung von den Behörden oder von Privatleuten ins Auge gefaßt worden sei.

Sie sagte nur, daß sich damit für eine Anzahl von Frauen die Aussicht auf eine dauernde, segensreiche Tätigkeit und zugleich auf eine Versorgung mit Pensionsberechtigung eröffne. Sie suchte zu erfahren, ob eine solche Stellung, ob das Leben in einem kleinen, entlegenen Orte Elisen annehmbar erscheine;

und wie sie es erwartet hatte, fand sie die Freundin damit einverstanden. Freilich blieb für Sophie selbst bei ihren Voraussetzungen immer noch etwas Unerklärtes, Rätselhaftes in Elisens Verlangen, sich aus ihren jetzigen schönen Verhältnissen durch einen immerhin gewagten Wechsel derselben herauszureißen. Aber das war Elisens Sache, denn die Freundschaft hat dem verständigen Freunde zu leisten, was er von ihr begehrt, ohne inquisitorisch nach den letzten Gründen zu forschen, welche ihn sein Verlangen stellen lassen. Sophie hatte mit Gewissenhaftigkeit alle die Entbehrungen hervorgehoben, die sie persönlich bei einem Leben fern von der Hauptstadt, in engen Verhältnissen, unter geringen Leuten schwer empfunden haben würde, aber Elise hatte diese nicht so hoch angeschlagen, sondern gemeint, sich gegebenenfalls gut in solch ein Dasein schicken zu können; und Sophie hatte dann gleich an dem nämlichen Abende dem Geheimrat noch berichtet, wie sie sich in ihrer Voraussetzung nicht getäuscht habe, und daß Fräulein Wald Neigung zeige, einer solchen Schule an kleinem Orte vorzustehen.

Und doch hatte es Elise die Nacht nicht schlafen lassen, als sie sich die Notwendigkeit der Trennung von Viola, die gänzliche Umgestaltung ihrer Lage vorgehalten. Bisher war es ihr immer noch, sowohl in England als in des Präsidenten Hause, vergönnt gewesen, unter hochgebildeten Menschen, inmitten großen Wohlstandes zu leben und ihr Herz an die einzelnen, ihrer Sorgfalt anvertrauten Kinder zu hängen, sich in einem Familienkreise zu bewegen und festzusetzen. Nun, da eine ganz andre Aufgabe an sie herantrat, bangte ihr davor, in alljährlichem Wechsel immer wieder neue Elemente, und zwar mit sehr geringer Kultur, an sich herantreten und ihrer Bewältigung und Förderung durch erhöhte Bildung überantwortet

zu sehen. Auch das breite Wohlleben, die Freiheit von Sorgen um den täglichen Bedarf, deren großen Wert hochzuschätzen sie in langer Sicherheit fast verlernt hatte, stellten sich ihr jetzt in ihrer ganzen Bedeutung dar. Sie hing nicht an Luxus, an äußerem Besitz, an wohlgeschmückter Wohnung, an wohlbesetzter Tafel, an ausreichender Bedienung; aber sie war das alles gewohnt worden im langen Laufe der Jahre. Sie war anderseits überzeugt, es entbehren zu können, indes, daß sie es entbehren würde, das wußte sie ebenso gewiß.

Sie scheuchte die Betrübnis fort, die sich ihrer bemächtigen wollte. Sie hielt sich vor, wie sie seit Monaten ihren Sinn auf Selbständigkeit gerichtet habe, wie es ein Glück sei, daß diese notwendige Entscheidung sie in einem Alter treffe, in welchem sie noch die volle Kraft für eine solche Umgestaltung ihres Schicksals habe. Sie sah sich wieder in einer engen Wohnung, in ein paar Stübchen, wie sie sie bei der Mutter einst gehabt. Sie schmückte sich dieselben in voreilender Phantasie mit den kleinen Besitztümern, welche sie erworben, mit den Andenken, an denen sie hing. Der kleine Garten, der auf dem Lande einer solchen kleinen Schule gar nicht fehlen konnte, erheiterte sie, wenn sie an seine Pflege dachte. Sie hoffte gute Mädchen, gute Frauen zu erziehen. Sie erinnerte sich, wie man ihre Mutter und sie im Dorfe einst geliebt hatte. Sie hatte eine solche Scheu vor Leiden und vor Unglück, daß sie sich mit aller Gewalt freundliche Zukunftsbilder für den neuen Wirkungskreis heraufbeschwor; und als sie dann bei Tagesanbruch der Schlummer überfiel, war sie entschlossen, ihren ihr notwendig dünkenden Rücktritt, wenn es sein müßte, gegen Violas Vater, mit dem Bekenntnis der vollen Wahrheit zu rechtfertigen.

Am Morgen, als sie in das Wohnzimmer hinunterkam, lag Violas Brief auf ihrem Tische — und mit allem ihrem Planen war's vorbei. Denn ohne jedes weitere Überlegen stand es bei ihr fest, daß sie jetzt bleiben müsse, daß sie Viola, das teure, ihr anvertraute Mädchen, in solcher Verwirrung nicht sich selber überlassen dürfe. Aber sie sah die Schwierigkeiten sehr bestimmt voraus, welche für sie daraus erwachsen mußten, und ebenso die Hindernisse, die ihr Bleiben den Wünschen Violas entgegensetzen konnte, sofern es ihr nicht gelang, dieselben zu beseitigen. Nur an Viola hatte sie zu denken und nicht an sich. Die Gewalt der Umstände war wieder einmal stärker als ihr bester Wille; sie hatte sich ihr zu fügen.

In mannigfacher stiller Arbeit gingen ihr ein paar Tage hin. Sie hatte Viola augenblicks geantwortet, hatte ihr geschrieben, daß sie ganz zurückgezogen in ihrem Hause lebe, daß sie außer Sophien niemand gesehen habe, und hatte ihr so ruhig zugesprochen, als ob es möglich wäre, den Sturm mit frommem Wunsche zu beschwören. Dann war sie an ihre häuslichen Geschäfte gegangen, und niemand hatte sie darin gestört. Denn gegen ihr Erwarten war Sophie nicht wiedergekommen, und es kümmerte jetzt Elise persönlich auch nicht weiter, ob etwas aus dem ihr mitgeteilten Plane werde oder nicht.

Da ließ sich eines Morgens Geheimrat Mannstein bei ihr melden. Sie hatte ihn lange nicht gesehen, wußte aber durch Sophie, daß er nach des Sohnes Wiederkehr an den Rhein zu gehen dachte, und vermutete deshalb, es gelte, ihr einen Abschiedsbesuch zu machen. Sie befand sich in demselben Zimmer, in welchem sie Willibald zuletzt gesprochen hatte. Sie ließ den Geheimrat bitten, in dasselbe einzutreten.

Er erkundigte sich nach dem Präsidenten, nach

Viola nach der Baronin, und sagte dann, er sei gekommen, mit ihr eine Angelegenheit zu erörtern, von welcher Sophie ihr gesprochen, und die, wie er mit Freude vernommen habe, ihre Zustimmung erfahren. Er komme wegen der Handarbeitsschule, die er in Felsdorf errichten wolle, und es würde ihm zu einer besonderen Genugtuung gereichen, wenn sie, wie Sophie es ihn habe hoffen lassen, sich entschließen könne, Hand in Hand mit ihm sich der Führung dieses guten Werkes zu unterziehen.

Elisens Miene verriet ihm, wie diese Mitteilung ihr unerwartet kam.

„Sie, Herr Geheimrat, wollen eine solche Schule stiften, und in Felsdorf wollen Sie sie gründen?“ rief sie. „Davon hat mir Sophie kein Wort gesagt, das verändert ja die ganze Sache! Und wenn ich daran denken könnte, jetzt an derlei denken könnte, so —“ Sie brach ab, denn sie hatte in der Übereilung ihre sonstige vorsichtige Besonnenheit nicht bewahrt, und setzte dann einlenkend hinzu: „Ich würde es für einen wahren Segen halten, wenn Sie es möglich machten, Ihre Absicht auszuführen, denn das gerade fehlt den Frauen des Volkes.“

Der Geheimrat hatte offenbar eine andre als diese mit unverkennbarer Verwirrung gegebene ausweichende Antwort vermutet.

„Eine Sache, die ich für wichtig und notwendig erkannte, auszuführen, das habe ich noch immer möglich gemacht!“ sagte er mit dem milden Ernste, der ihm so wohl anstand. „Die Schule gründe ich in Felsdorf, das steht fest. Die Bedingungen, welche ich ihrer Vorsteherin zu bieten habe, wie die Zustände, welche eine solche dort vorfindet, hat Fräulein Rhode Ihnen, wie sie mir gemeldet, mitgeteilt; und weil mir daran liegt, nach bestem Wissen für meine Schule zu sorgen,

bin ich eben selbst gekommen, Sie zu fragen, ob Sie sich entschließen könnten, dem Amte vorzustehen."

„Wie gern, wenn ich es könnte, dürfte!" rief Elise. „Aber ich bin — ich kann es nicht, Herr Geheimrat, ich kann es nicht! Mich hält meine Pflicht hier fest. Ich kann das Haus des Präsidenten und seine Tochter nicht verlassen."

Der Geheimrat sah sie prüfend an, denn diese entschiedene Abweisung seines Anerbietens mußte ihm unbegreiflich scheinen nach dem, was er von Sophie vernommen hatte, die doch zu bedenken pflegte, was sie sagte. Aber er verbarg es, daß die Ablehnung ihn verdroß, und sich erhebend sprach er:

„So verzeihen Sie, daß ich Ihnen anbot, was Sie nicht brauchen, und von Ihnen erhoffte, was Sie nicht gewähren können. Fräulein Rhode allein trägt die Schuld daran. Sie hatte mir mitgeteilt, daß Sie das Haus meines Freundes zu verlassen wünschten, daß Sie eine Tätigkeit ersehnten, wie ich ihrer für Felsdorf bedarf, und sie nannte meine Voraussetzung, daß eine Dame wie Sie die Vorteile des Lebens in der großen Welt gegen eine mühevolle Arbeit in der Abgeschiedenheit nicht vertauschen würde, durchaus unberechtigt. Rechnen Sie mir's nicht an, und sprechen wir nicht mehr davon."

Elise war in drückender Verlegenheit. Sie schätzte den Geheimrat sehr. Er war ihr immer gut begegnet. Immer wenn sie mit ihm in Ruhe gesprochen, hatten sein kluges, gutes Wesen, sein menschenfreundlicher Sinn und seine auf Menschenkenntnis gegründete Gerechtigkeit in der Beurteilung fremden Tuns ihr das Herz erhoben. Es hatte sie stets gefreut, wenn er ihren gesunden Verstand, ihre Gemessenheit gerühmt, wenn er gelegentlich ihre Meinung zu hören verlangt und ihre Ansicht hatte gelten lassen. Sie war gewiß,

daß sie sein Vertrauen gewonnen hatte, daß er gern mit ihr verkehrte. Und nun er gekommen war, ihr, wie er glauben mußte, einen Dienst zu leisten und ein Vertrauensamt in ihre Hand zu legen, nun sollte sie vor ihm dastehen wie ein launenhaftes Weib, das selbst nicht weiß, was es begehrt und will!

Wie ein Unstern lag es über ihr und diesen Mannsteins. Dem Vater wie dem Sohne mußte sie entgegentreten, beiden mußte sie verweigern, was sie in bester Gesinnung von ihr verlangten, und sie schätzte sie doch beide. An derselben Stelle, an welcher sie des Sohnes Liebe abgewiesen, sollte sie auch die Freundschaft und den Anteil seines Vaters an ihr und ihrem Schicksal für sich verloren gehen sehen.

„Was habe ich denn vom Leben, was bleibt mir im Leben, als die Achtung guter Menschen? Und was habe ich vor diesem ernsten Manne zu verbergen?" fragte sie sich. — Da blitzte wie eine Erleuchtung der Gedanke in ihr auf, daß sie durch Offenheit nicht nur sich selber vor dem Verdacht der Unbeständigkeit bewahren, sondern auch Viola helfen könne. Und sich zusammennehmend sagte sie: „Ich möchte nicht, Herr Geheimrat, daß Sie falsch von mir denken, und deshalb muß ich wahr gegen Sie sein und rückhaltlos zu Ihnen sprechen. Fräulein Rhode hat Sie recht berichtet. Ich wollte fort von hier. Ich hielt es für möglich, ja für geboten, mich zu entfernen. Aber ich kann es nicht. Die Umstände haben sich geändert in diesen Tagen. Ich muß bleiben, und — ich hatte auch nicht gewußt, um welchen Ort sich's handelte."

Der Geheimrat blieb vor ihr stehen.

„Es kommen also," sagte er, „zwei Beweggründe zusammen, Ihre verneinende Antwort zu erklären. Ihre jetzigen Verhältnisse sind Ihnen durch irgendein Ereignis wieder angenehmer geworden, und Felsdorf

oder ein Amt aus meiner Hand scheinen Ihnen eben nicht annehmbar. In solchem Falle kann nur Ihr eigenstes Bedürfen die Entscheidung treffen, und ich glaube Sie genug zu kennen, um zu wissen, daß Sie nur nach reifem Überlegen handeln."

Da kam ihr ganzes tüchtiges Bewußtsein über sie, und ihr Zutrauen zu dem Manne gab ihr Mut.

„Ja, Herr Geheimrat," sprach sie, „ja ich darf mich in diesem Falle auf mich selbst verlassen, aber ich baue auch auf Sie. Ich will ganz offen gegen Sie sein, denn ich rechne darauf, daß Sie das zu ehren verstehen und verschweigen werden, was ich Ihnen sagen muß, weil es auch Sie betrifft und ich auf Ihren Beistand hoffe. Es handelt sich hier nicht um mich und mein gegenwärtiges Belieben, auch nicht um meine Zukunft oder mein Glück." Sie hatte das schneller als sie pflegte ausgesprochen, der Geheimrat hörte ihrer Stimme an, daß sie sich Gewalt antun mußte; aber obschon sie stockend innehielt, sahen ihre Augen in leuchtendem Vertrauen zu ihm empor. So erschüttert und aus dem gleichen Grunde hatte sie hier, vor seinem Sohne stehend, auch gesprochen, und heute fiel es ihr noch schwerer. Der Geheimrat hatte sie so schön noch nie gesehen, er konnte den Blick nicht von ihr wenden.

„Der Himmel," sagte sie, „weist jedem von uns seinen Platz und seinen Weg an, und in mancher schweren Stunde meines Lebens, denn mein Leben ist nicht immer leicht gewesen, Herr Geheimrat, habe ich mir Paul Gerhards von meiner Mutter oft gebrauchte fromme Worte zurufen müssen:

‚Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann!'

Und der Himmel hat sich mir nicht versagt in solcher Stunde. Ich glaube, er weist auch jetzt mir meinen Weg."

Die Tränen standen ihr in den großen Augen. Der Geheimrat war erschüttert. Eine solche Szene war in seinem Lebensgange ihm nicht vorgekommen, ein Mädchen von solcher Selbstgewißheit, solchem Adel, wie dieses, hatte so niemals vor ihm gestanden. Elise hatte sich niedergesetzt, er folgte ihrem Beispiel.

„Reden Sie, reden Sie!" bat er. „Wenn ich irgend etwas tun kann, was Ihnen frommt, so sprechen Sie es aus, und es wird mir eine Freude sein, Ihnen zu dienen."

„Ich sagte Ihnen schon," hub sie, ruhiger werdend, noch einmal an, „es handelt sich nicht um mich. Der Himmel hat mich in dies Haus geführt, hat mir Viola an das Herz gelegt. Ich liebe Viola, als wäre sie mein eigen Kind. Sie lieben sie ja auch. Ich kenne die Wünsche, welche Sie für Ihren Sohn, für Viola hegen, und ich weiß, Viola liebt Ihren Sohn mit der ganzen vollen Kraft ihres Herzens und ihrer Jugend."

Der Geheimrat staunte sie voll Freude an; aber er mochte sich nicht äußern, ehe er seiner Sache sicher war.

„Und wissen Sie etwas von der Neigung meines Sohnes?" fragte er.

Eine flammende Röte übergoß Elisens Antlitz.

„Ja, ich weiß davon. Ich bin freilich ein altes Mädchen!" stieß sie hervor und versuchte mit bebender Lippe zu scherzen. „Ich bin ja ein altes Frauenzimmer, und es kleidet eine alte Jungfer schlecht, es klingt lächerlich, wenn sie von Liebe spricht, die sie, wenn auch ohne ihr Zutun, erregt hat —"

Der Geheimrat hielt sich nicht länger.

„Ich weiß es, ich weiß alles!“ rief er. „Willibald sagte es mir gleich, als er Sie gesehen hatte. Ich kannte Sie damals nicht. Der Altersunterschied machte mich bedenklich, ich widersetzte mich ihm —“

„Und Sie taten recht daran, denn wir gehörten nicht zusammen!“ fiel sie ihm entschlossen ein. „Ich habe ihm das gesagt hier an der Stelle, an welcher Sie vor mir sitzen, als er mir am Tage vor seiner Abreise seine Hand geboten hat. — Und nun werden Sie begreifen, weshalb ich fortgehen wollte, und was mich abhalten mußte, ein Amt in Felsdorf anzunehmen, wo Ihr Sohn mit Ihnen Herr ist. Und wenn ich Ihnen dann noch sage, daß mein armes Kind sich in der unerwiderten Liebe zu Ihrem Sohne ratlos an mich klammert, dann werden Sie auch verstehen, daß ich bei Viola bleiben, daß ich sehen muß, wie ich sie stütze und sie über dasjenige beruhige, was zu ändern ich leider nicht imstande bin.“

Sie schwieg. Dem Geheimrat kam es heute sehr begreiflich vor, daß Willibald sich ihr zugewendet hatte, aber er hütete sich, ihr das zu sagen. Der Augenblick war zu ernst, das Mädchen zu achtungswert für jedes Wort, das wie eine Schmeichelei gedeutet werden konnte.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er. „Sie sind ein vortreffliches, ein tapferes Mädchen. Sie sollen sich nicht in mir betrogen haben. Vertrauen gegen Vertrauen!“

Er rückte mit der Freiheit, welche der ältere Mann, der Mann in der Mitte der fünfziger Jahre, sich wohl nehmen durfte, näher an sie heran.

„Sehen Sie,“ sprach er, „Sie kennen mich ja nicht viel mehr, als man den Menschen im Frack und in Gesellschaft kennen lernt. Bei mir zu Hause, im Hausrock, bin ich ein bißchen rasch bisweilen.“ Er sah sie

freundlich an, und mit einem Tone, der den Ernst seines Geständnisses mildern sollte, setzte er hinzu: „Sie werden's vielleicht wissen, ich habe in der Jugend nicht viel Zeit für mich gehabt, habe bei meiner Arbeit das, was man Erziehung nennt, unterwegs und nebenher besorgen und zusehen müssen, wie ich ohne viel Federlesens vorwärts gekommen bin. Nachher habe ich immer zu befehlen gehabt. Und weil ich nichts Unvernünftiges gefordert und befohlen, habe ich auch Gehorsam gefunden, und kann's nun nicht vertragen, wenn man sich unvernünftig mir widersetzt. So was gewöhnt das Leben einem an und macht's zur andern Natur."

„Ach," rief Elise, „ich wollte, Sie könnten mir befehlen, was ich tun soll. Mit Zuversicht gehorchen können, ist ja solch ein Glück!"

„Darüber wird zu reden sein!" entgegnete er. „Aber, mein liebes Fräulein, zum Gehorchen gehört auch eine freie Entschließung, und es ist etwas Großes um den einsichtsvollen freien Willen eines Menschen." Er machte eine kleine Pause, denn eine Unterhaltung wie diese war sonst nicht sein Brauch, und doch gefiel sie ihm und er sich in derselben.

„Auf den verständigen freien Willen, auf rasches Entschließen," sagte er danach, „hatte ich's bei der Erziehung meines Sohnes denn auch abgesehen, und ich habe das nicht zu bereuen gehabt."

„Er ist ein vortrefflicher Charakter!" fiel ihm Elise ein.

„Ja," bekräftigte der Vater, „ja, er ist ein ordentlicher Mensch, aber — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Er ist rasch wie ich, hat auch früh zu befehlen gehabt, und will seinen Kopf durchsetzen. So ist es gekommen! Es wird ihm bitter schwer gefallen sein! Darauf kenne ich ihn! Bitter schwer! Jetzt

weiß ich auch, was sein langes Ausbleiben bedeutet, das mir doch aufgefallen ist." — Er machte wieder eine Pause, dann hielt er Elisen seine Hand hin. „Und nun geben Sie mir die Hand, mein Fräulein! Es ist gut von Ihnen, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Ich habe es auch zu Ihnen in hohem Grade, mein Fräulein; aber" — er lachte — „da wir jetzt wissen, verzeihen Sie den Ausdruck, wie der Hase läuft, müßte es doch sonderbar zugehen, wenn zwei verständige Menschen wie Sie und ich, die es mit ein paar jungen Leuten so wohl meinen als wir, gegen einen Trotzkopf wie mein Herr Sohn die Partie nicht gewinnen und ihn nicht sollten dahin bringen können, mit einem so lieben Mädchen als Viola glücklich zu werden."

„Und dann, Herr Geheimrat," rief Elise, von seiner Zuversicht beherrscht, „dann schicken Sie mich, sobald Sie wollen, in die Schule nach Felsdorf hin, und ich gehe mit tausend Freuden an das Amt!"

„Erst eins und dann das andre!" wendete er ihr ein, indem er sich erhob. „Mein Sohn kommt in diesen Tagen in die Stadt zurück. Wann erwarten Sie den Präsidenten?"

„Er wird seine Kur in den nächsten Wochen beendet haben, dann geht er zu der Baronin, um Viola abzuholen und mit ihr heimzukehren."

„Das trifft sich gut. Der erste Schritt wird der schwerste sein. Er wird sich scheuen, Sie wiederzusehen, wird mir den Grund nicht sagen wollen. Ich begreife das. Wir müssen ihm die Wege ebnen zu dem rechten Ziel! Denn über den Graben soll und muß er! — Nun, setzen wir beide unsern Kopf darauf! Grüßen Sie mir mein Patenkind! Es soll nicht lange schmachten! Leben Sie wohl! In ein paar Tage höre ich weiter nach."

Er schüttelte ihr fest die Hand und klopfte ihr freundlich auf die Schulter. Sie geleitete ihn durch den Garten bis zur Pforte, an der sein Wagen stand. Dann kehrte sie mit einer Ruhe, wie sie sie lange nicht empfunden hatte, zu ihrer Arbeit zurück. Des Geheimrats freundliche Bestimmtheit hatte ihr sehr wohl getan.

23

Willibald war in seinem Ärger über Viktor vom Spieltisch in den Garten hinaus, und aus dem Garten zwischen den auf der Wiese erlöschenden Lampen auf gut Glück ein Ende in das Dunkel des Waldes hineingegangen; aber er bekam das plötzlich satt.

Unklarheit und Dunkel hatte er die Zeit her genug in sich gehabt. Nun da es Licht in ihm geworden war, mußte er sich auch im Hellen halten, und wie viel Beschämung es ihn auch kosten mochte — er strauchelte bei seinem raschen Geradeausgehen in dem Gestrüpp, in das er unvorsichtig hineingeraten war — nun mußte er niedertreten, was ihm in den Weg kam, herunterhauen mit der Axt, was sich nicht niedertreten lassen wollte.

Er lachte über seinen Ärger und seinen durch das äußere Hindernis erregten Zorn. Aber er hätte sie wohl wieder einmal in der Hand haben mögen als rechter Zimmermannssohn, die blanke, schwere Axt, die der Vater mit dem Winkelmaß an seines Zimmers Hauptwand stolz unter den mannigfachen Kostbarkeiten aufbewahrte, welche den Schmuck desselben machten. Er hatte den Sohn, als er kaum halbwüchsig gewesen, schon gelehrt, sie zu brauchen und zu schwingen; und Willibald hatte sie mit demselben Stolze, mit welchem der Vater sie in Ehren hielt, Elisen und Viola

gezeigt, als er sie durch sein schönes Vaterhaus geführt.

Er dachte mit Vergnügen an das Haus, mit einer freien vollen Liebe, wie er sie lange nicht empfunden, an den Vater. Er war frohen Herzens und siegesgewiß, wie an dem Tage, da man ins Feld gezogen war. Er hatte den Lügengeist des Eigensinnes in sich lang genug regieren, lang genug mächtig werden lassen, nun hatte er die Axt der Ehrlichkeit und Wahrheit gegen alle die Halbheit zu schwingen, deren er sich schuldig gemacht und mit der er sich auch gegen die andern versündigt hatte. Ein Bann war von ihm genommen. Ein Ruf, ein Blick hatten in ihm klar ausgestaltet, was zu erkennen er sich gesträubt, was einzugestehen er sich nicht gewagt, und Viola war die erlösende Zauberin gewesen.

Sein junger Werkmeister freilich, der flotte Bürgel, war gescheiter gewesen als er. Der hätte sein Beispiel werden können, denn er hatte die Liebe eines Mädchens rascher und besser zu würdigen verstanden. Der hatte sich kurz entschlossen das Herz angeeignet, das sich ihm zugeneigt, seine Karoline nicht lange schmachten und sich härmen lassen. Er hatte zugegriffen, ohne sich lange zu besinnen. Willibald hatte das dunkel empfunden schon an dem Tage, als Bürgel ihm seine Heiratsgeschichte erzählt, und jetzt war es hohe Zeit, das gleiche zu tun und sein unverdientes Glück zu nutzen.

Er ging beflügelten Schrittes auf das Licht zu, das ihm aus dem Schlosse winkte. Man hatte zu spielen aufgehört, fast gleichzeitig mit ihm waren die andern Männer in das Damenzimmer eingetreten.

Weder er noch Viktor hatten bisher die Gelegenheit gefunden, sich der Baronin vorzustellen und sie zu begrüßen. Die Verwirrung, welche bei Violas

Zusammenbrechen auf der Wiese geherrscht, hatte es verhindert. Willibald fand die Baronin von den Männern umgeben, welche, aus dem Spielzimmer kommend, sich nach Fräulein von Elsheims Befinden erkundigten, und Viktor zeigte dabei eine so besondere Geflissenheit, daß sie auffallen mußte. Aber die Baronin, welcher jede zur Schau getragene Nervenschwäche der Frauen und ihre Lust an kränklichem Gebaren ebenso zuwider waren als Viktors Übertreibung, mäßigte seinen Eifer.

„Die Jugend hat es doch recht gut," sagte sie. „Hätte eine von uns alten Frauen sich wie mein Fräulein Nichte ungeschickt den Fuß vertreten und, von dem ersten tüchtigen Schmerz überwältigt, einen vorübergehenden Krampf bekommen — wer kümmerte sich darum? Man ließe uns ruhig liegen, wie ich's mit meiner Nichte denn auch tue, und verschwendete nicht freigebig so viel Bedauern. Viola hat es, da man sie aufhob, forttrug und ins Bett legte, im ersten Augenblicke nicht gefühlt, daß sie nicht aufzutreten vermochte. Das hat sich jetzt erst herausgestellt, da sie aufstehen wollte, und erklärt den ganzen Anfall. Die Sache ist wirklich nicht der Rede wert."

Willibald fragte, ob man hoffen dürfe, Fräulein von Elsheim morgen wieder in der Gesellschaft zu sehen? Die Tante meinte, das könne man nicht wissen. Sollte der Arzt, den man erwarte, es nötig finden, daß sie sich liegend verhalte, so werde sie mit Dank die gütig angebotene längere Gastfreundschaft von Frau von Jarmen annehmen. Könne Viola aber den Fuß gebrauchen, so denke sie mit ihr in aller Frühe aufzubrechen, um die Hitze des Tages zu vermeiden und mit ihr nach Wyburg zurückzugehen, da eine gewisse Schonung immer zweckmäßig sein würde und sie eigentlich nur für diesen Nachmittag gekommen wären.

— Sie hatte der Nichte damit freie Hand geschafft, und es war nicht mehr davon die Rede.

Der Herr des Hauses führte die Baronin zur Tafel, die Gesellschaft blieb nach dem Abendessen noch auf der Terrasse im Freien beisammen. Die Baronin jedoch zog sich zurück, und weder Viktor noch Willibald fanden es möglich, sie noch einmal zu sprechen.

Als sie dann in die Zimmer kamen, welche man ihnen nebeneinander angewiesen hatte, war es schon spät. Sie traten auf den Altan hinaus, der die beiden Türme des Schlosses verband, es war noch immer heiß. In der Ferne blitzte es ab und zu. Willibald warf den Rock ab, löste die Halsbinde und dehnte die breite Brust im Freien. Der Freund folgte seinem Beispiel.

„Viktor," sagte Willibald danach plötzlich, „ich möchte etwas mit dir sprechen."

„Sprich, ich steh' zu Diensten, denn die Nacht ist schön, und es fängt an, vom Gebirge frischer herüberzukommen. Aber vielleicht können wir uns dazu setzen!" entgegnete er, indem er ein paar Stühle aus dem Erker herausrollte. „Und nun, was soll's? — Noch einen nachklingenden Liebesseufzer? Einen nachbebenden letzten Schmerz? Ist die Wunde noch nicht ganz vernarbt?"

Willibald ließ sich, wenn auch nicht gern, den Scherz gefallen.

„Ich versichere dich," sagte er, „es ist ein tüchtiger Schnitt ins Fleisch der Selbstzufriedenheit, sich von einem Mädchen, auf das man seinen Sinn gesetzt hat, in aller Höflichkeit versichern zu lassen: ‚Mein Bester, ich mag Sie nicht!' Man fühlt es bis ins Mark und geht davon — ich mag nicht sagen wie. Und weil ich weiß, wie's tut, so möchte ich dich davor bewahren."

„Mich?“ lachte Viktor. „Was fällt dir ein? — Glaubst du, ich wolle auch um deine undankbare Schöne werben?“

Willbald vermochte, ernst, wie es ihm ums Herz war, diesen Ton nicht aufrechtzuerhalten.

„Nicht um Elise, aber um Viola willst du werben!“ sagte er und setzte dann fest und bestimmt hinzu: „Gib das auf, sie liebt dich nicht!“

Viktor sprang empor.

„Das ist stark,“ rief er, „und würde doch erst zu beweisen sein, ehe du es ungefordert als eine Tatsache behauptest. Was soll die unverlangte Warnung?“

„Du hast ein Recht, so aufzufahren, und doch mußte ich dir's sagen. Wir waren schon einmal nahe daran, uns um Viola zu überwerfen. Laß es dazu nicht kommen, Viktor! Wir sind Freunde fast von Kindheit an, und du bist in diesem Falle im Vorteil gegen mich. Du stehst mir frei gegenüber, ich hingegen habe mich vor dir anzuklagen, das bedenke!“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Viktor. „Denn ich fasse nicht, was dich plötzlich anficht. Wessen hast du dich zu zeihen?“

„Ich bin unwahr gegen dich gewesen, weil ich, wie du es heute sehr richtig ausgesprochen hast, mich selbst aus Eigensinn betrogen habe.“

„Schlimm genug für dich, aber das hast du mit dir selber abzumachen!“ rief Viktor. „Mir beweise, was du gegen mich behauptet hast.“

Willibald zögerte, zu antworten. Er hatte sich das Bekenntnis nicht so schwer gedacht, denn er war noch niemals in der Lage gewesen, sich demütigen zu müssen, und vor dem Freunde kam es ihn noch härter an. Dazu gehörte er nicht zu den leichtlebigen Menschen, die sich mit ihren Fehlern und ihrem Unrecht abgefunden glauben, wenn sie dieselben pathetisch

eingestanden und sich ein Ansehen mit solchem Tun gegeben haben. Er fühlte ebenso lebhaft Reue als die Notwendigkeit, sich gegen Viktor zu erklären; aber er konnte von dem mit Recht gereizten Freunde kein geduldiges Gehör erwarten, und wenn er auch bereit war, sich rückhaltlos preiszugeben, so durfte er doch nicht preisgeben, was nicht sein, was Violas, nur durch die Andeutung ihrer Freundin ihm verratenes Geheimnis war. Er kam aus der peinlichen Verstrickung nicht heraus, denn während er, dessen ganzes Wesen auf offene Geradheit angelegt war, sich der Halbheit und Unwahrheit anzuschuldigen hatte, konnte er doch dem Freunde, den er von einer übeln Erfahrung zu bewahren als Ehrenpflicht erachtete, auch wieder nur die halbe Wahrheit sagen.

Rascher sprechend, um rasch darüber fortzukommen, sagte er:

„Sie traf auf das Haar zu, deine satirische Erklärung, wie ich dahin gelangt bin, mir von Elise den wohlverdienten Korb zu holen, der mich deshalb nicht weniger gedrückt hat, das glaube mir! Nur eines konntest du nicht wissen, denn ich hatte es dir verschwiegen, und das ist mein Verschulden gegen dich. Elise hatte mir ungemein gefallen — und jetzt noch glaube ich, was ich dir heute sagte, da ich sie höher schätze als je — es wäre gut mit ihr gegangen. Aber Viola hatte mir den Kopf verdreht, hatte mich bezaubert, als ich sie an ihrem Geburtstag zum ersten Male sah. Weil ich meinem Vater nicht zugeben mochte, daß er richtiger für mich gewählt als ich, weil ich nicht lieben und nicht heiraten wollte auf einen schlechtweg von meinem Vater auf mich ausgestellten Wechsel, den ich nur einzulösen hatte, versteifte ich mich in meinem Wohlgefallen an Elise und wehrte mich gewaltsam gegen den Eindruck, den Viola auf

mich machte. Weil ich mir selbst nicht traute, äußerte ich mich gegen meinen Vater mit tadelndem Worte über sie; und als du mich dann fragtest, ob ich Absichten auf sie hätte, verneinte ich es, weil ich mich auch dir gegenüber binden wollte. Jetzt weiß ich das alles, jetzt finde ich es unverantwortlich und töricht, daß ich mich zum Sklaven eines elenden Eigensinns gemacht habe, um meinen sogenannten freien Willen durchzusetzen; daß ich dir — eifersüchtig und dich beneidend — Erfolg bei Viola wünschte, um meinem Vater bequemer widerstreben zu können."

„Töricht, gewiß, und doch sehr begreiflich!" unterbrach ihn Viktor. „Aber was kümmert dieses alles mich, und was Viola, um die du dich nicht kümmerst?"

Willibald ließ sich nicht stören.

„Noch an dem Abende, da ich sie aus euerm Hause heimgeleitete, habe ich dir eifrig das Wort bei ihr geredet —"

„Das hättest du sparen können!" brauste Viktor auf. „Du hättest wissen sollen, dünkt mich, daß ich gewohnt bin, mich selber zu vertreten!"

„So tu's!" entgegnete ihm der andre, reizbar geworden durch den Zwang, den er sich antat. „Tu's! Versuche dein Glück bei ihr, aber —"

„Was soll das Aber?"

„Ich schulde dir das Bekenntnis, daß ich das gleiche tun werde, denn es ist klar in mir geworden, ich liebe Viola!"

„Erlaube mir, dich zu erinnern, daß du mir dasselbe von Elise sagtest vor nicht allzulanger Zeit. Indes die Sache ist originell und wird bei dem Vertrauen, das zwischen den beiden Damen fraglos herrscht, Viola wahrscheinlich ebenso als Elise überraschen!"

Sie waren beide in großer Aufregung, nur die alte Freundschaft hielt jeden von ihnen in den

Schranken, hinter welche ein Zurücktreten immer möglich, ein völliger Bruch vermeidlich blieb.

Viktor ging auf dem Altan hin und wieder, Willibald lehnte an der Galerie, die ihn umgab. Was Viktor ausgesprochen, das eben hatte jenen diesen ganzen Abend hindurch beschäftigt und gequält. So oft er an Viola gedacht, hatte er mit heimlichem Schrecken Elise vor sich gesehen. Was sollte sie von ihm und von der Liebe zu ihr halten, die er ihr bekannt? Wie konnte Viola an seine Liebe glauben, da er sich eben erst einer andern zum Manne angetragen hatte? Er war auf Elise und auf ihre ihm geneigte Verschwiegenheit angewiesen; und wenn er auch allen Grund hatte, derselben zu vertrauen, stand sie doch immer zwischen ihm und seiner Zukunft, und die Erinnerung an sie hemmte und trübte ihm die Aussicht in dieselbe. — Aber vorwärts und ins reine kommen mußte er, zunächst also mit Viktor.

Der war während dessen rastlos auf und ab und dabei trotz seiner Aufregung mit sich zu Rate gegangen. Er hatte keinen Freund, der ihm so nahe stand als Willibald. Er glaubte ihm auch alles auf das Wort, was seine Redlichkeit zu bekennen für notwendig gefunden hatte; aber durch selbstgemachte Erfahrungen und durch seinen Verkehr mit Frauen herzenskundiger als Willibald, sah er in dessen plötzlichem Glauben, Viola zu lieben, wie in seinem Vorsatz, um sie zu werben, nichts als einen neuen Selbstbetrug und das unerkannte Verlangen, sich durch ein schnelles Vergessen an Elise zu rächen. Es focht ihn das alles deshalb auch nicht weiter an; nur daß Willibald zu behaupten wagte, Viola sei gleichgültig gegen Viktor, daß er es mit Bestimmtheit aussprach, sie liebe ihn nicht, das war ihm das Unerträgliche.

Die Frauen hatten sich ihm meistens sehr geneigt

erwiesen, und es hatte zu seinen Vergnügungen gehört, sich des vor Willibald zu rühmen, der ihm bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere dies gern gegönnt, es nie bezweifelt hatte. Und jetzt, da Viktor ein Mädchen heiraten wollte, dessen Eigenart ihn anzog, dem er, seit er es gesehen, mit der festen Absicht gehuldigt hatte, es sich anzueignen, nun, da er den Seinen ausgesprochen, er werde ihnen binnen kurzem die junge Frau Viktor Flemming zuführen, nun sollte er, der immer Siegreiche, er, Viktor Flemming, eine Niederlage erleiden? Nimmermehr!

Es war nicht die Sorge um Violas Liebe, die ihn quälte; die Anmaßung des Freundes empörte ihn. Er konnte Viola entbehren, obschon er sie gern erobert und besessen hätte. Auch Willibald konnte er ebenfalls entbehren, wenn es sein mußte; aber er konnte weder in der Liebe, noch in der Freundschaft, noch in seiner Familie der immer bereiten Anerkennung seiner Vorzüge entraten. Er mußte scherzend sagen und sagen hören können, daß er eben Viktor und sein Name der ihm von seinem Schicksal vorausbestimmte sei. Seine Eitelkeit war die Quelle seiner guten wie seiner übeln Eigenschaften. Er hätte es von Willibald mit anständiger Großmut allenfalls nachgesehen, hätte ihm dieser Viola in rücksichtsloser Leidenschaft entführt; daß er ihm ruhigen Blutes die Warnung aussprach, von vergeblichem Bemühen um ein Mädchen abzustehen, das konnte er ihm nicht verzeihen.

Schneller als das berichtende Wort es auszudrücken vermag, hatten die Gedanken der beiden Jugendgenossen sich bewegt, und weil Willibalds Sinn der ruhigere war, war er es, der zuerst die Herrschaft über sich gewann.

„Viktor," sagte er, „ich habe dich gekränkt, aber

ich konnte nicht anders. Was kann ich tun, dich zu versöhnen?"

„Es war Viktor lieb, des ersten Wortes nach einem solchen Zwiste enthoben zu sein, denn das zweite ist weitaus das leichtere, und er nahm den Vorteil wahr.

„Ich könnte dir sagen, geh mir aus der Sonne!" gab er ihm zurück, „und es wäre das galant und schön; aber ich bin nicht zaghaft. Ich riskiere es, in den Schatten gestellt zu werden. Indes Antwort auf die Frage muß ich fordern: von wannen und seit wann ward dir der Glaube, daß meiner Liebe Mühe bei ihr verloren ist?"

„Seit dem Abende, dessen ich schon gegen dich erwähnte, und durch sie selbst zunächst. Danach, du weißt es, habe ich dich und sie nicht mehr gesehen, und habe von keinem der Elsheims ein Wort gehört nach jener Stunde, in der ich von Elise schied."

„Weiß Viola von der Wandlung, die sich in dir vollzogen hat?"

Willibald verneinte das bestimmt.

„Worauf also stützt sich deine Hoffnung, glücklicher bei ihr zu sein als ich? Denn darauf läuft es doch hinaus!"

„Auf mein Gefühl und auf die Äußerung einer dritten Person, die zu wiederholen ich nicht vermag, die falsch gedeutet zu haben ich jedoch nicht befürchte. Und nun dringe weiter nicht in mich. Ich habe mein letztes Wort gesagt."

Er zog sich in die Stube zurück, Viktor ging auf dem Altan noch immer hin und wieder. Nun er allein war, fing er zu überlegen an. Was war denn geschehen, ihn in seinem Vorhaben schwankend zu machen, seine Zuversicht zu erschüttern? Er hatte einen Nebenbuhler mehr, der zufällig sein Freund war und sich in deutscher Empfindsamkeit feierlich

kundgegeben hatte. Aber damit war ja nichts geändert. Im Gegenteil! Je mehr Feinde, je mehr Ehre! Was Willibald beobachtet, erfahren haben wollte, während er mit Elise beschäftigt war, darauf hatte man nichts zu geben, das kam nicht in Betracht neben dem Vorgang am heutigen Tage, der so auffallend, so unwiderleglich gewesen war, daß er sich der bäuerischen, schlichten Kräuterfrau in seiner Wahrheit aufgedrungen hatte. Neben dieser Wirklichkeit dünkten ihn des Freundes Annahmen phantastisch. Er übersah denselben, wie er glaubte, wieder einmal völlig. Er hatte ihm eigentlich nichts zu verzeihen. Im Gegenteil, Willibald tat ihm in seiner neuen Täuschung leid, und da er ihm leid tat, konnte er ihn wieder lieben wie vordem. Er fühlte sich sehr gern bereit, ihn, wenn es sein mußte, auch zu trösten, den braven, den treuen, den sentimentalen Freund! —

Er hatte durch Willibalds Zimmer zu gehen, um in das seine zu gelangen. Als er bei demselben eintrat, sagte er:

„Sieh hinüber! Drüben auf dem andern Flügel sind auch noch ein paar Fenster erleuchtet. Und betrügt mein Herz nicht meinen Blick, so steht eben jetzt Viola an einem derselben. Sie wird somit morgen wieder unter uns sein, und das Turnier ist eröffnet. Glaube gegen Glaube, Hoffnung gegen Hoffnung und ehrlicher Kampf! Du hast es so gewollt! Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" gab ihm Willibald zurück. Viktor reichte ihm die Hand, der andre schlug ein.

„Beim Himmel!" rief Viktor, „das Mädchen hat eine stolze Wahl!"

24

Es war seine Mittagsstunde, als der Geheimrat von dem Besuche bei Elise in sein Haus zurückkehrte. Der Diener trug die Suppe auf, der Geheimrat setzte sich sofort zu Tisch, aber er fand es zu warm im Saale. Die Vorhänge nach der Sonnenseite waren nicht heruntergelassen.

„Sie werden nachlässig, Franz!“ sagte er zu dem Diener, „und Fräulein Müller paßt auch nicht auf wie früher. Die Terrasse muß vor dem Essen ein paarmal gesprengt werden, damit Frische in den Saal kommt. Es ist dumpfig wie in einem Wirtshause. Machen Sie die Seitentüren auf!“

Der Diener gehorchte schweigend, der Geheimrat verzehrte sein Mahl, ohne weiter ein Wort zu sprechen. Franz, der seit langen Jahren im Hause war und mit dem der Geheimrat sonst immer freundlich umging, sah, daß irgend etwas vorgegangen sein mußte, was den Herrn hinnahm, und richtete sich danach.

„Keine Briefe gekommen?“ fragte der Geheimrat, als er sich vom Tisch erhob, denn vor dem Essen durfte man sie ihm nicht bringen. Der Diener sagte, es sei nichts eingegangen.

„Keine Depesche von dem jungen Herrn?“

„Nichts, Herr Geheimrat.“

„Tragen Sie den Kaffee auf die Terrasse hinaus, und daß ich morgen eine andre Luft hier finde.“

Aber auch auf der Terrasse war es dem Geheimrat nicht genehm, und daß er noch nicht erfahren hatte, wie es mit den Aufträgen des Ungarn geworden, war ihm auch nicht recht. Was hatte Willibald denn unterwegs sonst zu tun, als ihm zu schreiben? Nicht einmal Tag und Stunde hatte er angegeben,

in denen er Felsdorf verlassen, und nicht gemeldet, wie lange er in Zornow bleiben würde. Er fand es Zeit, daß Willibald nach Hause kam, nun er wußte, was ihn so lange ferngehalten hatte. Er wollte jetzt selber fort, denn nachgerade ward es ihm zu warm und zu einsam in der Stadt und in dem Hause.

Freilich, in früheren Jahren war er in manchem Sommer noch später oder gelegentlich auch gar nicht fortgekommen, aber damals hatte er die Frau gehabt, die für alle seine Bequemlichkeit gesorgt und mit der es sich gut hatte plaudern lassen, wenn man nach der täglichen Spazierfahrt abends im Kühlen hier gesessen hatte. — Jetzt saß er hier allein! Er wollte also fort! Aber was kam im Grunde bei dem Reisen für ihn heraus? — Er hatte in seinen Geschäften früher Jahr auf Jahr das halbe Europa durchkreuzt, hatte genug auf der Landstraße gelegen; und wenn er sah, wie jetzt die Diener und die Haushälterin trotz der langjährigen Schulung seiner Frau und trotz der hohen Löhne, die er ihnen zahlte, es ihm doch nicht schafften, wie er's haben wollte, verlor er alle Lust, sich am Rhein noch einen neuen Haushalt, also neue Sorge und vielleicht nur ein andres Unbehagen auf den Hals zu laden.

„Bezahlte Dienste tun's eben nicht," sagte er zu sich selber, und im nächsten Augenblicke dachte er: ‚Die Wald wird freilich auch bezahlt, aber sie ist ein gebildetes Mädchen, sie gehört zu den Menschen, mit denen sie lebt, weiß, was sie an ihnen hat, was sie bedürfen! Die Bildung tut's! Nicht bloß der gute Wille und die Schulung!'

Ein Mädchen wie die Wald hätte er im Hause haben mögen. Das Haus des Präsidenten war sehr gut gehalten, und mit ihr konnte man auch sprechen. Aber er durfte ja nicht daran denken, sie dem Freunde

fortzunehmen, und Willibalds Torheit hatte die Sache noch unmöglicher gemacht. Verargen konnte er es dem Sohne nicht, daß er eine Frau wie diese haben wollte. Sie hatte auch ihm schon lange, heute erst recht gefallen, und doch war Willibald ein Tor! Ein Tor und ohne Rücksicht auf ihn, den Vater, der sich und sein Behagen dem Wohl und Vorteil seines Sohnes unterordnete.

Anderthalb Jahre war es her, daß er eben hier im Saale und auf der Terrasse ihm die Notwendigkeit auseinandergesetzt hatte, eine Frau ins Haus zu bringen, und sie waren heute noch allein! Daß Elise hier an ihrem Platz sein würde, das mußte er zugeben. Er sah sie wieder vor sich stehen: fest, tüchtig, ernst, und dabei wie die Jugend schön.

Es würden wenige an ihrer Stelle, dachte er, einen Mann wie Willibald ausgeschlagen haben; doch lobte er's, daß sie's getan hatte. Er schätzte diese Uneigennützigkeit, er hätte sie ihr lohnen mögen. Uneigennützig war freilich auch sein Sohn, denn ohne an seinen materiellen Vorteil zu denken, hatt er dem Vater zu einer zweiten Ehe zugeredet. Es wäre vielleicht das Klügste gewesen, wenn er sich dazu entschlossen hätte! Willibald blieb in allen Fällen reich genug und war der Mann, sein Vermögen durch eigne Arbeit zu vermehren, denn er liebte die Arbeit und das Geschäft. Brav waren sie beide: Willibald und ebenso Elise, brav und verständig. Sie hatte das Richtige getan. Willibald war zu jung für sie. Bei ihrem reifen Verstande, nach ihrem erfahrungsreichen Leben mußte sie einen älteren Mann haben, einen Mann von vierzig, fünfzig Jahren! Viel älter war er selber nicht!

Er sah sich um, als ihm dies einfiel, wie wenn ein Fremder es ihm zugerufen hätte, aber er war

allein, ganz allein, und so still wie heute war es ihm im Hause seit langem nicht vorgekommen. Willibald trieb sich unruhig noch umher! War es des Vaters Schuld, daß er gefreit hatte, wo man ihn nicht geliebt?

Er fing an, recht ärgerlich auf Willibald zu werden, und gab sich dazwischen doch der Hoffnung hin, ihn und Viola mit Elisens Beistand zu verbinden. Es gab kein passenderes Paar, und das Mädchen liebte ihn!

Wenn Willibald Viola heiratete, wenn Elise dann, wie sie es zu tun wünschte, nach Felsdorf ging, dann war es an ihm, an dem Geheimrat Mannstein, ihr zu beweisen, wie er ihr verständiges Verhalten zu ehren, und daß er diejenigen auch zu versorgen wisse, die es so sehr verdienten als sie in ihrer seltenen Verständigkeit. Indes wenn er sie in Felsdorf anstellte, nahm er sie ja aus dem Hause seines Freundes fort, oder vielmehr, sie ging freiwillig aus demselben zu ihm über, weil sie sich ein eignes Heim begründen wollte. Ein Heim? Dort in der Einsamkeit und unter all dem Volk! Eine schöne, gebildete Person wie sie! —

„Das geht ja nicht, das geht nicht!“ sagte er laut zu sich selber, als der Diener, der das Kaffeegerät zu holen kam, in der Türe des Speisesaals erschien.

„Befehlen der Herr Geheimrat etwas?“ fragte Franz, der die Worte nicht verstanden hatte und einen Befehl erhalten zu haben glaubte.

Der Geheimrat fuhr bei der Frage aus seinem Sinnen auf. Seine Gedanken waren sonderbar umhergeirrt. Er hatte sie sonst mehr im Zügel. Überlegen hatte er wollen, wie er, mit Elisen vereint, das junge Paar zum rechten Ziele bringe, wie man Willibald über die Verlegenheit forthelfe, Elisen

wieder zu begegnen, und daran gerade hatte er nicht mehr gedacht.

Der Diener stand noch immer. Der Geheimrat sah zerstreut zu ihm hinüber.

„Lassen Sie anspannen, das neue Kabriolett und die Schimmel!" sagte er endlich. Er wollte in das Freie, seine Unruhe loszuwerden. Die Sache mit Willibald und mit Elise war ihm ungelegen.

Franz hatte sich entfernt, der Geheimrat ging, sich umzukleiden. Obschon es gegen den Abend war, war es noch immer heiß, und die Zimmer waren doch groß genug. Ihre öde Stille gähnte ihn förmlich an. Die Schlafstube mit den herabgelassenen Jalousien war melancholisch wie ein Grabgewölbe. Er zog die Läden heftig in die Höhe und ging in das Ankleidekabinett.

In dem lichten kleinen Raume, in seinem hellen Sommeranzug ward ihm freier. Er stand vor dem großen Psychespiegel. Neumodisch war der nicht mehr. Man hatte ihn aus dem alten Hause mit hinübergenommen, denn er war eines der ersten Luxusmöbel gewesen, die er angeschafft, und seine Frau hatte damals ein wahrhaft kindisches Vergnügen daran gehabt, sich von Kopf bis zu Fuß darin zu spiegeln. Er lächelte, als er daran dachte. Er sah sie vor sich in dem Spiegel wie an jenem Tage: rund, frisch, eine verlockende Person mit ihren fünfunddreißig Jahren — und er sah sich selbst. Alt war auch er heute noch nicht. Er konnte sich noch sehen lassen neben jedem! Er nahm das Kölnische Wasser, das ihm sonst nicht in die Hand fiel, und rieb es sich durch sein noch volles, krauses Haar. Wer freute sich jetzt daran, daß es sich noch lockte wie in jungen Jahren?

Der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren

sei, und reichte ihm den grauen Filzhut hin, den er bei solchen Fahrten aufzusetzen pflegte.

„Den schwarzen Hut und neue Handschuhe!“ befahl der Geheimrat. Er merkte es, daß er nicht genugsam auf sich achtete, seit die Frau es nicht mehr tat, aber seine fünfundfünfzig Jahre sah man ihm nicht an. Er war bei Kräften wie der Jüngste. — Was hatte er davon?

Mißmut war sonst nicht sein Fach. Heute jedoch, als er in dem neuen Wagen mit den Mecklenburgern durch die Alleen des Parkes fuhr, war er sich und alles ihm einmal zur Last. Nichts war und ging wie er es wollte, und wenn er's recht bedachte, trug Willibald die Schuld daran.

‚Hätte ich nur die Frau bei mir! Nur jemand, dem ich's sagen könnte!‘ dachte er. Er hatte sie lange nicht so sehr vermißt als heute.

Der Kutscher fragte, wohin er fahren solle.

„Geradeaus!“ gebot er. In dem Augenblick ritt ein junges Ehepaar an ihm mit frohem Gruß vorüber. Er kannte beide von Jugend auf. Sie kamen von der Hochzeitsreise und hatten die Flitterwochen bei den Eltern auf einem Landsitze am Rhein verlebt.

‚Wie gut das junge Volk es hat, wie gut es Willibald haben könnte!‘ dachte er. Hochzeitsreisen! Flitterwochen! — Was hatte er davon gewußt?

Am Sonntag hatte er sich trauen lassen, am Montag hatte er die Axt genommen, war an die Arbeit gegangen, und die Frau hatte ihm am Mittag im Deckelkorbe das erste selbstgekochte Essen auf den Platz gebracht. Vergnüglich war das auch gewesen, sehr vergnüglich! Indes es gab schöner ausgestattetes Glück! Den Tag nachher hatte man das Dach gerichtet an dem Hause, an dem er damals als Polier gebaut. Er hatte einen schönen Spruch gehalten.

Es lag ganz im Norden der Stadt. Seit Jahren war er nicht dahin gekommen. Er war neugierig, zu sehen, ob's noch stände und wie es aussähe.

Er befahl dem Kutscher umzuwenden, und nannte Haus und Straße. Sie hatten die halbe Stadt an ihrer Außenseite zu umkreisen. Es ging vieles in ihm auf und nieder, wie er durch die engen alten Straßen fuhr. Die ganze Gegend war verändert — und wie hatte sich erst sein Leben, wie hatte er sein Leben erst geändert! Aber das Haus stand noch wie vordem, nur sah es unansehnlich zwischen den neuen Bauten aus. Die Luft war drückend in der Straße. Kinder spielten vor der Tür des Hauses, Kinder der Armut, wie er eines gewesen war. Er ließ von dem Diener aus dem nächsten Laden Obst und Backwerk holen, winkte die Kleinen herbei und verteilte es unter sie. Sie staunten ihn freudig an. Niemand kannte ihn, er fuhr gerührt davon, denn auch sein Willibald hatte in seinen ersten drei Jahren noch auf der Schwelle eines geringen fremden Hauses gesessen, wie diese Kinder, und wohin hatte er sich, wohin den Sohn gebracht!

Es war siebenundzwanzig Jahre her, daß er hier gearbeitet hatte, und er fühlte sich rüstig genug, noch eine lange Reihe von Jahren zu leben, zu wirken und genießen zu können, denn sein Vater war in die Achtzig gekommen, und er hatte ihm Freude und Zufriedenheit bereiten können bis auf seinen letzten Tag. Er aber war noch in den besten Jahren, und er hatte keine große Freude. Er hatte sich nach dem Tode seiner Frau auf des Sohnes Zufriedenheit, auf dessen Glück gestellt, und damit das eigne in dessen Hand und Belieben gegeben. — Das war falsch gewesen!

Er erschrak vor diesem Fehler, er begriff nicht,

wie er dazu gekommen war, ihn zu begehen. Der Schmerz über den Verlust der Frau, das unbestimmte Gefühl, sie nicht ersetzen zu können, mußten ihm damals den klaren Blick getrübt haben. Daß sie so tief mit seinem innersten Sein verwachsen gewesen war, hatte er sich nicht klar gemacht, denn er dachte über sich nicht eben lang und häufig nach. Er hatte immer das Nächste nach der Erkenntnis des Augenblicks getan, damit war er vorwärts gekommen, und so mußte er auch weiter gehen. Der Sohn durfte des Vaters Schicksal nicht in Händen haben, am wenigsten, wenn er, Johann Christian Mannstein, der Vater war. Und wie er nun sein Auge fest auf seine und seines Sohnes Zustände richtete, kam plötzlich ihm ein Einfall, über den er sich eines heiteren Lachens mit sich selber nicht erwehren konnte. Wie in dem Schachspiel, das er liebte, oft ein schneller Überblick, ein rechter Zug, die ganze Partie auf einen andern Punkt rückt und den Sieg in die Hände des klug entscheidenden Spielers legt, so tat sich mit einem Male für ihn der Blick auf einen Weg auf, auf dem alles sich zurechtlegen und ordnen mußte, wie er's wollte, wie es sich gehörte. Er fühlte große Zufriedenheit mit sich und eine große Heiterkeit.

„Erst ich, dann er!" sagte er zu sich selbst; und den Diener anrufend, hieß er ihn zu dem Hause des Herrn Präsidenten von Elsheim fahren.

Eine Viertelstunde später hielt sein Wagen vor dem Hause. Elise, die zufällig am Fenster stand, sah den Geheimrat aussteigen, und befremdet über sein Wiederkehren noch an demselben Tage, eilte sie ihm, wie meist in solchen Fällen nichts Gutes ahnend, gleich entgegen. Eine gewisse Bewegung in seinen Mienen bestärkte sie in der Besorgnis, und er merkte ihr das an.

„Wundern Sie sich nicht, mich schon wieder hier zu sehen," sagte er. „Es ist nichts Schlimmes, was ich bringe. Es gilt die Angelegenheit, die mich heute mittag zu Ihnen führte. Haben Sie einige Minuten für mich übrig?"

Sie geleitete ihn abermals in das Zimmer, er setzte sich ruhig zu ihr.

„Lassen Sie mich gleich zur Sache kommen," hub er an, „denn sie liegt uns allen ja am Herzen. Sie, ich, mein Sohn, meine Patin, wir sind alle gleich dabei beteiligt. Wir sind alle beunruhigt, alle nicht zufrieden mit dem Zustand, wie er jetzt vor uns daliegt, er muß also geändert werden; und wo wir den Zweck wollen, müssen wir auch die Mittel wollen, obenein wenn's gute Mittel sind. Sie haben mir die Ansicht ausgesprochen," sagte er, „und ich teile sie, daß Sie hier im Elsheimschen Hause der Verbindung meines Sohnes mit Viola im Wege stehen. Sie müssen das Haus verlassen."

Elise sah ihn erschreckend an, denn diese Zumutung hatte sie nicht vorhersehen können.

„Sie kennen die Rücksicht auf Viola," entgegnete sie, „die mich nötigt, für das erste noch bei ihr zu bleiben und über sie zu wachen."

„Ich denke auch nicht daran," fiel ihr der Geheimrat ein, „Sie zum Fortgehen aus der Residenz zu überreden. Ich möchte vielmehr —"

„Aber wo soll ich denn hin?" fragte sie betroffen.

„Ich möchte, daß Sie zu mir kämen in mein Haus!" sprach er, und seinen Blick fest und freundlich auf sie gerichtet, setzte er hinzu: „Könnten Sie sich dazu nicht entschließen?"

„Das ist ja ganz unmöglich!" rief sie.

„Nichts ist unmöglich," entgegnete er fest, es kommt

nur auf das Wollen und das Wie an. — Entschließen Sie sich, meine Frau zu werden."

„Herr Geheimrat!" stieß sie hervor, und sich erhebend, fühlte sie, daß ihr die Knie wankten. Sie lehnte sich, keines weiteren Wortes mächtig, mit der Hand auf die Marmorplatte des Tisches, der ihr zur Seite stand.

Ihre Haltung rührte ihn.

„Nicht auf den kalten Stein stützen Sie sich!" sagte er sehr freundlich, „Ihre Hände sind ohnehin wie Eis. Lassen Sie sie mir, ich will sie Ihnen wärmen. Und setzen Sie sich. Ich bin zu ungestüm, bin ungeschickt gewesen, aber vertrauen Sie mir immer, Sie sollen's nicht bereuen; denn wirklich — ich bin kein schlimmer Mann, ich habe gut gelebt mit meiner Frau."

Sie hatte ihm ihre Hände doch entzogen und barg in ihnen ihr Gesicht. Ihr ganzes Leben stand wie in einem Bilde vor ihr: ihre Vereinsamung, ihre Abhängigkeit von fremdem Willen, ihre ungewisse Zukunft, alles, was sie bekümmert und ihr oft genug das Herz beschwert, den Schlaf geraubt; und das alles wollte er von ihr nehmen.

Aber wie hilflos mußte er sie glauben, wie willenlos und unselbständig, daß er meinte, sie, gleichwie die biblischen Könige die Magd vom Felde, die ihren Augen wohlgefiel, eben nur rufen zu dürfen in sein Haus und zu ihm als sein Ehegemahl? — Ihm zu dienen, dem edeln, klugen, guten Manne, der in seiner stolzen Stattlichkeit so freundlich vor ihr stand, hätte sie sich von Herzen bereit gefühlt. Warum also zauderte sie, das Glück, das große Glück, das er ihr bot, aus seiner Hand dankbar zu empfangen? Ein festes Heim, eine feste Stütze an eines solchen Mannes sicherer Hand. War das ein falscher Stolz? War's Unbegreiflichkeit des Glücks?

Er störte sie nicht gleich, denn er war selbst bewegt, aber er ward bald Herr darüber.

„Es will alles gelernt sein," sagte er, da er bemerkte, daß sie ihr Haupt erhob, „alles, auch wie man um ihresgleichen werben muß. Ich fühle, ich hab's verfehlt. Verzeihen Sie! Und Sie sind ja Lehrerin, Fräulein Elise, nehmen Sie mich in die Schule. Ich will gelehrig sein, wenn Sie Geduld haben mit meinem etwas harten Kopfe und mit meiner Ungeduld!"

„Lieber Herr Geheimrat!" sagte sie kaum hörbar, während seine freundlich scherzende Treuherzigkeit ein Lächeln auf ihre Lippen lockte.

„Bravo!" rief er. „Dies Lächeln ist wie eine handgroß blauen Himmels zwischen dunkelm Gewölk. Danach wird's hell, und wo nur erst ein Lächeln ist, da ist auch Hoffnung. Und nun kommen Sie und lassen Sie's uns schlicht und praktisch überlegen. Kommen Sie!" Er hielt ihre Hände in den seinen fest. „Denn," scherzte er, „ich lasse Sie nun nicht mehr los, mein Kind! Die Sache ist so einfach, so vernünftig! Sie ersehnen sich ein Heim und einen festen Wirkungskreis. Die biete ich Ihnen und einen verläßlichen, gesunden Mann dazu. Ich wünsche mir eine Frau, denn auf Willibalds Entschluß, uns eine Frau ins Haus zu bringen, mag ich nicht länger warten, und ich muß das an ihm rühmen, er selber hat mir schon vor Jahren zu einer zweiten Ehe zugeredet. Eine bessere Frau aber als die, welche er für sich selbst begehrt hat, kann er mir doch nicht wünschen. Sind Sie meine Braut, sind Sie als Frau in meinem Hause, so werden Sie das natürliche Bindemittel zwischen Ihrer Pflegetochter und dem Stiefsohn. Von meines Herrn Sohnes wärmerer Neigung zu Ihnen aber ist nichts mehr zu befürchten, denn diese haben Sie, wofür ich Ihnen

danke, gründlich abgekühlt. — Und nun? Sind wir nun einig?" fragte er.

Sie schwieg aufs neue. Es was alles zu gewaltsam über sie gekommen. Was er in dem Erwägen dieses Nachmittags in sich gereift, das sollte sie im Augenblick entscheiden! Richtig war das alles, richtig und ein Glück! Denn sie schätzte diesen Mann und sie vertraute ihm. Aber wie frische Blüten, die ein heißer Wind in hellem Frühlingslicht umhertreibt, so wirbelten die Gedanken in ihr durcheinander, daß sie sie nicht festzuhalten, sich nicht zu sammeln vermochte.

„Sie besinnen sich!" rief der Geheimrat mit der Ungeduld, deren er sich geziehen. „Sie wollen es überlegen! Verdenken tue ich's Ihnen nicht. Aber das eine beantworten Sie mir immer. Mögen Sie mich leiden, Fräulein Elise? Glauben Sie, daß man mit mir leben kann?"

„Müssen Sie mich das erst fragen, Herr Geheimrat?"

„Nun dann besinnen Sie sich auch nicht länger! Dann vorwärts, lieber Schatz! Dem Sohne haben Sie hier an der Stelle einen Korb gegeben. Geben Sie dem Vater mit Zuversicht die Hand, das Herz wird folgen. Das verdiene ich mir!"

Er nahm sie in den Arm, küßte sie auf Stirn und Mund und drückte sie fest und zärtlich an die Brust. Es war ihr alles wie in einem Traume, aber wie in einem glücklichen und schönen.

„Gott sei Dank!" lachte er, und die Stimme hatte den vollen, frohen Klang der Mannesjugend. „Jetzt werde ich doch wieder wissen, wozu ich lebe und für wen. Jetzt werde ich's doch wieder aushalten können in dem großen Haus und in den Stuben, die mir bislang wüst und leer gewesen sind, wie die Erde an dem ersten Tage. — Und nun soll Monsieur Willibald,

wenn er heimkehrt, mir allein das Haus bewachen, denn wir, Elise, wir gehen ihm davon."

„Sie wollen verreisen?" fragte sie.

„Wir heiraten noch in diesem Monat!" sagte er.

„Aber der Präsident! Viola!" wendete sie ein.

„Das ist meine Sache, Kind! Wir heiraten in vierzehn Tagen und machen eine Hochzeitsreise, wohin Sie wollen, und" — er nahm sie wieder an sich — „schöne Flitterwochen wollen wir am Rhein verleben in dem neuen Hause, gerade so wie die jungen Kramers, die eben an mir vorbeigeritten sind. Denn ich bin auch noch jung, Elise, und was mir etwa fehlt an Jugend oder sonst, das wird mein schönes, junges Weib mir borgen."

„Wie gern, wie herzlich gern!" sagte sie, während seine Arme sie aufs neue umfingen und sein Kuß sie fühlen machte, wie warm sein Herz noch schlug.

„Nun aber," rief er, indem er sie freigab, „nun ein Telegramm an meinen Willibald nach Felsdorf. Der Junge soll sich wundern über seinen Herrn Vater, über uns! Wundern und, ich denke, freuen!"

Wer aber den Geheimrat kannte, der mußte auf seiner Stirne wie auf seinen Lippen und in seinem Tone den Triumph erkennen, dessen er still in sich genoß. Er, der Fünfziger, hatte es über den jungen Mann davongetragen, der schlichte Zimmergeselle über den gelehrten Sohn! — Darin genoß er sich und seine Kraft; und dies Glück, das dankte er Elisen, seiner schönen Braut! —

25

Viktors Auge hatte ihn nicht getäuscht, es war Viola gewesen, die er von der Altane aus an dem erleuchteten Fenster des andern Flügels hatte stehen sehen.

Es war nicht mehr viel Redens gewesen zwischen ihr und der Baronin, als diese aus den Gesellschaftszimmern zu ihr zurückgekommen war. Viola hatte sich erkundigt, ob Willibald gewußt, daß sie in Zornow wären, die Tante hatte geantwortet, er habe es, wie er ihr gesagt, erst auf der Station durch seinen Freund erfahren.

Das Dazwischenkommen des herbeigerufenen Arztes hatte das Gespräch unterbrochen. Die Tante und Viola hatten vor ihm und vor Frau von Jarmen eine der kleinen Komödien aufgeführt, wie der Anlaß sie verlangte; und der erfahrene Praktiker, der sich überzeugte, daß Viola völlig wohl, daß von einer Vertretung des Fußes keine Spur vorhanden war, sondern daß irgend etwas andres vorlag, was man ihm verschwieg, war Weltmann und gefällig genug, sich den Umständen anzupassen. Er sah, daß Frau von Jarmen die Gäste zu behalten wünschte, daß die Tante sich der Nichte fügen wollte, daß diese nur vom Fortgehen sprach, um dringend zum Bleiben überredet zu werden. Sein Ausspruch, daß man nicht abreisen dürfe, stellte also jedermann zufrieden, seine diätetischen Verordnungen belästigten Viola nicht. Wenn sie gut geschlafen habe, dürfe sie nach einiger Schonung wieder frei über sich verfügen, sagte er, und als er sich danach empfahl, dankte die angebliche Kranke ihm aufrichtig und herzlich für den Beistand und die Hilfe, die er ihr gewährt hatte; denn nun war sie beruhigt.

Sie hatte das ihrige getan, dem mädchenhaften Stolze zu genügen. Sie hatte gehen wollen, so schwer ihr's ward. Mehr konnte sie selbst und niemand von ihr fordern. Es war ja nicht ihre Schuld, daß ihre Leidenschaft sie überwältigt hatte, daß des Arztes Weisung sie zu bleiben zwang. Und es war auch nicht ihre Schuld, daß sie glauben wollte, was sie doch nicht

glaubte, daß sie gern gegangen wäre und nur mit Widerstreben blieb.

Sie sollte schlafen und wollte es auch, aber sie konnte es nicht. Die Frage, ob er ihren Freudenruf vernommen habe und was er von ihr denken müsse, ließ ihr keine Ruhe. Wo würde sie ihn morgen treffen? Wie sollte sie ihm entgegentreten? Wie würde er sie begrüßen? Ihr Herz machte sie zum Dichter, ihre Phantasie war unerschöpflich in dem Hervorzaubern aller Möglichkeiten. Sie sah ihn in der Gesellschaft ihr begegnen, sie traf ihn einsam in dem Garten. Blick und Wort, Rede und Gegenrede stellte sie sich vor, und endlich blieb sie an der Frage haften, ob das Wetter morgen sie begünstigen, ob man werde im Freien weilen können, oder ob das Gewitter heraufkommen werde, dessen fernes Blitzen schon seit Stunden währte. Denn eingebannt in die Zimmer, hatte sie den Ersehnten nicht für sich allein. Sie erhob sich trotz des ärztlichen Verbotes, um nach dem Wolkenzuge auszuspähen, und als sie deshalb an das Fenster getreten war, hatte Viktor sie erkannt.

Aber nicht sie allein floh der gesunde Schlaf der Jugend in dieser Nacht, auch Willibald konnte ihn nicht finden und Viktor nicht. Liebe und Freundschaft standen für den ersteren auf dem Spiele; für den letzteren sein und der andern Glaube an ihn selbst. Viktor ward endlich gegen den Morgen hin von seiner Müdigkeit überwältigt, Willibald, den eine Nachtwache nicht anfocht, erhob sich von dem heißen Lager und öffnete das Fenster. Er mußte wissen, ob man drüben bei der Baronin sich zum Aufbruch rüstete, ob Viola fortging oder blieb.

Die Vorhänge waren niedergelassen, nichts regte sich in dem ganzen Schlosse. Die Uhr hatte von dem Kirchturm eben fünf geschlagen, die Sonne ging auf.

Im Amthof, in den man von dem Seitenfenster in Willibalds Zimmer hineinsah, öffnete der Schäfer die Türe des großen Stalles und führte die Herde der Edelschafe, für welche die Nächte nicht mehr warm genug in dieser Gegend waren, in das Freie hinaus. Der heiße Dampf stieg von den sich drängenden Tieren in die Luft empor. Stallknechte und Mägde wurden an den Brunnen sichtbar. Der Hahn kam zum Vorschein, die Tauben flogen aus, da man den Schlag niedergelassen hatte. Allmählich regte es sich überall im Hofe. Willibald horchte, ob es im Schloß noch nicht lebendig werde und man die Türen noch nicht aufschloß, denn er sehnte sich, auch hinauszukommen.

Da hörte er Schritte auf der Wendeltreppe, die zu seinem Zimmer führte. Man klopfte, er rief: „Herein!" Der Diener meldete einen Boten von der Station, der ein Telegramm auszuhändigen habe.

„Nicht in der Nacht abzuliefern!" war darauf bemerkt. Es war aus Felsdorf abgesendet. Ahnungslos, was es ihm bringen könne und doch beunruhigt, eröffnete er es. Es kam von seinem Vater, war nach Felsdorf gerichtet und von ihm übermacht worden.

„Glück auf uns allen," lautete es. „Du bist mir zu langsam. Ich mochte länger nicht allein sein. Ich heirate, da du's nicht tust. Meine teure Braut, Elise Wald, grüßt dich mit mir. Wir wünschen deine baldige Rückkehr. Ich bin voll Freude und gewiß, daß du sie mit uns teilst! Tue mir's bald nach!"

Willibald traute seinen Augen nicht. Er las die Worte wieder und noch einmal. Was geschehen war, verstand er; wie es geschehen, so plötzlich hatte geschehen können, das war ihm ein Rätsel. Indes seines Vaters Zufriedenheit und Freude drangen aus den toten Lettern in sein Herz — und er war frei! Elise stand nicht mehr zwischen ihm und der Geliebten.

Leichter Wandelbarkeit durfte sie ihn nicht mehr zeihen. Er war frei!

Der Postbote wartete auf die Bescheinigung. Willibald gab ihm reichen Botenlohn und seine Rückantwort.

„Glück auf uns allen!" wiederholte er nach des Vaters Beispiel. „Heil und alle Freude dir und ihr! In zwei Tagen bin ich bei dir, teurer Vater!"

Der Bote entfernte sich. Mit der Depesche in der Hand eilte Willibald nach seines Freundes Zimmer hin und blieb mit einem Male auf halbem Wege stehen.

Der Gedanke, der in ihm aufstieg, verwirrte und erschreckte ihn. Blind mit sehenden Augen hatte Elise ihn genannt, als er ihre Hand gefordert, von einem unheilvollen Irrtum hatte sie gesprochen; sie hatte ihr Altersein so scharf gegen ihn hervorgehoben, hatte erklärt, daß sie für eine Liebe, wie er sie begehren müsse, nicht mehr gemacht sei! — Hatte sie damals seines Vaters Neigung schon gekannt, geteilt? Hatte sie ihn blind mit sehenden Augen genannt, weil er dies Verhältnis nicht bemerkt? — Und war er am Ende jetzt in den noch unheilvolleren Irrtum verfallen, auf sich und auf Viola zu deuten, was sich auf Elise und auf seinen Vater bezogen haben konnte?

Sein grübelnder Verstand hielt es für möglich, aber sein Herz lehnte sich gegen jeden Zweifel auf; nur sprechen mochte er nicht über die Verlobung seines Vaters, am wenigsten zu Viktor. Ehe es nicht entschieden war zwischen ihnen und Viola, gingen sie einander besser aus dem Wege.

Ein ganz veränderter Horizont tat sich vor ihm auf. Er hatte jetzt nicht mehr für seines Vaters häusliche Zufriedenheit zu sorgen, er konnte mit der Frau, die sein Vater klug für ihn erwählt, frei, wie sie es sich ersehnt, hinfliegen durch die Welt nach Herzenslust. Seine ganze Seele war ein Jubel, eine Freude.

Er warf sich rasch in die Kleider und eilte in den Park hinaus. Im Schlosse fing die Dienerschaft sich zu zeigen an. Ein junges Mädchen huschte an ihm vorüber, er meinte, als es den Kopf wendete, es schon gesehen zu haben. Es kam aus dem entgegengesetzten Flügel. Es war die Kammerjungfer der Baronin, die Damen waren also vielleicht schon wach und aufgestanden, doch wagte er nicht, danach zu fragen.

Der Morgen war von wundervoller Frische. Hoch und höher stieg hinter den Bäumen das dunkle Rot empor, das den Tag hinaufführt. Der Tau lag reichlich ausgebreitet auf dem Rasen, schimmerte in den Kelchen der Blumen und tropfte von den Zweigen der Bäume nieder, wo der Wind sie hob und senkte, in dem Neigen und Beugen, das Viola ihnen so zauberisch abgelauscht hatte. Heute hätte er die Flügel haben mögen, die sie sich als Kind ersehnt, und fast kam es ihm vor, als bedürfe er ihrer nicht. Der Glaube an sie, die Hoffnung, sie wiederzusehen, seine Liebe zu ihr liehen ihm ihre Schwingen. Er fühlte sich wie im Himmel und verlangte, sie mit sich emporzutragen.

Ehe er es wußte, hatte er den Garten durchschritten und stand wieder auf dem Wiesenplane, auf dem er gestern sie erblickt. Aus dem Gehege schaute, neugierig und vorsichtig spähend, ein kluges Reh hervor. Ein ganzes Rudel Damwild trat an der andern Ecke heraus, es wollte zur Tränke an der Quelle, die man um des Wildstands willen hierher geleitet. Er mochte es nicht stören, nicht verscheuchen. Mensch und Tier, Blatt und Blume hätte er was zuliebe tun mögen. Die Welt dünkte ihn ein Paradies, und hell aus seinem eignen Glückesahnen leuchtete ihm die freudige Zuversicht hervor, daß sein Vater so trefflichen Ersatz gefunden für die arme gute Mutter.

Er erinnerte sich des ersten Gespräches, das der

Vater mit ihm über die Notwendigkeit gehabt, wieder eine Frau in das Haus zu bringen, und der Bedenken und Wünsche, die der Geheimrat geäußert, als Willibald ihm den Vorschlag getan hatte, der Vater möge selber zu einer zweiten Ehe schreiten. Keines der Bedenken, alle seine Wünsche trafen bei Elise zu. Sie war die Frau, die der Geheimrat für sich in seinen jetzigen Verhältnissen bedurfte. Er konnte sich, wie er es wünschte, mit dieser neuen Geheimrätin Mannstein sehen lassen, mit Willibalds schöner Stiefmutter.

Er schüttelte lächelnd den Kopf. ‚Wäre der Vater nur gleich so klug gewesen,' dachte er; und er war jetzt selber so klug, als der Geheimrat es gewesen, da er ihm von der Ehe mit Elise abgeredet, ihm Viola zugedacht hatte, die zu lieben er sich so gesträubt hatte, die sein Ideal geworden war, seit er glauben durfte, von ihr geliebt zu werden.

Als er in den Garten zurückkam, stand sie vor ihm.

„Ach," rief er, „dieser himmlische Morgen und dazu — Sie!"

Er war schnell auf sie zugegangen, sie blickte ihm scheu und schüchtern in das Auge, unsicher, ob sie bleiben oder fliehen solle.

Da kam das Gefühl der zärtlichen Sorge über ihn, das sichere Zeichen der Liebe in des Mannes Brust.

„Sie sind bleich," sagte er ängstlich. „Es ist noch kühl und Sie sind leicht gekleidet. Sind Sie denn wieder wohl?"

Daß er sie unwillkürlich an den gestrigen Vorfall mahnte, erhöhte ihre Bewegung.

„In den Zimmern war's so heiß, das trieb mich hinaus," sprach sie, „ich konnte doch nicht schlafen."

„Und auch ich nicht!" fiel er ihr lebhaft ein. „Denn — ach! was soll ich's denn verhehlen, ich dachte die ganze lange Nacht an Sie!"

„An mich?“ rief sie, und das aufflammende Licht des Himmels glänzte von ihrem Antlitz wieder und strahlte zurück aus ihren Augen. „An mich?“ wiederholte sie in bebender Freude.

„An wen denn sonst als an dich, mein Morgenstern!“ rief er, und sie lagen Brust an Brust, die beiden schönen Menschen, und die Lerchen, die sich emporschwangen in die Luft, jubelten nicht heller dem jungen Tag entgegen, als ihre beiden liebestrunkenen Herzen dem neuen Leben, das sich vor ihnen auftat.

Mitten in dem süßen Gekose der Liebe fing Viola fröhlich zu lachen an.

„Und nun wird meine alte Elise mir's doch endlich glauben müssen,“ scherzte sie, „daß du mich liebst und mich geliebt hast wie ich dich, gleich von Anfang an.“

Willibald wurde rot, und statt der Antwort ihr das Telegramm hinhaltend, sprach er:

„Elise? — Aber das ist ja das Allerbeste! Elise ist seit gestern meines Vaters Braut und,“ setzte er in dem Übermute seines Glücks hinzu, „in ein paar Wochen kannst du den Brautkranz für deine Schwiegermutter flechten. Lies es, lies es selbst!“

Sie tat, wie er sie geheißen, lachte und schien doch erschreckt.

„Was hast du?“ fragte er verwundert. „Freut dich's nicht wie mich?“

„Sehr! Für Elise und für deinen Vater auch, sie sind ja beide so sehr gut. Aber mein armer Vater bleibt allein, wenn ich fortgehe und Elise auch!“ Ihre Augen füllten sich mit Tränen, er küßte sie ihr fort; und zuversichtlich wie die Jugend und das Glück, rief er:

„Die Tante ist ja da! Sie hilft uns aus der Not!“

Viola schüttelte verneinend das Haupt.

„Aus dieser hilft sie nicht,“ versetzte sie, und das

erste sorgende, gemeinsame Überlegen und Beraten ward den jungen Liebenden zu einem neuen Glück.

Langsam, um die Augenblicke recht auszunutzen, gingen sie nach dem Schloß zurück. Viola hatte die Tante zu benachrichtigen und Willibald den Freund.

26

Im Schlosse war die Gesellschaft schon im Gange, als die Verlobten es erreichten. Viola hatte verlangt, daß Willibald nicht mit ihr zusammen in das Schloß zurückkehren, sondern sie vorgehen lassen solle, um kein Aufsehen zu erregen, ehe sie die Tante gesprochen haben würden.

Aus den verschiedenen Zimmern begaben die Gäste sich in den Speisesaal; Viktor kam eben in gewähltestem Morgenanzuge von der Seitentreppe in die große Halle hinunter, als Viola in dieselbe eintrat, und gewohnt, immer nur scherzend mit ihm zu verkehren, rief sie, da sie seiner ansichtig wurde, ihm in ihres Herzens Fröhlichkeit heiter entgegen:

„Willkommen auf dem Lande! Ganz Paris hat man vor sich, wenn man Sie erblickt!"

Er eilte voller Freude herbei, ihr die Hand zu küssen, von ihrem Empfang geschmeichelt.

„So können Sie wieder gehen und sind wieder wohl? Ihr Anfall hatte mich gestern außer mir gebracht!"

„Ob ich wohl bin? Sie sehen's ja!" Und nicht imstande, es zu verschweigen, setzte sie hinzu: „Glückselig bin ich! Denn Ihnen, der Sie sein Freund sind und es nicht gleich verraten werden, kann ich es ja sagen, wir haben uns verlobt — Willibald und ich!"

Es zuckte heftig durch sein feines Gesicht, seine Lippen preßten sich zusammen, indes das währte nur

einen Augenblick, und mit dem Lächeln, das er sich zur Gewohnheit gemacht hatte, weil es ihm sehr wohl stand, fragte er:

„Und wann und wie ist das geschehen?"

„Ach," sagte sie, „Sie haben es ja gehört, als ich ihn gestern in meiner Freude anrief, und gesehen, wie ich dann vor Scham nicht weiter konnte. Das ließ mich nicht schlafen, und wie ich in der Frühe in den Garten kam, da war er auch im Garten, und —"

„Ich habe den Glücklicheren zu beneiden!" ergänzte er, ihr die Hand küssend, als Willibald dazutrat. „Ich wünsche Glück!"

„So weißt du's schon, Fräulein von Elsheim hat es dir gesagt, daß mein Vater sich mit Fräulein Wald verheiratet?"

„Welch ein Vater! Selbst den Schatten der Reue erspart er seinem Sohne!" rief Viktor, der seine Fassung meisterlich behauptete. „Nein, das wußte ich nicht; aber ich gratuliere dir doppelt zu der schönen Mutter und der schöneren Frau."

„Und mir gratulieren Sie nicht?" fragte Viola.

„Gewiß, wenn Sie den Unbeständigen festzuhalten wissen!" schaltete er ein. Viola beachtete es nicht, Willibald aber hatte es empfunden.

„Gönne mir mein Glück!" sagte er, und sie schüttelten einander die Hände.

Eine Stunde später war die Nachricht im Schlosse allgemein verbreitet. Der Bote, der den beiden Vätern die Telegramme zu befördern hatte, war zur Station geritten, Willibald rüstete sich zur Abreise nach der Residenz, die Baronin hatte eingewilligt, daß er sie und die Nichte bis nach ihrem Gute begleitete, von dem aus er am Abende sich zu seinem Vater begeben wollte.

Das heitere Zwischenspiel hatte die Schloßgesell-

schaft angenehm erregt. Die Frauen alle hatten ihre Freude an der Liebesheirat. Es war von Liebe, von Romantik unter ihnen viel die Rede. Viktor aber äußerte gegen die Männer, diese deutsche Art von Liebe, bei der die jungen Mädchen ad libitum über sich verfügten, sei nicht sein Geschmack. Heirate er einmal, so werde er sich auf gut französisch in der Familie, nach verständiger Erwägung, in Zucht und Ehrbarkeit verloben, und nicht so à la dérobée und unterwegs! In solchen Dingen sei er eben ein Pedant, und ganz und gar Franzose — den Kaiser und das Reich in Ehren.

*

Drei Wochen später schaltete der Geheimrat mit seiner jungen Frau in seinem neuen Besitztum an dem grünen Rhein. „Villa Elise" war über dem Portal des freundlichen Hauses in goldenen Lettern zu lesen.

In dem folgenden Frühjahr verlebten Willibald und Viola dort die ersten Tage ihrer Ehe, bevor sie zu der Reise aufbrachen, die sie weiter hin gen Süden führen sollte.

Die Baronin lebte einsam in ihrem Schlosse. Sie hatte sich nicht überreden lassen, dauernd in dem Hause ihres Schwagers zu verweilen, so dringend Viola und Elise sie darum gebeten hatten und so sehr der Präsident es wünschte.

„Der Mensch kann sich nicht ablösen von seiner Vergangenheit und von seinen Erinnerungen!" sagte sie zu den beiden jungen Frauen mit einer Festigkeit, die keine weitere Bitte zuließ. „Man hat mich einst zur Einsamkeit verdammt, sie ist mein Teil geworden und sie bleibt es, auch wenn ich für kurze Zeit aus ihr heraustrete, Hand anzulegen, wo mir's nötig scheint, oder mich zu erfrischen, um in erneuter Kraft mit mir selber auszukommen. Als ich einst mitzuspielen be-

gehrte unter den Glücklichen im Leben, habe ich mich zum Zuschauer fremden Glückes machen müssen, und der bleibe ich in freier Einsamkeit. Zum Lückenbüßer bin in nicht gemacht. Dazu sind weichere, schönere Seelen nötig. Das ist Fräulein von Rhodes Weise und Beruf, wendet euch an sie! — Ihr aber tut, was eures Amtes ist, ihr seid Auserwählte! Macht eure Männer glücklich, denn sie sind es wert, der Vater wie der Sohn."

Zwei Seelen

Roman von

Rudolph Lindau

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
Oh, lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.

1

Es war im Jahre 1869, in Paris, an einem trüben Herbsttage, um fünf Uhr nachmittags. Die graue Luft war weich, und in den Champs Elisées fehlte es nicht an Spaziergängern und an solchen, die im offenen Wagen dem Boulogner Hölzchen zueilten, um dort die beliebte Rundfahrt „um die Seen" zu machen; nur die leeren Bänke und Stühle auf beiden Seiten der schönen Straße zeigten, daß bei der vorgerückten Jahreszeit der ruhende Aufenthalt im Freien aufgehört hatte, etwas Angenehmes und Zuträgliches zu sein. Mehrere der Dahinwandelnden musterten deshalb auch mit einer gewissen Aufmerksamkeit einen jungen Mann in verschossenem Reiseanzuge, der sich auf einem Stuhl hart am Fahrwege niedergelassen hatte und mit einem Ausdruck großer Gelassenheit auf dem sonnenverbrannten, kühn gezeichneten Gesichte freundlich und teilnahmslos zugleich um sich blickte. Er mochte acht- oder neunundzwanzig Jahre alt sein, sah stark und gesund aus und war von mittlerer Größe, schlank und wohlgebaut. Der lange, rötlichblonde Schnurrbart und die klaren, grauen, scharfblickenden Augen gaben ihm das Aussehen eines Jägers; auch hätte man ihn wohl für einen Kavallerieoffizier halten können. Jedenfalls war er unverfälschter, guter nordischer Abstammung. — Er hatte sich zurückgelehnt,

den linken Arm über die Lehne des Stuhles geschlagen, auf dem er saß, und die Füße, die in starken Schnürstiefeln staken, weit von sich gestreckt. Aber die Nachlässigkeit seiner Haltung ging nicht so weit, daß sie Tadel herausgefordert hätte. Die Vorübergehenden sagten sich: „Da sitzt einer, der es sich bequem macht, ein Fremder, der sich müde gelaufen haben wird, um unser schönes Paris zu bewundern," und von den Frauen und Mädchen drehte sich manche noch einmal nach ihm um. Aber das bemerkte er nicht.

Nach geraumer Weile stand er schnell auf, um einem Wagen nachzublicken, der soeben an ihm vorübergefahren war und in dem drei Personen saßen: eine ältere Dame und zwei hübsche, blonde, junge Mädchen. Die jüngere von den beiden, die auf dem Rücksitz saß, hatte die schnelle Bewegung des Fremden bemerkt, und ihre Augen, die einen traurigen, klagenden Blick hatten, begegneten den seinen. Aber der Wagen fuhr schnell, und die beiden jungen Leute hatten sich bald aus dem Gesicht verloren; darauf schaute der junge Mann wohl eine Minute lang nachdenklich vor sich hin. In demselben Augenblick fuhr eine offene Kalesche, in der eine einzelne Dame saß, ganz dicht an ihm vorüber.

Die Dame trug einen jener dunkeln, dichten Schleier, die während kurzer Zeit von den vornehmen Pariserinnen angelegt wurden, als eine stumme Verwahrung gegen die Dreistigkeit, mit der damals die berüchtigsten Schönen der Halbwelt so viel wie möglich von ihren Reizen im Theater und auch auf der öffentlichen Promenade zur Schau zu tragen pflegten. Ihre Gesichtszüge waren in dem Augenblick deshalb auch nicht zu erkennen; doch wurde sie von vorübergehenden „Kennern" bemerkt. Sie war mit tadelloser, vornehmer Eleganz gekleidet; auch ihr Fuhrwerk

— der feiste Kutscher und der steif dasitzende Lakai und die schweren braunen Pferde mit inbegriffen — war im besten großen Stil gehalten.

Als sie an dem Fremden vorüberfuhr, machte sie eine kurze, schnelle Bewegung; dann hob sie den Schleier, beugte sich aus dem Wagen und blickte unverwandt nach dem noch immer sinnend Dastehenden — und erst als die Entfernung zwischen den beiden so groß geworden war, daß sie seine Züge nicht mehr deutlich unterscheiden konnte, lehnte sie sich langsam wieder auf den breiten, niedrigen Sitz der Kalesche zurück. Aber sie vergaß, den Schleier wieder herabzuziehen. Zwei junge Männer, an denen sie vorüberfuhr, blieben stehen, um sie zu betrachten und ihr nachzublicken.

„Du siehst," sagte der eine, „es verlohnt sich um diese Stunde beinahe immer der Mühe, hier spazierenzugehen. — Kann man etwas Schöneres sehen als die Marquise?"

„Ja, sie ist wunderbar schön!" antwortete der andre, und damit setzten die beiden ihre Promenade fort.

Sie war noch jung, sie konnte noch nicht dreißig Jahre alt sein, aber die großen dunkeln, halbgeschlossenen Augen blickten müde und klug wie die einer weit älteren Person, wie Augen, die vieles sehen und verstehen und sich für nichts interessieren; und der edel geformte Mund mit den schmalen Lippen war fest und streng geschlossen. Sie trug das schwarze, schlichte Haar einfach gescheitelt, wie es sich ungestraft nur Frauen erlauben dürfen, deren Kopfform eine vollendet schöne ist.

Bevor die Kalesche am Rond Point angelangt war, befahl die Dame, zu halten.

„Der Wagen kann mir folgen," sagte sie.

Sie stieg langsam aus, nachdem sie den Schleier wieder über ihr Gesicht gezogen hatte, und schritt, den Kopf etwas zurückgeworfen, ohne die Vorübergehenden eines Blickes zu würdigen, mit eigentümlicher Feierlichkeit in der Haltung und im Gange, die Champs Elysées hinauf. Nach einigen Minuten erblickte sie in geringer Entfernung vor sich den jungen Fremden, der ihre Aufmerksamkeit vorher gefesselt hatte. Er ging auf der äußersten Seite des Bürgersteigs, und sein Gesicht war dem Fahrwege halb zugewandt, so daß die Dame unmittelbar vor ihm stand, ehe er sie bemerkte.

„Wie geht es Ihnen, Herr Günther?" fragte sie leise und ruhig.

Er wandte sich schnell zu ihr und stand mehrere Sekunden stumm und bewegungslos. Dann trat er einen Schritt zurück, sein wettergebräuntes Gesicht wurde noch um einen Schatten dunkler, und er sagte verlegen: „Gnädige Frau!"

Seine Augen hefteten sich auf ihr Gesicht; sie schien sich an seiner Verwirrung zu weiden, dann hob sie den Schleier und blickte ihn zutraulich und milde an.

Er nickte langsam mit dem Kopf und sagte leise: „Ja . . . ja . . ."

„Was ‚Ja . . . ja?'" fragte sie lächelnd; aber er antwortete nicht und wiederholte nur, diesmal mit einem kaum vernehmbaren Seufzer:

„Ja . . . ja . . ."

„Seit wann sind Sie hier?" fragte sie.

„Seit wenigen Stunden!"

„Wo kommen Sie her?"

Da schwand seine Befangenheit, und er sagte, mit einem freundlichen Lächeln die Champs Elysées hinunterdeutend:

„Von dort ... Weit von hier ... Aus Amerika!"

„Sie bleiben jetzt wieder hier?"

„Nein! Ich gedenke, in den nächsten Tagen nach Deutschland zurückzukehren."

„Aber ich werde Sie doch vorher sehen?"

Er zauderte eine Sekunde und sagte dann verlegen und ohne Freudigkeit:

„Wenn Sie es gestatten, gnädige Frau!"

Sie hatte sein Zögern bemerkt, und es schien sie zu verletzen. Sie schwieg eine kleine Weile, dann blickte sie ihn wehmütig an.

„Ich möchte gern hören, wie es Ihnen gegangen ist — wie es Ihnen geht," sagte sie endlich; „bitte, besuchen Sie mich! Ich bleibe heute abend zu Hause — heute abend ... und auch morgen!" setzte sie hinzu. „Auf Wiedersehen! Versprechen Sie mir: Auf Wiedersehen!"

Er verbeugte sich stumm.

„Nein, versprechen Sie mir, daß Sie mich aufsuchen werden!" fuhr sie fort.

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau!"

„Das ist kein Versprechen," unterbrach sie. „Versprechen Sie mir, zu kommen, heute oder morgen!"

„Ich werde mir die Ehre geben, Ihnen heute abend meine Aufwartung zu machen," sagte er verlegen.

„In dem alten Hause! Sie haben es doch nicht vergessen?"

„Nein, ich habe es nicht vergessen," erwiderte er nachdenklich.

Die Kalesche hatte hinter dem sprechenden Paare haltgemacht und fuhr jetzt dicht an das Trottoir heran. Er reichte ihr die Hand, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Sie stützte sich leicht darauf und nahm im Wagen Platz; dann nickte sie ihm

huldreich zu, einer Königin gleich, die eine Audienz erteilt hat.

Der Wagen rollte davon, der junge Mann blickte ihm eine Weile nach; endlich schritt er über die Champs Elysées einer Nebenstraße zu, um sich nach dem kleinen Gasthof zu begeben, in dem er abgestiegen war. — Der zufriedene, harmlose Ausdruck auf seinem Gesichte war gänzlich verschwunden.

*

Günther von Wildhagen war fünfundzwanzig Jahre alt, als er zum erstenmal nach Paris kam — angeblich, um sich im Französischen zu vervollkommnen, das er übrigens damals schon recht gut sprach. Er hatte einige Empfehlungsbriefe an alte Freunde seines Vaters und entfernte Verwandte seiner Familie mitgebracht, die ihm mehrere vornehme Salons des Faubourg St. Germain geöffnet hatten, in denen er sich zu langweilen pflegte; — und er war im Besitz eines Kreditbriefes auf eines der ersten Pariser Bankhäuser, der groß genug war, um ihm zu gestatten, sich in Gesellschaft von Altersgenossen, die er bei den Freunden seines Vaters oder im Klub, wo er durch diese eingeführt war, und im Quartier Latin, wohin ihn sein Vorhaben, zu studieren, von Zeit zu Zeit zog, kennen gelernt hatte — aufs beste zu unterhalten.

Der französische Deutschenhaß, eine Erfindung der siebziger Jahre, bestand damals noch nicht. Die Franzosen schwelgten derzeit noch in dem nicht unberechtigten Selbstgefühl, das leitende Volk von Europa zu sein. Die Franzosen „im Glück" waren in der Tat liebenswürdige, vergnügliche Leute, und Paris war mit Fremden gefüllt, die in ihrer Gesellschaft Unterhaltung und angenehmen Zeitvertreib suchten und fanden. Die schöne Stadt glich einem

großen Gasthause, in dem sich jeder nach seinem Geschmack und seiner Börse einrichten konnte und guter Aufnahme sicher sein durfte, vorausgesetzt, daß er sich in der Lage befand, seine Zeche in klingender Münze zu bezahlen; denn in dieser Beziehung verstanden auch die Franzosen von damals keinen Spaß.

Günther war das Gegenteil eines ängstlich berechnenden Mannes, aber er neigte von Natur nicht zu Ausschweifungen, und er kam reichlich aus mit dem Gelde, das ihm sein Vater zur Reise nach Paris zur Verfügung gestellt hatte. Er bewohnte ein kleines, ruhiges, ordentlich gehaltenes „Hotel garni" in einer der Nebenstraßen der Champs Elysées, tummelte des Morgens seinen hübschen, etwas heftigen Gaul in der Avenue de l'Imperatrice und im Bois de Boulogne, aß zu Mittag bei Durand, Voisin, Bignon, im Café d'Orsay oder im Café Anglais und war des Abends in guter Gesellschaft, oder in einem kleinen Theater, oder auf einem beliebigen öffentlichen Ball, oder — dies aber nur als letztes Mittel, den Abend totzuschlagen — im Klub zu finden. Dort langweilte er sich nämlich, da er keine Zeitungen las und auch nicht spielte und den „Cancans", die von seinen Genossen umhergetragen wurden, infolge geringer Personalkenntnisse kein Interesse abgewinnen konnte.

Günther erfreute sich großer Beliebtheit unter seinen Bekannten. Den jungen Leuten gefiel er, weil sie ihn stets zu jedem Scherz aufgelegt fanden; dann bewunderten sie wohl auch seine Geschicklichkeit als Reiter, von der er auf Jagden und auch bei einigen Hindernisrennen in der Lage gewesen war, Beweise zu geben; die älteren Herren lobten die ehrerbietige und gleichzeitig freundliche Haltung, die er ihnen gegenüber einnahm, und nannten ihn einen „wohl-

erzogenen jungen Mann"; aber besonderes Glück hatte Günther bei den Frauen. Diese fanden den blonden Germanen in seiner stolzen Jugendfrische, mit seinen klaren Augen und den weißen, gesunden Zähnen „geradezu reizend", tout à fait charmant!

Es war in den ersten Tagen des Monats März, im Jahre 1866. Günthers Aufenthalt in Paris nahte seinem Ende. Er hatte drei schöne Monate an der Seine verlebt und wollte noch im Laufe des Monats die Reise nach Deutschland antreten, um dort, wie dies seit Jahren beschlossene Sache war, unter Anleitung seines Vaters die Verwaltung der Güter zu übernehmen, die nach menschlicher Voraussicht später seine eignen werden sollten. Es wurde Günther etwas wehmütig ums Herz, wenn er sich sagte, daß er wohl noch in späteren Jahren an den Aufenthalt in Paris wie an den schönsten Feiertag seines Lebens zurückdenken werde und daß derselbe nun seinem Ende nahte. Sein Geist wanderte über die öden, weiten Felder, über die dunkeln Wälder seiner Heimat.

„Hier ist es hübscher," sagte er vor sich hin, und dabei seufzte er leise; aber seine gesunde Natur gewann bald wieder die Oberhand. „Man lebt nicht nur, um sich angenehm zu unterhalten," fuhr er in stillem Selbstgespräch fort; und er dachte an die mannigfachen Pflichten, die er zu erfüllen haben, an die ernsten Aufgaben, die das Leben ihm stellen würde — „und dann die Jagd und das Reiten und die Nachbarn und der Aufenthalt in Berlin. Es wird schon alles gut gehen; einstweilen habe ich noch vier Wochen vor mir, die will ich mir wenigstens nicht durch trübe Gedanken verbittern."

Er hob den Kopf wieder und schritt vergnüglich weiter. Er befand sich auf der Höhe des in den Champs Elysées errichteten sogenannten „Palais de

l'Industrie". Über dem Eingangstor zu demselben las er das Wort: „Exposition".

„Wahrscheinlich eine Bilderausstellung," sagte er sich. „Ich werde sie mir ansehen." Er bezahlte Eintrittsgeld und trat in die großen Räume. Es war noch früh am Tage — gegen elf Uhr morgens — und die Säle waren nur schwach besucht. Er durchschritt dieselben langsam, hier und da vor irgendeinem Bilde verweilend. Aber keines derselben nahm seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch. Da fiel sein Blick auf ein Porträt. Es stellte eine ganz junge Frau dar mit schönem, zartem Antlitz, schwarzem, einfach gescheiteltem Haar, ruhiger Stirn und großen, traurig und müde blickenden braunen Augen.

Ein Herr, der neben Günther stand, blätterte in dem Katalog.

„Wollen Sie mir gefälligst sagen, wen das Bild darstellt?" fragte Günther.

Der Herr schlug die Nummer auf und antwortete höflich:

„‚Carolus Duran: Porträt einer Dame', Name nicht genannt. — Wohl eine Spanierin?" fuhr er fort. „Eine sehr schöne Person!"

„Ich danke verbindlichst," sagte Günther und ging weiter; aber der traurige Blick der müden braunen Augen verfolgte ihn. Die andern Bilder ließen ihn gleichgültig, und nach einer kleinen Weile kehrte er auf den Platz vor dem Porträt der Unbekannten zurück, an dem er sich nicht satt sehen konnte.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Günther wandte sich schnell um. Vor ihm stand ein junger, stutzerhaft gekleideter Mann. Die beiden begrüßten sich wie gute Bekannte.

„Nun, wie gefällt sie Ihnen?" fragte der Neuangekommene, der Vicomte Gaston de Dessieux, ein

kümmerliches Männchen von fünfundzwanzig Jahren, welches das Aussehen hatte, als ob es schon sechzig Jahre gelebt hätte.

„Wer?" fragte Günther.

„Wer? Mann! Die Marquise natürlich!"

„Welche Marquise?"

Oh, über die Verstocktheit! Die schöne Marquise!" und er zeigte mit dem Finger nach dem Bilde, das Günther betrachtet hatte.

„Sie kennen sie?" fragte Günther.

„Nun, aber selbstverständlich! Wer kennt die schöne Marquise nicht?"

„Ich zum Beispiel."

„Sie sind kein Beispiel, Sie konstatieren einen Ausnahmefall, den nur Ihre Eigenschaft als Eingewanderter aus fernen Erdenzonen erklären kann."

„Entschuldigen Sie meine Unwissenheit," sagte Günther gutmütig, „und erzählen Sie mir, wer die schöne Frau ist."

Dessieux erzählte darauf in der läppisch-zynischen Weise, welche die „Petits crêvés" des zweiten Kaiserreichs kennzeichnete, die Marquise sei eine Italienerin, Fürstin von Geburt, aus einer uralten, früher mächtigen Familie; aber das prinzliche Haus sei verarmt, und die Söhne und Töchter desselben pflegten deshalb auf reiche Heiraten auszugehen. Infolge dieser Eigentümlichkeit sei Irene als Achtzehnjährige die Frau des alten Marquis Brô de Verdière geworden, der die Liebenswürdigkeit gehabt habe, die Schöne schon nach dreijähriger, kinderloser Ehe durch seinen Tod wieder von sich zu befreien; darauf sei die Mutter aus den Abruzzen herbeigeeilt, um die verwitwete reiche Tochter zu trösten; sie habe zwei noch nicht „placierte" jüngere Schwestern von Irenen mitgebracht. Die vier lebten seitdem — seit drei Jahren — innig vereint und

machten ein großes Haus, in dem es recht eigentümlich herginge.

„Wieso geht es dort eigentümlich her?“ fragte Günther.

„Ja, davon machen Sie sich keine Idee, mein Lieber! — Es herrscht im Hotel Brô eine vorsintflutliche, patriarchalische Wirtschaft — ohne Patriarchen. Zunächst finden Sie dort stets vier bis fünf schwarzäugige, schwarzbärtige, zurückhaltende Italiener: Brüder, Onkel, Vettern und Neffen der Principessa, der Mutter Irenens — die nur selten ein Wort sagen, aber denen man ansieht, daß sie zur Familie gehören, und die sich im Hotel Brô vollständig zu Hause fühlen; sodann hat Madame Irene einen Sekretär, einen Landsmann von Ihnen, wenn ich nicht irre, auf den sie große Stücke zu halten scheint und mit dem sie sich, unbekümmert um die übrigen Gäste, in einer fremden Sprache halblaut zu unterhalten pflegt; mit andern als mit der Marquise ist der Sekretär ebenso still und verschlossen wie die Italiener. Ich habe noch keine zehn Worte mit ihm gewechselt, obgleich ich oft ins Haus komme. Er ist ein Mann von vierzig bis siebzig Jahren, grundhäßlich, aber nicht antipathisch — ganz ordentlich angezogen, was sich von den italienischen Gästen nicht immer sagen läßt. Sodann schweben noch zwei oder drei ehrbare, ältere junge Damen im Hause umher, die ich für Vorleserinnen, Gouvernanten und ähnliche unglückliche Geschöpfe halte. Sie erscheinen stets mit bei Tische, so daß der kleinste Kreis, den man dort antrifft, ein volles Dutzend Mitglieder zählt. Alles dies lebt wortkarg, aber nicht unfreundlich nebeneinander her. Auf mich macht das Ganze den Eindruck eines mittelalterlichen, kleinen fürstlichen Hofes. — Die Leute gehen wenig aus, höchstens trifft man die Damen einmal beim Erz-

bischof oder beim Nunzius oder in einem ganz exklusiven Salon des Faubourg; aber sie sind in eigentümlicher Weise gastfreundlich: wenn man einmal der Marquise oder der Principessa vorgestellt worden ist, so kann man, wenn es einem gefällt, jeden Tag bei ihnen erscheinen und auch zu jeder vernünftigen Stunde, die Mahlzeiten mit inbegriffen. Nur darf man nicht erwarten, daß einem besondere Aufmerksamkeit geschenkt werde. Man wird mit einem feierlichen: ‚Sie sind willkommen!' begrüßt, und man fühlt auch sofort, daß man niemand stört — aber das ist alles. Die Wirte erwarten augenscheinlich gar keine Aufmerksamkeit von Ihnen; aber sie bekümmern sich auch nicht um Sie. Wollen Sie sich unterhalten, so finden Sie schon irgend jemand, der Ihnen zuzuhören scheint, während Sie sprechen, und hier und da einige höfliche Worte erwidert. Wollen Sie aber nicht sprechen und genügt es Ihnen, die schöne Marquise und ihre hübschen Schwestern zu betrachten, so können Sie sich diesem stillen Vergnügen stundenlang hingeben, ohne daß man Sie darin stören wird. Ich verkehre nun seit nahe an zwei Jahren im Hotel Brô und stehe noch heute genau auf demselben Standpunkte wie am Tage meines ersten Besuches. Die Marquise mag sich jetzt undeutlich Rechenschaft davon ablegen, wer ich bin, denn ich treffe sie manchmal bei meiner alten Tante Verneuil, die mich nie anders als: ‚Mein lieber Neffe!' anredet; aber ich bin überzeugt, daß die Prinzessin nicht einmal weiß, wie ich heiße. D'Estompière, der seit einigen Monaten häufig bei der Marquise erscheint — ich glaube, er hat sich in eine der Schwestern verliebt — und den die Prinzessin vor uns andern auszeichnet, weil sie in ihm eine gute Partie wittern mag, erzählte mir — um mich zu ärgern, was ihm aber nicht gelang — sie habe sich, als er einmal mit

ihr von mir gesprochen, beim besten Willen nicht darauf besinnen können, wer ich sei.

„‚Es besucht uns so mancher, der willkommen ist, wenn er erscheint,' hatte sie gesagt, ‚aber wer kann sie alle kennen? Das ist ja auch gar nicht nötig.'"

„Wäre es möglich, der Marquise vorgestellt zu werden?" fragte Günther schüchtern.

„Ich kann Sie einführen und tue es mit Vergnügen," antwortete der junge Mann mit dem alten Gesichte, „heute . . . gleich . . . wann Sie wollen."

„Das nehme ich mit Dank an," antwortete Günther. „Geben Sie mir irgendwo um fünf Uhr Rendezvous; dann hole ich Sie ab, und Sie führen mich zur Marquise."

„Abgemacht! Wir treffen uns um fünf Uhr im Klub!"

Darauf trennten sich die beiden. Dessieux eilte davon, denn er erinnerte sich plötzlich, daß er zu einem Frühstück eingeladen sei; Günther verweilte noch einige Zeit in der Ausstellung und ging dann nach Hause.

Ein Viertel vor fünf Uhr war er im Klub. Dessieux war noch nicht erschienen. Während Günther auf ihn wartete, unterhielt er sich mit einigen andern Bekannten, in der Absicht, von diesen noch etwas Genaues über die Marquise zu erfahren. Im wesentlichen wurde ihm Dessieux' Bericht bestätigt. Jedermann schien die Marquise oberflächlich zu kennen, niemand maßte sich das Recht an, sich freundschaftlicher Beziehungen zu ihr zu rühmen.

„Sie behandelt alle Welt von oben herab, gleich gut und gleich schlecht," sagte der junge Lizière, eines der hoffnungsvollsten Pflänzchen des Pariser Modegartens. „Ich habe darauf verzichtet, von ihr ausgezeichnet zu werden, denn es gibt nur ein Mittel, ihr zu gefallen, und ich verfüge nicht darüber."

„Welches Mittel?“ fragte Günther.

„Ich habe sie einmal in der Oper gesehen,“ fuhr Lizière fort, „es wurde gerade recht gut gespielt und gesungen. Da saß sie wie verzückt! Ich bin überzeugt, daß ich mich schon mit ihr befreunden würde, wenn ich mit ihr singen oder spielen könnte. Der komische alte Herr, der immer bei ihr ist, der deutsche Sekretär, ist ein Geigenspieler allerersten Ranges, und die Marquise spielt wunderbar Klavier. Die beiden sollen des Abends, wenn alle Gäste verschwunden sind, noch stundenlang miteinander musizieren. Ich weiß nicht, wer mir das gesagt hat, aber es war eine ganz zuverlässige Person. Seitdem bin ich nicht wieder ins Hotel Brô gegangen, denn ich darf ohne Selbstüberschätzung von mir sagen, daß ich zu den unmusikalischsten Männern der Gegenwart gehöre. Als solcher muß ich aber auf die bescheidensten Erfolge bei der Marquise verzichten; und sie nur betrachten dürfen, ohne auch nur ihre Augen auf sich zu lenken, ist ja in der Tat eine reine Freude, aber sie wird mit der Zeit zu einem etwas gar zu monotonen Vergnügen. Für mich hat dasselbe keinen Reiz mehr.“

Bald nach fünf Uhr meldete ein Klubdiener, der Herr Vicomte Dessieux warte unten im Wagen auf den Herrn Baron von Wildhagen.

*

Seitdem waren vier Wochen vergangen, Günther war ein täglicher Gast im Hotel Brô und hatte keinen andern Gedanken mehr als an die schöne Marquise. Diese schien davon kaum etwas zu bemerken und sich jedenfalls gar nicht darum zu bekümmern. Doch war es Günther gelungen, sich einigermaßen vor den andern Gästen auszuzeichnen; aber dies verdankte er weniger seiner Persönlichkeit als dem Umstande, daß Irene an

seiner Musik ein gewisses Vergnügen zu finden schien. Günther spielte nämlich Klavier — ohne hervorragende Fertigkeit, aber mit gutem Verständnis und ohne je zu versuchen, technische Schwierigkeiten zu überwinden, denen sein Können nicht gewachsen war. Daher waren seine einfachen Vorträge gewissermaßen vollkommen in ihrer Art und wohl geeignet, jedem Musikliebhaber Freude zu machen. — Er hatte sich eines Abends, während die Marquise im Nebenzimmer in einer Revue blätterte, an das offene Klavier gesetzt und angefangen zu spielen. Der alte Sekretär Wendt war zu ihm getreten.

„Sie spielen ja Klavier!"

„Ein bißchen, wie Sie sehen."

„Nein, ganz hübsch!"

„Freut mich, wenn es Ihnen gefällt!"

Sodann hatte Wendt nach kurzem Lauschen verschiedene Lieder genannt, die Günther in einfacher, ansprechender Art vorgetragen, und gleich darauf hatte der Alte eine Geige geholt und, von Günther begleitet, eine hübsche Weise nach der andern gespielt.

Als Günther sich erhob, sah er, daß die Marquise aus dem Nebenzimmer in die Tür getreten war und der Musik zugehört hatte. Sie sagte kein Wort, als Günther an ihr vorüberging; aber am nächsten Tage nach dem Essen forderte sie ihn auf, ihr etwas vorzuspielen. — Günther ließ sich nicht bitten.

„Was befehlen Sie?"

„Spielen Sie nur wie gestern: was Ihnen gerade einfällt."

Sie setzte sich neben ihn, so daß er ihr Gesicht nur sehen konnte, wenn er sich nach ihr umwandte; aber er fühlte, daß ihre Augen auf ihm ruhten, und empfand eine tiefe innere Bewegung. Sein Anschlag wurde weicher und schöner; und als er in vollen, sanften

Akkorden ein altes, trauriges Lied aus seiner Heimat anstimmte, da begann er, gewissermaßen unbewußt, die Worte dazu mit gedämpfter Stimme mitzusingen. Sie beugte sich vor und sah auf seine Finger und dann auf seinen halbgeöffneten Mund, und als er geendet hatte, sagte sie leise:

„Spielen Sie das noch einmal; aber sprechen Sie die Worte deutlicher aus."

Er tat ohne weiteres, wie sie ihn geheißen hatte. Als das Lied zu Ende war, wurde es still. Er schaute auf die Tasten, während ihre Augen auf seinem Gesichte ruhten. — Aus dem Nebenzimmer hörte man die Stimme des Vicomte Dessieux, der eine Geschichte zu erzählen schien, denn er sprach fließend, ohne von andern unterbrochen zu werden. Als er schwieg, vernahm man das helle, junge Lachen einer der Schwestern, die neben ihm saß.

Im Park, zu dem die Fenster des Musikzimmers weit geöffnet waren, rauschten die Bäume und schlug eine Nachtigall.

Günther wandte sich zu Irene und sah freundlich und wehmütig in die tiefen dunkeln Augen. Ihr Blick blieb teilnahmlos. Sie erhob sich langsam und trat an das Fenster; er fühlte sich ihr nachgezogen und folgte ihr. Sie hatte die rechte Hand auf das Fensterbrett gelegt, und ihre Augen ruhten auf den alten Bäumen, deren Blätter im Lichte des Mondes bläulichsilbern erzitterten. Sie atmete einmal tief auf, und es klang beinahe wie ein leiser Seufzer. — Da füllte sich Günthers Herz zum Zerspringen, mit Wehmut, namenlosem Sehnen nach fernem, kaum erreichbarem Glück und mit Mitleiden mit der schönen jungen Frau, deren Leben ihm plötzlich wie ein trostlos freudenleeres erschien. Es war ihm, als wären die Schranken, die ihn von Irene ferngehalten hatten, plötzlich ver-

schwunden. Er fühlte sich ihr nahegerückt, und er tat etwas, dessen er sich eine Minute vorher nicht für fähig gehalten haben würde; er streichelte zutraulich zärtlich die kleine, weiße Hand, mit der sie sich aufstützte, und murmelte: „Arme Irene!“

Sie blickte ihn befremdet, aber nicht unfreundlich an, schüttelte leise das Haupt und lächelte kaum merklich.

Ihm stieg das Blut ins Gesicht; er fühlte sich tief beschämt und stammelte: „Verzeihung, gnädige Frau!“ Sie schien das Ungebührliche seines Benehmens gar nicht bemerken zu wollen, und nach einer kurzen Pause, während der seine Verlegenheit sich bis zum höchsten Grade gesteigert hatte, richtete sie Fragen an ihn, als habe sie ihn soeben erst kennen gelernt und nehme Anteil an seinem Schicksal.

„Wie lange sind Sie schon in Paris?“

„Seit drei Monaten.“ Er atmete erleichtert auf. Der Sturm, den er einen Augenblick gefürchtet, hatte ihn nicht vernichtet, war gar nicht ausgebrochen.

„Und wie lange werden Sie hierbleiben? fuhr sie fort.

„Meine Absicht war, zu Anfang nächsten Monats nach Deutschland zurückzukehren.“

„So früh schon? — Woher kommen Sie eigentlich?“

„Aus einem kalten Lande an der Nordsee.“

„Ist es dort schön?“

„O ja,“ antwortete Günther leuchtenden Auges. „Unsre alten Wälder sind wunderbar schön, und so ist unser großes, graues Meer.“

„Dunkle Wälder, ein eisiges Meer und ein farbloser, niedriger Himmel,“ sagte Irene leise vor sich hin. Sie sog die laue Abendluft in tiefen Zügen ein, und mit der Hand eine weite Bewegung machend und auf den Park zu ihren Füßen deutend, setzte sie hinzu:

„Unsre Bäume sind auch schön, und unsre Luft ist mild und unser Himmel blau."

Günther stand eine Minute sinnend da, dann fragte er leise:

„Und sind Sie hier glücklich?"

Sie wandte sich wieder zu ihm mit demselben eigentümlichen Ausdruck verwunderter, lächelnder Überlegenheit, mit dem sie ihn kurz vorher angeblickt hatte, und er empfand dies wie eine tiefe Demütigung. Er war an gute Behandlung gewöhnt. Es kränkte ihn, schlecht behandelt zu werden, verhöhnt, wie er glaubte. Er wollte sich das nicht gefallen lassen. Er trat zurück, nahm seinen Hut und ging, ohne sich verabschiedet zu haben, was übrigens bei den im Hotel Brô herrschenden Gebräuchen weiter nichts Auffälliges hatte.

Irene war am Fenster stehengeblieben und hatte Günthers Verschwinden nicht bemerkt. Nach einigen Minuten wandte sie den Kopf und sagte im gewöhnlichen Gesprächstone:

„Herr von Wildhagen!" Erst als darauf keine Antwort erfolgte und sie, vom Fenster zurücktretend, ihre Blicke durch das Musikzimmer schweifen ließ, sah sie, daß dasselbe leer war. Darauf begab sie sich in das Empfangszimmer, in dem ihre Mutter und ihre Schwestern und einige Gäste versammelt waren. „Ist der Baron von Wildhagen gegangen?" fragte sie in gleichgültigem Tone.

„In diesem Augenblick, mein Kind," antwortete die alte Prinzessin, ihre Mutter.

Damit war die Sache erledigt.

Günther ging inzwischen in gereizter Stimmung die Champs Elysées hinunter. Er war mit sich und der Welt unzufrieden. — Weshalb hatte er der stolzen, kalten Frau einen Einblick in seine Gefühle gestattet,

ohne daß sie ihn im geringsten dazu ermutigt hatte? — Wie sie seinen Versuch, sich ihr zu nähern, zurückgewiesen, wie sie ihn angeblickt, wie sie überlegen gelächelt hatte! Es war ihm, als hätte sie zu ihm gesprochen: „Naiver, junger Mann, woran denken Sie eigentlich, was beabsichtigen Sie, was nehmen Sie sich heraus?" Das sollte sie ihm nicht zweimal sagen.

„Ich reise morgen früh ab," sprach er vor sich hin, „ich will sie nicht wieder sehen." Aber er wußte sehr wohl, indem er dies sagte, daß er nicht abreisen, daß er auch morgen und übermorgen und so fort, bis er seine Abreise unter keinem Vorwande mehr hinausschieben könne, versuchen werde, jeden Tag soviel wie möglich mit Irene zusammenzusein.

Er war auf dem Place Vendôme angekommen, auf dem sich sein Klub befand. Er trat hinein, um dort den Rest des Abends zu verbringen, denn er fühlte sich nicht aufgelegt, noch in eine Gesellschaft zu gehen, und er wollte auch nicht mit seinen eignen Gedanken, die ihn quälten, allein bleiben.

Im Spielzimmer war es wie gewöhnlich ziemlich voll. An einem der Tische wurde Ekarté gespielt. Die beiden, die dort, von einigen am Spiele beteiligten Zuschauern umringt, die Karten hielten, waren Wildhagen persönlich bekannt. Der eine, ein älterer, vornehm aussehender Herr mit weißem Haar, dunkeln Augen, buschigen Brauen und glattrasiertem Gesichte, war einer der italienischen Verwandten der Marquise, die im Hotel Brô wohnten, der Prinz Andreas, ein Onkel Irenens. Günther hatte ihn während der letzten Wochen häufig angetroffen und sich auch manchmal, wenn ihn der Zufall an seine Seite führte, mit ihm unterhalten. Der alte Italiener hatte auf Wildhagen den Eindruck eines zurückhaltenden, höflichen, klugen Mannes gemacht.

Der zweite Spieler, ein Tunichtgut von etwa achtundzwanzig Jahren, war im Klub und in der Gesellschaft als der „schöne Olivier" bekannt. Man gebrauchte diesen Spitznamen nicht in seiner Gegenwart, weil er sich dies bei der ersten Gelegenheit entschieden verbeten hatte, aber wenn man von ihm sprach, so hieß er immer der „schöne Olivier". Sein Name war Olivier de Raynaud. Er galt als der mutmaßliche Erbe eines sehr reichen Vaters und hatte sich daraufhin im Verlauf weniger Jahre, trotz der reichlichen Pension, die ihm sein Vater gewährte, eine schwere Schuldenlast aufgebürdet. Er war groß, schlank, blond, mit klaren, hervorstehenden blauen Augen, guten Zähnen, wohlgepflegten Händen und kleinen Füßen — in der Tat ein bildhübscher Mensch, mit lauter, knarrender Stimme und dreisten, schlechten Manieren, die vielen jüngeren Mitgliedern des Klubs imponierten und die älteren Herren von ihm fernhielten. Bei Damen, namentlich bei denen der Halbwelt, hatte er sich in seinem jungen Leben schon großer Erfolge zu erfreuen gehabt. Er hatte diesen gegenüber die Haltung eines siegesgewissen Cäsar: „Ich komme, ich sehe, ich siege!" Er spielte nicht regelmäßig, aber leidenschaftlich, und er setzte sich gewöhnlich nur an den Spieltisch, wenn er in Geldverlegenheit war. Er hatte den wohlverdienten Ruf eines unliebenswürdigen Spielers; höhnend, wenn er gewann, zankfüchtig, wenn er verlor. Diejenigen, die ihn von dieser Seite kannten, vermieden es, mit ihm zu spielen; aber sie konnten ihm nicht immer aus dem Wege gehen, ohne durch eine Ablehnung zu verletzen. So war er an jenem Abend durch das Los der Karten der Gegner des alten italienischen Principe geworden.

Raynaud war im Verlust und sehr schlechter Laune. Er warf beim Geben und Ausspielen die Karten mit

rücksichtsloser Nachlässigkeit auf den Tisch; er stieß höhnische Rufe aus, wenn sein Gegner gute, er selbst schlechte Karten bekam. Seine zornigen Blicke schweiften auf seine Umgebung, als suche er jemand, an dem er seinen Unmut auslassen könnte; und alles dies machte an jenem Abend einen um so ungünstigeren Eindruck, als es mit der vornehmen Ruhe des alten Italieners, in dessen Gesicht sich keine Muskel bewegte und der die Karten langsam und geräuschlos verteilte, aufnahm und ausspielte, in vollständigem Widerspruch stand; doch konnte man an dem fest zusammengekniffenen Munde des alten Herrn bemerken, daß er eine gewisse Anstrengung machte, um sich nicht von den schlechten Manieren seines Gegners unangenehm berührt zu zeigen.

Der schöne Olivier hatte die Vorhand.

„Karten!"

„Wieviel?" fragte der Italiener.

„Vier!"

„S'il vous plaît," sagte Prinz Andreas leise, doch vernehmbar, indem er Raynaud vier frische Karten gab.

„Nochmals!"

„Bedaure lebhaft; bitte zu spielen!"

Der schöne Olivier verlor einen Point.

Er hatte nun zu geben. Er schlug das Paket Karten auf den Tisch, so daß es laut schallte. Der Italiener nahm langsam ab und machte dabei eine leichte Verbeugung, die der andre nicht erwiderte. Raynaud warf ihm beim Geben die Karten mit solcher Heftigkeit zu, daß eine derselben auf dem glatten Tisch weiterglitt und zu Boden fiel. Der Italiener blieb unbeweglich sitzen.

„Ich habe nur vier Karten," sagte er nach einer kurzen Pause.

„Eine ist heruntergefallen."

Der Italiener rührte sich nicht.

Ein Herr, der bei ihm saß, bückte sich, um die Karte aufzuheben.

„Ich bitte gehorsamst," sagte der Italiener höflich, aber bestimmt. „Herr de Raynaud oder ein Diener hat die Karte aufzuheben."

„Diener!" schrie der schöne Olivier wütend.

Einer der Klubdiener eilte herbei, hob die Karte auf und legte sie verdeckt zu den andern Karten des Prinzen.

Dieser hatte den Mund wieder fest zusammengekniffen und die schmale Unterlippe dabei etwas über die Oberlippe gezogen, was ihm ein unfreundliches Ansehen gab, auch zitterten seine hageren weißen Hände etwas, als er das Spiel langsam aufnahm.

„Ich bitte um Karten," sagte er leise.

„Spielen Sie!"

Der Prinz machte eine kurze Bewegung, aber er hielt sich noch immer zurück und sprach kein Wort. Er gewann und legte zwei Points an. Er stand jetzt auf vier, sein Gegner auf nichts.

„Karten!"

„S'il vous plaît," sagte der Prinz gedehnt.

„Wie?"

„S'il vous plaît!"

„Verstehe nicht!"

Darauf erwiderte der Prinz nichts.

Die Partie wurde zu Ende gespielt. Der Italiener hatte gewonnen. Raynaud erhob sich wütend, um nach den Regeln der Partie einem andern Platz zu machen, während der Prinz, als der Gewinnende, sitzenblieb. Währenddem die Karten gemischt wurden, stand Raynaud mit zusammengezogenen Augenbrauen, finstere Blicke um sich werfend, dem Prinzen gegenüber. Plötzlich sagte er laut:

„Was sollte das eigentlich bedeuten, daß Sie vorhin Ihr ‚s'il vous plaît' zweimal wiederholten?"

Der Italiener tat, als hörte er nicht."

„Ich spreche mit Ihnen, mein Prinz!"

Da hob der Italiener, ohne den Kopf zu bewegen, die dunkeln Augen und blickte den schönen Olivier fest an; dann sagte er ruhig:

„Es gefällt mir nicht, mich mit Ihnen zu unterhalten."

„Ihr Alter schützt Sie davor, daß ich für diese Ungehörigkeit Rechenschaft von Ihnen fordere."

„Ich fühle mich nicht zu alt, um für alles, was ich tue und sage, Rechenschaft zu geben," sagte der Prinz lächelnd; aber er war kreideweiß geworden.

„Mehrere Klubmitglieder drängten sich um Raynaud. „Sind Sie bei Sinnen? Was wollen Sie tun? Kommen Sie!" und man nötigte ihn, in ein Nebenzimmer zu treten. Von dort aus vernahm man am Spieltisch seine laute, knarrende Stimme und sein erzwungenes Lachen. Aber plötzlich verstummte beides.

Günther, der dem ganzen Auftritt beigewohnt hatte, war dem schönen Olivier in das Nebenzimmer gefolgt. Es zuckte in ihm, er empfand die Unhöflichkeiten, unter denen Irenens Onkel zu leiden gehabt hatte, wie eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung. Er drängte sich an Raynaud heran, stellte sich vor ihm auf und sagte laut:

„Ich bedaure lebhaft, daß ich es nicht war, der Ihnen soeben gegenübersaß."

„Weshalb?" fragte der schöne Olivier gereizt.

„Damit Ihnen sofort in deutlichster Form eine verdiente Zurechtweisung zuteil geworden wäre!"

Raynaud verstummte eine Sekunde, wurde weiß und rot, aber sammelte sich schnell und sagte in höflicherem, leiserem Tone:

„Sie werden für diese Unart sofort um Verzeihung bitten!"

„Das glauben Sie selbst nicht," antwortete Günther lächelnd. Er war plötzlich ruhig und mit sich zufrieden geworden.

Darauf wandte sich der schöne Olivier kurz und herrisch ab. Wildhagen tat ein gleiches und trat wieder in das Spielzimmer, wo der Italiener soeben eine Partie verloren und sich vom Spieltisch erhoben hatte. Günther wünschte, ohne sich klarzumachen, weshalb, der Prinz möge von seinem, Günthers, Streit mit Raynaud, an jenem Abend wenigstens, nichts erfahren; er bot ihm deshalb an, ihn nach Hause zu begleiten, was der Prinz höflich dankend annahm. Das Wetter war schön, und sie machten den Weg vom Place Vendôme nach der Rue Billault, wo das Hotel Brô gelegen war, zu Fuß.

Als sie dort angekommen waren, sah der Prinz nach der Uhr.

„Treten Sie herein und trinken Sie eine Tasse Tee mit uns," sagte er freundlich.

„Ist es nicht zu spät?"

„Durchaus nicht, kommen Sie nur, ich übernehme die Verantwortlichkeit!"

Günther ließ sich nicht lange bitten. Die Marquise war noch im Empfangszimmer. Sie beantwortete seinen etwas verlegenen Gruß durch ein langsames Senken der Augenlider und fuhr fort, in einem Buche zu lesen, das vor ihr auf dem Tische lag. Günther bereute schon wieder, noch einmal eingetreten zu sein, und nach wenigen Minuten nahm er seinen Hut, um sich zu entfernen. Niemand machte den Versuch, ihn zurückzuhalten, aber diesmal nahm er Abschied von der Marquise und berührte die kleine, kalte Hand, die sie ihm nachlässig hinreichte, mit seinen Lippen.

Der alte Prinz begleitete ihn bis zur Tür und drückte ihm herzlich die Hand zum Abschied.

„Ein wohlerzogener junger Mann!" sagte er, als er an den Tisch zurücktrat.

Die Marquise las ruhig weiter. Ihre Mutter hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen. Der alte Wendt, der Sekretär der Marquise, nickte dem Prinzen zustimmend zu.

Günther nahm eine Droschke, die er an der Ecke der Straße fand, und fuhr nach dem Klub zurück. Wie er erwartet hatte, wurde er dort von einem Freunde Oliviers empfangen, der ihn bat, ihm die Herren zu nennen, mit denen er sich im Auftrage seines Freundes, des Herrn de Raynaud, wegen des kurz vorhergegangenen Auftritts in Verbindung setzen könnte.

Günther, der viele Bekannte im Klub hatte, mit denen er auf gutem Fuße stand, sah sich um und erblickte den kleinen Dessieux.

„Ich bitte Sie, sich einen Augenblick zu gedulden," sagte er höflich, „ich hoffe, Ihnen sogleich Bescheid geben zu können!"

Darauf nahm er Dessieux beiseite und unterhielt sich einige Minuten mit ihm. Nachdem die kurze Unterhaltung beendet war, näherte sich Dessieux in feierlicher Weise dem Freunde des schönen Olivier, und beide traten in ein Nebenzimmer, in dem sie längere Zeit in eifriger, mit halblauter Stimme geführter Unterredung blieben.

Bereits am nächsten Morgen zu früher Stunde fand das Duell zwischen Wildhagen und Raynaud im Forst von Bondy statt. Günther wurde im zweiten Gange durch einen Stich in die rechte Schulter, der ihm eine ungefährliche, aber tiefe Wunde beibrachte, außer stand gesetzt, den Kampf

fortzusetzen — und damit endete der Zweikampf zur Befriedigung aller Beteiligten — auch des Verwundeten.

Als dieser, die Wunde verbunden, zwei Stunden später in seinem Zimmer saß, quälte ihn nur der eine Gedanke, wie er sich mit dem Arm in der Binde bei der Marquise vorstellen sollte, ohne daß es den Anschein habe, als wolle er sich interessant machen. Aber noch ehe er sich klar darüber geworden war, wie er sich benehmen sollte, wurde er müde. Er hatte in der vergangenen Nacht nur wenig geschlafen und war ungewöhnlich früh aufgestanden. Er warf sich angekleidet auf das Bett und versank in einen langen, tiefen Schlaf, aus dem er erst im Laufe des Nachmittags, leise fröstelnd, erwachte. Die Wunde schmerzte ihn, er fühlte sich unbeholfen, unbehaglich. Der Gedanke, daß er sich umkleiden müßte, wenn er ausgehen sollte, war ihm unangenehm. Er bestellte sich Tee auf sein Zimmer und blieb, nachdem er eine Tasse davon getrunken hatte, am offenen Fenster sitzen. Er versuchte zu lesen, aber bald wurde er wieder müde und versank in einen Halbschlummer. Da sah er Irenen vor sich stehen, die ihn holdselig anlächelte, sich mitleidig zu ihm neigte und ihre Hand auf seine wunde Schulter legte. Die Berührung, so leicht sie war, so glücklich sie ihn machte, schmerzte ihn, und er stöhnte leise. Darüber erwachte er.

Gleich darauf wurde an sein Zimmer geklopft. Dessieux trat herein, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Günther antwortete, es ginge ihm bis auf einen kleinen Schmerz in der Schulter ganz wohl, und er schlage vor, daß sie beide eine Spazierfahrt im Bois de Boulogne machten und dann zusammen äßen. Aber davon wollte Dessieux nichts hören. Der Arzt hätte ihm gesagt, Wildhagen müsse

sich, wenn er seine Heilung beschleunigen wollte, wenigstens achtundvierzig Stunden lang ganz ruhig verhalten.

„Da sterbe ich vor Langeweile," sagte Günther; „ich bin nicht krank genug, um zu Hause zu bleiben, mir fehlt nichts. Solche Schmarren, wie ich da eine habe, tragen unsre Studenten dutzendweise mit sich herum und befinden sich dabei ganz wohl."

„Es handelt sich nicht um Schmarren; Sie haben eine ganz gehörige Stichwunde; und da ich als Ihr Sekundant eine gewisse Verantwortlichkeit für Ihr Befinden trage, so bestehe ich darauf, daß Sie zu Hause bleiben. Ich werde ein vernünftiges Mahl bestellen und es hier mit Ihnen verspeisen. Später gehe ich in den Klub, um zu hören, was man sich dort von Ihren Heldentaten erzählt, und gegen zehn Uhr komme ich dann noch einmal vor, um Ihnen Bericht zu erstatten; um elf Uhr müssen Sie ins Bett. Inzwischen werden Sie auch den Doktor noch einmal gesehen haben, so daß es Ihnen tatsächlich an Zeit fehlen wird, sich zu langweilen."

Günther fühlte sich nicht aufgelegt, mit Dessieux zu streiten und gab nach. Die beiden aßen um sechs Uhr zusammen, und um acht ging Dessieux in den Klub, aus dem er zwei Stunden später zurückkehrte. Er erzählte, daß alle Welt Partei für Wildhagen nehme, und man nur bedaure, daß dieser und nicht der schöne Olivier im Zweikampf den kürzern gezogen habe.

Am nächsten Morgen wurde bei Günther mit andern Karten und Briefen auch eine Karte des Prinzen Andreas, des Onkels Irenens, abgegeben. Ein Diener hatte sie gebracht und sich im Auftrage seiner Herrschaft nach dem Befinden des Kranken erkundigt. Später kam Wendt an und blieb wohl

eine Stunde bei Günther sitzen. Dieser erfuhr, daß man im Hotel Brô die Geschichte des Duells ganz genau kannte; aber Wendt schwieg darüber, ob und wie sich die Marquise bei dieser Gelegenheit geäußert hatte, und Wildhagen wagte nicht, ihn danach zu fragen.

Gegen vier Uhr nachmittags, als Günther wie am vorigen Tage müde und verdrießlich am Fenster saß, hörte er, daß ein Wagen vor der Tür des Hauses anhielt. Er blickte hinunter und erkannte die Livree und die Equipage der Marquise. Er sprang auf und trat vor den Spiegel, um zu sehen, ob sein Anzug ihm gestattete, eine Dame zu empfangen. Sein Gesicht war gerötet und seine Augen leuchteten. Als gleich darauf angeklopft wurde, eilte er in großer Aufregung an die Tür, um diese zu öffnen; aber statt des erwarteten Besuches erblickte er den baumlangen Diener der Marquise, der sich im Auftrage seiner Herrin und des Prinzen, die unten im Wagen saßen, nach dem Befinden des Herrn Baron von Wildhagen erkundigte. — Das war, als hätte man ihn mit kaltem Wasser begossen. Er ließ für die Nachfrage danken und sagte, es ginge ihm gut; dann trat er langsam wieder an das Fenster, bitter lächelnd über seine Schwäche, die den Gedanken in ihm hatte aufkommen lassen, die Marquise werde sich herablassen, ihm in eigner Person einen Besuch abzustatten. Das war einmal wieder recht töricht gewesen, wie alles in seinem Denken und Tun der stolzen, schönen Frau gegenüber. Da saß sie im offenen Wagen neben dem Prinzen. Es hätte nur einer Wendung ihres Hauptes, eines Blickes ihrer Augen bedurft, um ihn zu sehen — aber sie rührte sich nicht.

„Sobald ich reisen kann, verlasse ich Paris," sagte Günther vor sich hin.

Vor fünf Minuten hatte er nicht daran gedacht, daß ihn die Marquise besuchen würde; jetzt empfand er ihr Nichterscheinen wie eine unverdiente Kränkung.

Dessieux, der zur Essenszeit wieder eintrat, fand ihn einsilbig und verdrießlich. Er schob dies auf Günthers Gesundheitszustand.

„Halten Sie es nur noch vierundzwanzig Stunden aus," sagte er. „Morgen hole ich Sie um fünf Uhr zur Promenade ab. Der Doktor hat es erlaubt."

*

Am nächsten Abend um neun Uhr begab sich Günther nach dem Hotel Brô, nachdem er sich im Laufe des Nachmittags verschiedene Male wiederholt hatte, er werde Paris verlassen, ohne Irenen noch einmal gesehen zu haben. Der Portier sagte ihm, die Herrschaften seien sämtlich nach der Oper gefahren, aber die Frau Marquise habe ihr Coupé schon um zehn Uhr befohlen, und er nehme an, sie werde frühzeitig nach Hause zurückkehren. Günther stand eine kleine Weile, erwägend, ob er gehen oder bleiben sollte, dann entschloß er sich für letzteres. — Das große Empfangszimmer stand leer, sämtliche Fenster waren weit geöffnet. Das öde Gemach kam ihm befremdlich vor. Ein Diener trat herein, um den gastfreundlichen Sitten des Hauses gemäß zu fragen, ob der Herr Baron etwas befehle. Günther dankte. Darauf schraubte der Diener die matt brennenden Lampen in die Höhe, legte die Abendzeitungen auf den kleinen Tisch neben dem Sessel, den Günther eingenommen hatte, und entfernte sich wieder. Dann wurde es ganz still.

Günther nahm eine Zeitung auf, aber er fand es beschwerlich, das große Blatt mit der linken Hand aufzumachen, und legte es sogleich wieder nieder.

Er begab sich ins anstoßende Musikzimmer und trat dort an das Fenster.

Da hatte die Marquise gestanden, als er es gewagt, ihre Hand liebkosend zu berühren und sie zu fragen, ob sie glücklich sei. Sie hatte dazu gelächelt!

„Ich will lieber gehen," sagte er sich. „Was habe ich hier zu suchen?"

Er ließ sich auf einen Sessel nieder, der am Fenster stand, und blickte eine Weile nach den im Mondschein schimmernden alten Bäumen. Dann hob er die Augen und sah in den milde leuchtenden Stern, der hoch am wolkenlosen, schwarzblauen Himmel stand. Er lehnte sich in den Sessel zurück. Die Nachtigall begann wieder zu schlagen wie an jenem Abend, als er neben Irenen den langgezogenen, schluchzenden Tönen gelauscht hatte. Er schloß die Augen und öffnete sie wieder. Es war ihm, als zöge zwischen ihm und dem Mond ein unendlich langer Reigen seltsam verschlungener Nebelgestalten vor seinen Augen vorüber. Er versuchte, eine der stillen, sich windenden Gestalten festzuhalten, ihr eine bestimmte Form zu geben; aber alles drehte sich in abgerundeten Bewegungen, als folge es der Schlangenlinie einer endlosen Schraube. Die Gestalten verschwammen ineinander, wurden dann größer, klarer, durchsichtiger, bestimmter — entfernten sich, verschwanden ganz und gar, tauchten plötzlich wieder auf und zogen dahin in unendlichen Reigen, unerkenntlich, in unergründliche Fernen.

Plötzlich hörte Günther Geräusch wie von menschlichen Stimmen; dann vernahm er, daß ihn jemand bei Namen rief, in fragendem, zweifelndem Tone. Es war Irenens geliebte Stimme! Aber wie sollte Irene dazu kommen, ihn zu rufen? Er hatte sie ja soeben dahinziehen sehen, im Äther verschwimmend, mit all seinem Wünschen und Sehnen. — Wo befand

er sich eigentlich? Am Meere? Zu Hause? — Nein, dort war es grau und kalt, und hier so warm, so licht und schön. — Leichte Fußtritte näherten sich, leise, kaum hörbar, doch vernahm er sie. Es wurde plötzlich dunkel. Wer stand zwischen ihm und dem Lichte? Er versuchte, die Augen zu öffnen. Die Lider waren von bleierner Schwere. Die Dunkelheit verschwand wieder, aber mit ihr auch die köstliche Wärme, die sein Herz gefüllt hatte. Er fuhr fröstelnd zusammen. — Da schlug aus weiter Ferne unendlich sanfte, traurige Musik an sein Ohr, alte Weisen aus seiner Heimat, seiner Kindheit; aber so klagend, ergreifend schön, wie er sie nie zuvor gehört hatte. — Die Töne gewannen an Kraft und Fülle; und jetzt hörte er eine klare, reine Silberstimme dazu singen.

Er schlug die Augen auf und blickte bestürzt um sich. Die Marquise, die, ihm den Rücken kehrend, am Klavier saß, spielte und sang dazu mit kaum vernehmbar leiser, feiner Stimme. Was mochte sie von ihm denken? Er fühlte sich beschämt. Er wollte sich unbemerkt erheben, aber der kranke Arm machte ihn ungeschickt in seinen Bewegungen, und die Marquise wandte sich nach ihm um.

„Ich hätte Sie ruhig weiterschlafen lassen," sagte sie freundlich, „aber es ist kühl geworden, und ich meinte, die Nachtluft könnte Ihnen schaden."

„Gnädige Frau!" murmelte Günther; „entschuldigen Sie . . ."

„Was soll ich entschuldigen?" fuhr sie in demselben freundlichen Tone fort; „daß Sie müde waren und eingeschlafen sind? — Das verzeihe ich Ihnen gern. Setzen Sie sich zu mir! Wendt hat mir das Lied aufgeschrieben, das Sie neulich sangen; ich will es Ihnen vorspielen."

Sie spielte das Lied noch einmal, das er im

Traume gehört und das ihn aus dem Schlafe geweckt hatte, dann trat sie mit ihm ins Empfangszimmer, das noch immer leer war. Sie erzählte ihm, ihre Mutter und ihre Schwestern hätten bis zum Schluß in der Oper bleiben wollen; sie sei früh nach Hause gefahren, weil sie dem Baron Neubauer versprochen habe, sie wolle ihn an jenem Abend erwarten.

„Dann will ich Sie nicht weiter stören," sagte Günther, sich erhebend.

Es war ihm bereits zu Ohren gekommen, daß Neubauer, einer der reichsten Pariser Bankiers, um die Gunst der Marquise werbe; aber abgesehen davon, war ihm sein Landsmann eine durchaus unsympathische Persönlichkeit. Neubauer gehörte zu jenen Deutschen, von denen bis zum Jahre 1871 viele Tausende von Exemplaren in der Welt umherliefen, die eifrigst bestrebt schienen, ihren Ursprung vergessen zu machen, und die sich etwas darauf einbildeten, für Franzosen, Engländer oder Amerikaner gehalten zu werden. — Der neugebackene Baron Neubauer war Günther schon häufig in der Gesellschaft und im Klub begegnet, noch ehe Günther im Hotel Brô eingeführt worden war. Der Millionär hatte seinem aristokratischen Landsmanne zunächst herablassendes Entgegenkommen gezeigt, ihn gewissermaßen protegieren wollen; aber er hatte bei Günther nicht die geringste Erkenntlichkeit für das ihm bezeugte Wohlwollen gefunden. Wildhagen empfand urwüchsige Antipathie gegenüber der vaterlandslosen Sippe, deren hervorragendstes Mitglied Neubauer in Paris war, und seine Haltung zeigte dies so deutlich, wie es mit den gesellschaftlichen Formen, die er unter allen Umständen zu beobachten bemüht war, vereint werden konnte. Neubauer hatte sich deshalb auch bald wieder von seinem unliebenswürdigen Landsmann abgewandt, den er, wenn er

sich sicher fühlte, von ihm nicht gehört zu werden, als einen Typus des lächerlichen „Krautjunkers“ bezeichnete. Er hatte seinen ehrlichen Namen „Gottfried Neubauer“ in „Le Baron Godefroy de Neubaure“ umgewandelt, und da er Rennpferde hielt, vorzügliche Diners gab, hoch spielte, mit Anstand verlor, wenn ihm das Glück ungünstig war, und sich stets bereit zeigte, jungen reichen Leuten über vorübergehende Geldverlegenheiten hinwegzuhelfen, so war es ihm gelungen, sich zu einer angesehenen Stellung in der Pariser Gesellschaft emporzuschwingen. Es war ganz erklärlich, daß Herr Neubauer sich in Paris wohl befand und daß er in Günther von Wildhagen, der die Lippen eigentümlich spitzte, wenn er den Bankier „Herr Baron“ anredete, eine höchst unliebenswürdige Persönlichkeit erblickte. Neubauer war ein Mann von etwa vierzig Jahren, blond, mit angehender Glatze, mittlerer Größe, etwas schwerfällig, stets mit tadelloser, einfacher Eleganz gekleidet, der alles in allem nicht schlechter und nicht besser aussah als die Mehrzahl seiner Gesellschafts- und Altersgenossen; aber er hatte nichts Liebenswürdiges in seinem Äußern, er sah verschmitzt aus, und niemand würde ihn für gutmütig gehalten haben.

Seitdem Wildhagen in Erfahrung gebracht hatte, daß Neubauer, auf seine Millionen pochend, es wagte, sich um die Gunst der schönen Marquise zu bewerben, konnte er ihn nicht mehr ansehen, ohne Verdruß über sein behäbiges, hochmütiges Gesicht zu empfinden. Er meinte es deshalb auch aufrichtig, als er sich bei Nennung des Namens seines Rivalen erhob, um, wie er sagte, nicht zu stören; außerdem ärgerte er sich mehr, als er es eingestehen wollte, und als er es zu zeigen wagte, daß die Marquise, die im allgemeinen nur wenig Rücksicht auf andre Menschen nahm, früh-

zeitiger als gewöhnlich aus der Oper nach Hause gekommen war, um den Baron nicht zu verfehlen.

„Bitte, bleiben Sie, wenn Sie nichts Besseres vorhaben," sagte Irene, „Sie stören mich durchaus nicht; und ob Sie dem Baron angenehm oder unangenehm sind, ist mir gleichgültig. Ich habe ihn nicht aufgefordert, zu mir zu kommen."

Darauf erzählte sie mit der rücksichtslosen Gleichgültigkeit, die Günther schon bei verschiedenen Gelegenheiten an ihr bemerkt hatte, und die sie in seinen Augen manchmal als kalt und herzlos erscheinen ließ, Neubauer habe ihr gestern geschrieben und sie um die Erlaubnis gebeten, sie heute abend aufsuchen zu dürfen. Sie habe geglaubt, sie werde frei sein, und ihm geantwortet, sie wolle ihn um zehn Uhr zum Tee erwarten.

„Ich hätte es vergessen," setzte sie hinzu, „wenn Wendt, welcher sich unter anderm auch um meine Korrespondenz bekümmert, mich nicht bei Tische daran erinnert hätte. Ich bin übrigens neugierig, was Neubauer mir zu sagen hat."

Günther antwortete darauf nichts und blickte ernst vor sich hin. Sie warf einen forschenden Blick auf ihn, denselben Blick spöttischer Überlegenheit, dem er schon verschiedene Male auf ihrem Gesichte begegnet war und der ihn jedesmal verletzt hatte.

„Nun, Herr von Wildhagen, woran denken Sie?" fragte sie nach einer kurzen Pause.

„An allerlei Dinge!" antwortete er.

„Darf man sich ohne Indiskretion nach der Natur einiger davon erkundigen?"

Da blickte er sie mit seinen hellen Augen fest und traurig zugleich an.

„Sie wissen es ja," antwortete er entmutigt.

Sie errötete leicht und dann sagte sie, die nicht ausgesprochene Bemerkung Günthers beantwortend:

„Nein, das glaube ich nicht; nein, das wagt er nicht“ — und nach einer kurzen Pause setzte sie hinzu: „Und nun bitte ich Sie, mich nicht mit ihm allein zu lassen. Nicht etwa, daß ich mich vor ihm fürchte — ach nein! — aber er würde mich langweilen.“

Er stand hastig auf und ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Ihr Blick war freundlich zutraulich, und sie erwiderte leise den Druck seiner Hand. Wenn Wildhagen noch einige Minuten länger mit Irenen allein geblieben wäre, so würde sich sein Schicksal wahrscheinlich schon an jenem Abend entschieden haben, denn ihm war das Herz so voll von Liebe, Hingebung, Erwartung, dem Wunsche, ein entscheidendes Wort von den Lippen der Geliebten zu hören, daß es ihm schwer geworden sein würde sein Geheimnis noch länger zu bewahren, Irenen nicht schon in jener Stunde das Geständnis seiner Liebe zu machen; aber der Gedanke, daß das Alleinsein mit der Geliebten jeden Augenblick durch den Eintritt Neubauers gestört werden, daß er nicht alles sagen könnte, was er sagen wollte, daß ein halbes Geständnis möglicherweise Mißverständnisse erzeugen würde — dies und ähnliches hielt die Worte, die ihm auf den Lippen schwebten, zurück. Er entfernte sich wieder von der Marquise und ließ sich auf seinem alten Platz an der andern Seite des Tisches nieder. Ihre Augen ruhten mit einem unverkennbaren Ausdruck von Wohlgefallen und Wohlwollen auf ihm. Sie hatte bei seinem Eintritt bemerkt, daß er den Arm in der Binde trug. Jetzt, da sie sein stilles, trauriges Gesicht betrachtete, rührte sie dies plötzlich.

„Wollen Sie mir nicht etwas vorspielen?“ fragte sie.

Er deutete durch eine Kopfbewegung auf den kranken Arm und sagte, verlegen lächelnd:

„Ich kann es heute nicht.“

„Ach ja!“ sagte sie, „ich dachte nicht daran.“

Sie hatte in der Tat nicht daran gedacht, obgleich sie ihn eine Sekunde vorher wegen seiner Verwundung bemitleidet hatte.

Dann will ich Ihnen einen andern Vorschlag machen,“ fuhr sie fort. „Wir wollen in den Garten gehen. Der langweilige Baron wird kommen, aber das soll uns vorläufig nicht stören.“ Sie klingelte. „Wenn der Baron Neubauer kommt,“ sagte sie dem eintretenden Diener, „so bitten Sie ihn, einen Augenblick zu warten, und melden Sie mir seine Ankunft. Ich bin im Garten.“

Und damit stand sie auf und trat mit Günther auf den offenen Balkon, von dem eine breite Treppe von wenigen Stufen in den Garten führte.

Die beiden gingen stumm nebeneinander her, aber nur wenige Sekunden, dann vernahmen sie bereits die schnellen Tritte des Dieners.

„Der Herr Baron von Neubauer wartet im Empfangszimmer!“

„Der langweilige Mensch!“ murmelte Irene vor sich hin.

Sie näherte sich zaudernden Schrittes dem Hause wieder. Unten an der Treppe blieb sie stehen und blickte träumerisch um sich.

„Es ist heute so schön hier im Freien.“ — Ihr Blick streifte Günthers Antlitz und blieb darauf haften, und die beiden jungen, schönen Menschen sahen sich lange und innig an. Sie deutete auf seinen kranken Arm, in welchem Zusammenhange, das wußte sie selbst nicht, dann reichte sie ihm die Hand und sagte zutraulich: „Wir sind gute Freunde,“ und gleich darauf stieg sie leichten Schrittes die Stufen empor und trat in das Empfangszimmer. Wildhagen folgte ihr.

Neubauer war sichtlich unangenehm überrascht,

als er die Marquise in Begleitung seines Rivalen erscheinen sah. Auch konnte er seine Fassung nicht sogleich wiedergewinnen. Es war für Wildhagen ein peinlicher Gedanke, daß Irene den verlegenen Baron mit der ihr eignen Rücksichtslosigkeit fragen könnte, warum er eine Zusammenkunft mit ihr erbeten hätte. Er wollte dem Baron nicht wohl, aber er konnte sich nicht an dessen großer Verlegenheit weiden. Er war jetzt beruhigt darüber, daß Irene einen etwaigen Antrag Neubauers zurückweisen würde; aber sie mochte das unter vier Augen mit ihm abmachen; er wollte nicht Zeuge der Niederlage seines Nebenbuhlers sein. Er sah, wie Irene den Kopf hob und ihren Blick auf Neubauer richtete. Es war ihm, als würde sie jetzt sagen: „Darf ich fragen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?“ — Diese Frage und eine stammelnde Antwort darauf wollte Wildhagen nicht hören. Er begann zu sprechen, ohne zunächst zu wissen, was er eigentlich sagen wollte. Es lag ihm nur daran, Irenen in dem Augenblick nicht zu Worte kommen zu lassen. Diese schien seine Absicht zu verstehen, denn sie nickte ihm lächelnd zu und ging bereitwillig auf das von Wildhagen angeregte gleichgültige Gespräch ein; dabei blickte sie ihn, als sie sich von Neubauer unbeobachtet wähnen durfte, zutraulich und verständnisvoll an, als wollte sie sagen: „Wir verstehen uns; Sie sehen, ich helfe Ihnen.“ Wildhagen fühlte sich so glücklich, daß sogar sein Übelwollen gegen Neubauer schwand und sein Benehmen diesem gegenüber zuvorkommend und liebenswürdig wurde; aber der Herr Baron zeigte dafür keine Erkenntlichkeit; er wurde mit jeder Minute verdrießlicher, sprach bald kein Wort mehr, sondern sah ingrimmig vor sich hin oder warf finstere Blicke auf die beiden jungen Leute, deren glückliche Laune aus den leuchtenden Augen

strahlte und von den lächelnden Lippen zu lesen war — und als plötzlich das Geräusch eines Wagens, der vor dem Hotel Brô gehalten hatte, und weibliche Stimmen auf der Treppe und im Vorzimmer verkündeten, daß die Prinzessin mit ihren Töchtern heimgekehrt sei, da ergriff der Baron seinen Hut und — die Bewegung benutzend, welche das Hereintreten der Damen und ihrer Begleiter, der italienischen Verwandten, verursachte — entfernte er sich, ohne daß die andern, außer Günther und Irene, es bemerkt hätten. Letztere aber lachte laut auf, als sich die Tür leise hinter dem Baron geschlossen hatte, und wie ein Kind, dem ein mutwilliger Streich gelungen ist, und das dies dem vertrauten Spielgefährten mitteilt, flüsterte sie Wildhagen zu: „Den hätten wir ordentlich abgefertigt; der kommt so bald nicht wieder!“ und dann setzte sie ernster hinzu: „Ich habe wohl bemerkt, daß Sie ihn zu schonen wünschten; er verdient es gar nicht — aber Sie sind ein guter Mensch!“ und dabei reichte sie ihm die Hand und drückte die seine herzlich.

Von jenem Tag ab wurde das Verhältnis zwischen Irenen und Günther mit jedem Tage zutraulicher und inniger. Diese bekümmerte sich eigentlich nur noch um ihn, sobald er sich bei ihr sehen ließ, und die andern Gäste blieben sich selbst überlassen und waren auf die Unterhaltung mit der alten Prinzessin und ihren jungen Töchtern angewiesen. Irene legte sich bei dieser Bevorzugung Günthers nicht den geringsten Zwang auf, so daß es bald von allen Mitgliedern des Hausstandes bemerkt wurde; außer dem alten Wendt schien sich jedoch niemand darum zu kümmern. Dieser aber verfolgte das junge Paar manchmal mit sorgenvollen Blicken. Er hatte sich mit Günther bis zu einem gewissen Grade befreundet, wenigstens war es klar, daß die beiden sich gegenseitig wohlwollten.

— Eines Abends begleitete Wendt seinen Landsmann nach dessen Wohnung. Er war während des Weges schweigsam, und erst vor der Tür des von Günther bewohnten Hauses sagte er plötzlich: „Ich beobachte Sie seit geraumer Zeit, verehrter junger Freund — Sie spielen ein gefährliches Spiel."

Günther verstand sogleich, wovon der andre sprach doch fragte er:

„Was wollen Sie sagen?"

Wendt antwortete leise:

„Sie haben sich in die Marquise verliebt. Das war vorauszusehen . . . aber geben Sie sich keinen Hoffnungen hin . . . Sie würden sich nur Enttäuschungen aussetzen."

Günther blickte den Musiker fragend und verwirrt an.

„Ich kenne sie seit langer Zeit," fuhr Wendt nachdenklich fort; „Sie dürfen sich nicht einbilden, daß Sie sie verstehen. Sie ist ein eigentümliches Wesen. In Italien mag es viele geben, die ihr gleichen, in Deutschland habe ich keine Frau angetroffen, auch in deutschen Büchern nicht, die ihr ähnlich wären. Sie ist nicht bösartig, sie ist nicht kleinlich, aber sie ist auch nicht gutmütig. Sie ist hartherzig — sie hat gar kein Herz. Sie könnten ebensogut diesen Stein rühren wie sie. Sie hat eine ruhige Freude am Schönen und Großen, sie verachtet das Kleinliche; das Häßliche ist ihr widerwärtig; aber sie wartet, daß das eine oder das andre an sie herantrete, um sich dem Gefälligen zuzuneigen oder von dem Häßlichen abzuwenden: eins so ruhig und kalt wie das andre. Große Erregungen in Freud oder in Leid kennt sie nicht. An Ihnen findet sie Gefallen. Sie freut sich, wenn Sie kommen, wie sie sich über gutes Wetter freut. Regnet es, so nimmt sie ein

Buch oder spielt Klavier und vergnügt sich damit auch ganz gut. Sind Sie nicht da, so denkt sie nicht an Sie. Sie fehlen ihr nicht. Niemand fehlt ihr jemals. Sie empfindet kaum das Erscheinen oder Verschwinden ihrer eignen Mutter oder ihrer Schwestern, obgleich sie an diesen mit aller Liebe hängt, der sie überhaupt fähig ist . . . Ich . . ." Wendt stockte, „ich . . ." aber weiter kam er nicht.

„Warum sagen Sie mir das alles?" fragte Günther zutraulich.

„Weil ich Sie vor einem Unglück bewahren möchte," antwortete Wendt. Er seufzte und setzte leise, gleichsam zu sich selbst redend, hinzu: „Vor einem schweren Unglück!"

Günther wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Es kam ihm plötzlich der Gedanke, daß das vertrocknete Männchen andre Gefühle für die Marquise hege oder gehegt habe als die einfacher, freundschaftlicher Ergebenheit. Er hätte dazu lächeln können, wenn der arme Wendt ihm nicht leid getan hätte. Der kleine Musiker mit dem gelben Haar, dem vergrämten Gesichte, dem stillen, traurigen Blick war als Verliebter der schönen Irene eine tragisch-komische Gestalt. Die Erfahrungen, die er gemacht haben mochte, konnten für Wildhagen nicht maßgebend sein. Wildhagen besaß nur wenig persönliche Eitelkeit, aber er mußte sich sagen, daß er als Bewerber um die Liebe der schönen jungen Frau in jeder Beziehung günstiger ausgestattet sei als der niedergeschlagene, alternde Mann, dessen Liebe für Irenen, wenn sie überhaupt bestand, von Anfang an eine gänzlich hoffnungslose gewesen sein mußte.

„Ich danke Ihnen für den Anteil, den Sie an meinem Schicksal nehmen," sagte Günther, „hoffentlich droht mir kein Unglück. Gute Nacht, lieber Herr Wendt!"

Vor dem Einschlafen dachte Günther noch eine Weile über das nach, was der alte Musiker ihm gesagt hatte, aber es beunruhigte ihn nicht. Vor einer halben Stunde noch hatte ihm Irene mit herzgewinnendem Lächeln die Hand zum Abschied gereicht, und ihre tiefen Augen hatten seinen sehnsüchtigen, langen Blick wie mit einem ruhigen Versprechen erwidert.

„Sie weiß, daß ich sie liebe, und sie duldet mich in ihrer Nähe, ja, sie sucht meine Gesellschaft. — Warum sollte sie mich täuschen?"

Am nächsten Abend dachte er nicht mehr an die Mitteilungen des Musikers. Er war in außergewöhnlicher Aufregung, er wollte noch heute die Frage stellen, von deren Beantwortung sein Lebensglück abhing. Er hatte am Morgen einen Brief von seinem Vater erhalten, der ihm anempfahl, seine Rückreise zu beschleunigen, jedenfalls alles auf seine sofortige Abreise vorzubereiten. Infolge der kriegerischen Aussichten, so schrieb der alte Baron, müsse Günther jeden Augenblick gewärtig sein, einen Einberufungsbefehl zu erhalten. — Wildhagen war durch und durch Soldat. Nicht eine Sekunde kam ihm der Gedanke, ob es eine Möglichkeit gebe, sich der von ihm voraussichtlich verlangten Dienstleistung zu entziehen. Nein! Wenn der Befehl zum Ausrücken kam, so mußte er reiten, das stand fest, daran war nicht zu rütteln und zu rühren — und daher war es notwendig, vorher alles in Ordnung zu bringen.

Im Salon der Marquise fand Günther die gewöhnlichen Gäste und die gewöhnliche ruhige Unterhaltung. Er wurde empfangen, wie man ihn seit Wochen empfing: von der alten Prinzessin mit herablassender Beugung des stolzen Hauptes, von den Italienern mit dem üblichen artigen Gruß, der seit dem Zweikampf mit Raynaud etwas an Herzlichkeit

gewonnen hatte; von den beiden jungen Mädchen, den Schwestern Irenens, mit freundlichem, unbefangenem Lächeln — verlegen hatte Wildhagen überhaupt noch kein Mitglied der italienischen Familie gesehen — und von Irenen mit dem verheißenden Blick, der ihn gestern Abend bis in seine Träume verfolgt hatte. Wenn der Blick nicht von Liebe sprach, Liebe versprach, was konnte, was sollte er bedeuten? Doch zitterte Günther bei dem Gedanken, daß er dies nun bald aus ihrem Munde hören werde.

Er setzte sich, einem Zeichen ihrer Augen folgend, zu ihr, und schon nach wenigen Minuten steuerte er geradeswegs dem Ziele zu, das er sich vorgesetzt hatte. Er erzählte ihr von dem Briefe seines Vaters und daß er Paris bald, möglicherweise schon morgen verlassen werde.

„Sie wollen uns verlassen?" fragte sie. Ihre Stimme war ganz ruhig, aber wie sie ihn anblickte, da glaubte er zu erkennen, daß sie bewegt sei.

„Ich habe keine Wahl," antwortete er leise; „ich muß zu meinem Regiment, wenn ich einberufen werde."

„Sie müssen?" unterbrach sie ihn. Ein Lächeln — Zweifel, Verwunderung, Spott — schwebte auf ihren Lippen.

Er blickte verlegen um sich. Niemand schien ihn und Irenen zu beobachten; aber es war ihm unmöglich, in der Nähe so vieler Zeugen sein Herz zu öffnen.

„Könnte ich doch einige Minuten mit Ihnen allein sein," sagte er bittend, dicht zu ihr gewandt, so daß sie allein seine Worte hören konnte.

Ihre Augen schweiften langsam über die Gesellschaft.

„Kommen Sie in den Garten!" sagte sie mit halblauter Stimme. Sie erhob sich gelassen, durch-

schritt das Musikzimmer, trat auf den Balkon und stieg von dort die Treppe hinab in den stillen, einsamen Garten. Am Fenster des Musikzimmers saß Wendt, von der übrigen Gesellschaft abgesondert. Er hatte die Arme über die Brust gekreuzt, den Kopf gesenkt und saß in gebeugter Haltung wie ein alter, kraftloser Mann. Trotz des warmen Wetters hatte er einen Überrock lose über seine Schultern geworfen. Irene betrachtete ihn im Vorübergehen und lächelte seltsam; weder Wendt noch Günther bemerkten es. Jener hatte seinen Kopf dem Park zugewandt, und Günther ging hinter Irenen.

Im Garten herrschte bereits tiefe Dämmerung. Die Luft war schwer und schwül. Die blühenden Bäume dufteten stark. Die beiden jungen Gestalten gingen einige Minuten stumm nebeneinander her; von Zeit zu Zeit berührte ihre Schulter durch die Bewegung des Gehens mit kurzem, ganz leichtem zufälligem Stoß seinen Arm. Als sie sich aus dem Lichtkreise des Hauses entfernt hatten, traten sie in den tiefen Schatten eines schmalen Ganges, aus alten, dicht belaubten Linden gebildet. Wieder fühlte er die leise Berührung ihrer Schulter. Er wagte es kaum, den Arm zu bewegen, und die Schulter blieb an demselben ruhen; und er empfand, zusammenschauernd, wie sie sich inniger anlegte.

Am äußersten Ende des dunkeln Ganges erhob sich ein kleines Gartenhaus. Es war ein Lieblingsaufenthalt Irenens, in den sie sich manchmal zurückzog, wenn sie ungestört lesen oder ruhen wollte. Die andern Mitglieder des Hausstandes betraten das einzige Zimmer, das der Pavillon enthielt, beinahe nie. Man betrachtete es als Irenens besonderes Gemach. Außer einem Schreibtisch und einer kleinen Bibliothek befanden sich darin nur noch einige einfache Möbel.

Günther und Irene hatten das Gartenhaus erreicht und waren vor der offenen Tür desselben stehen geblieben. Da legte Irene ihre Hand auf Günthers Arm und wiederholte leise:

„Sie wollen uns verlassen?"

„Wie könnte ich Sie verlassen wollen?" erwiderte er traurig. „Wissen Sie nicht, daß Sie mir alles sind, alles was mir das Leben teuer macht? Muß ich noch gestehen, was Sie ja längst erkannt haben, daß ich Sie liebe, unbeschreiblich liebe?"

Er sprach mit Inbrunst, aus tiefster Seele, er ergriff ihre Hand, die auf seinem Arm ruhte, und führte sie an seine Lippen und bedeckte sie mit Küssen — sie ließ es geschehen.

„Und Sie wollen uns verlassen?" wiederholte sie tonlos.

„O Irene!" sagte er. Es durchrieselte ihn heiß und kalt, er zitterte wie im Fieber; ohne zu wissen, was er tat, legte er den Arm um den schlanken Leib und zog ihn leise an seine Brust. Sie folgte widerstandslos, sie atmete kurz und schwer. Er fühlte den Schlag ihres pochenden, jungen Herzens, das Wogen ihrer Brust; langsam, stumm beugte sie das Haupt zurück und, die Augen geschlossen, bot sie den heißen Mund zum Kusse dar.

„Und Sie wollen mich noch verlassen?" fragte sie nach einer langen Pause.

„Um bald wiederzukehren, Irene, um Sie mein zu machen, mein für ewig, um Sie nie wieder zu verlieren!"

„Jetzt wünsche ich, daß Sie bleiben!" sagte sie kurz.

„Das kann ich nicht!"

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich es wünsche — daß ich darum bitte — daß es notwendig ist — daß Sie

es sollen — daß Sie es müssen! Sie müssen bleiben, hören Sie mich? Ich verlange es!"

Sie sprach mit unterdrückter, aber leidenschaftlich erregter Stimme.

„Ich kann es nicht!"

Sie näherte sich ihm wieder. Sie legte ihre beiden Hände um seinen Nacken und zog seinen Mund noch einmal an ihre Lippen.

„Günther, ich bitte dich, bleibe! Wenn du mich liebst, so wirst du bleiben!"

„Um Gottes willen, Irene, glauben Sie mir, ich kann es nicht!"

„Sie können nicht? Nein, Sie wollen nicht!"

Sie ließ die Hände sinken, wandte sich und ging schnellen Schrittes dem Hause zu. Er war an ihrer Seite. Aber wie er auch flehte und bat, nicht ein Wort, nicht einen Blick konnte er von ihr erhaschen, und als er ihre Hand ergreifen wollte, zog sie sie unwillig und schnell zurück. Am Fuße der Treppe blieb sie einen Augenblick stehen; sie strich mit beiden Händen über ihr glattes dunkles Haar, und dabei sah sie ihn fragend und streng an, als richte sie noch einmal stumm die Aufforderung an ihn, sich ihrem Wunsche zu fügen; aber er blieb fest. Er war wieder ruhiger geworden.

„Es ist unmöglich," sagte er traurig und verzweifelt, „es wäre eine Feigheit. Verlangen Sie es nicht von mir!"

Da wandte sie sich achselzuckend ab und stieg die Treppe hinauf. Sie durchschritt wieder das große Musikzimmer, in dem Wendt noch immer in derselben Stellung saß, in der die beiden ihn vor einer halben Stunde verlassen hatten. Er wandte nicht einmal den Kopf nach ihnen.

Irene trat langsam und gelassen in das Empfangs-

zimmer und ließ sich dort auf ihrem alten Platze neben einem kleinen Tische nieder, auf dem eine hohe Lampe brannte. Das durch einen farbigen, breiten Schirm herabgeschlagene Licht fiel hell auf ihr Antlitz. Es war bleich und still, wie Günther es immer gesehen hatte; aber der freundliche, herzliche Zug auf demselben, der ihn seit einigen Tagen beglückt, war verschwunden. Streng und kalt blickte sie vor sich hin.

Günther war im dunkeln Musikzimmer stehen geblieben. Er hatte nicht den Mut, sich in diesem Augenblick der zahlreichen im Nebenzimmer versammelten Gesellschaft zu zeigen. Er betrachtete Irenen, und das Herz wurde ihm schwer. Aus dem strengen Munde mit den fest zusammengepreßten, schmalen Lippen durfte er keine gute Antwort auf sein Flehen um ihre Liebe erhalten. — Sollte er ihr gehorchen? Sollte er bleiben? Nein, das war unmöglich! Sollte er auf Irenen, auf sein ganzes Glück verzichten? — Er wußte keinen Rat. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Wendt, der bis dahin unbeweglich am Fenster gesessen hatte, wandte langsam den Kopf und musterte die von dem Licht des Empfangszimmers schwach beleuchtete Gestalt Günthers. Nach einer Weile erhob er sich und trat zu diesem heran.

„Sie haben mich nicht hören, Sie haben mir nicht glauben wollen! Hatte ich nicht recht?“

Günther antwortete nicht.

„Was ist geschehen?“ fragte Wendt weiter.

„Ich werde Paris morgen oder übermorgen verlassen müssen,“ antwortete Wildhagen.

„Warum?“

Der andre sprach kurz von dem Briefe seines Vaters und von dem erwarteten Einberufungsbefehl.

„Sie haben es ihr mitgeteilt?“

„Ja!"

„Was sagte sie dazu?"

Günther schwieg.

„Sie verlangt, daß Sie bleiben. Natürlich! Was kümmert sie Ihre Ehre ... Werden Sie ihr gehorchen?"

Günther bemerkte gar nicht, daß ihm in diesem Augenblick ein Geheimnis entrissen wurde.

„Ich kann es nicht!" antwortete er trostlos.

Wendt ergriff seine Hand und drückte sie leise und herzlich.

„Junger Freund," sagte er eindringlich, „es gibt in jedem Leben nur einen geraden Weg bis zum Ende! Wehe, wer davon abweicht!"

Günther bedeckte sich die Augen mit der Hand, dann trat er an das Fenster und blickte in die stille, warme Nacht hinaus. Er erkannte die lange Doppellinie der hohen Bäume, welche den schmalen Gang bildeten, in dem er vor wenigen Minuten sein Glück zu halten gewähnt hatte. — Und jetzt wäre es ihm entschwunden? Er wollte, er konnte den Gedanken nicht ausdenken. Er trat in das Zimmer zurück, näherte sich dem Klavier und schlug gedankenlos einige leise Akkorde an. Irene wandte den Kopf und lauschte; dann, als die Musik wieder verstummt war, erhob sie sich und trat in das angrenzende Zimmer, in dem Günther und Wendt sich befanden.

„Spielen Sie das kleine, traurige Lied, das ich gern höre," sagte sie.

„Mein Arm ist noch etwas ungeschickt," antwortete er, „aber ich will es versuchen."

„Und damit wollen Sie reisen, reiten, sich schlagen?" sprach sie spöttisch.

Er antwortete nicht. Er hatte sich gesetzt und begann das Lied. Er spielte es leise, sanft, in vollen

Akkorden und schönen Harmonien, mit schwachem, unendlich wehmütigem Ausdruck.

Sie legte, unbekümmert um Wendt, der wieder an das Fenster getreten war, aber sein Gesicht dem Spielenden zugewandt hatte, ihre Rechte auf Günthers Haupt. Langsam glitt die Hand hinunter und berührte seine Stirn, seine Augen, den Mund; dort blieb sie an seinen Lippen haften; dann legte sich die Hand einen Augenblick leidenschaftlich fest auf seinen Mund, gleichsam wie eine Erwiderung auf seinen Kuß, und gleich darauf wurde sie schnell losgerissen und zurückgezogen. Irene murmelte einige unverständliche Worte.

„Was sagten Sie?" fragte Günther erregt; aber sie antwortete nicht und entfernte sich schnell durch eine Tür, die, ohne das große Empfangszimmer zu berühren, auf den Flur und von dort nach den andern Teilen des Hauses führte. — Günther folgte bald auf demselben Weg, um sich nach seiner Wohnung zu begeben, nachdem er von dem alten Wendt durch einen stummen Händedruck Abschied genommen hatte.

Am nächsten Morgen erhielt Günther das erwartete Telegramm. Sein Vater teilte ihm mit, der Einberufungsbefehl sei soeben abgegeben worden. Die Depesche enthielt weiter kein Wort. Der alte Herr war berechtigt, als selbstverständlich anzunehmen, daß sein Sohn der an ihn ergangenen Aufforderung unbedingt und ohne weiteres folgen würde; auch irrte er sich darin nicht. Es kam Günther nicht einen Augenblick der Gedanke, seine Abreise von Paris um seiner Liebe willen auch nur zu verzögern, geschweige denn einzustellen. Aber er hatte noch einen freien Tag vor sich. Er konnte Paris erst am Abend verlassen. Die nächsten Stunden gehörten ihm! Er durfte und wollte sie benutzen. Er sandte einige Zeilen an

Irenen mit der Bitte, ihm die Gnade zu erweisen, ihn im Laufe des Tages, vor sechs Uhr nachmittags, zu empfangen; er müsse am Abend abreisen, und es sei sein sehnlichster Wunsch, sie vorher zu sehen, persönlich von ihr Abschied zu nehmen. Der Bote, den er beauftragt hatte, auf Antwort zu warten, kam mit dem mündlichen Bescheide zurück: „Es wäre gut!"

„Wem haben Sie den Brief gegeben?" herrschte Günther den Mann an.

„Einem Diener."

„Nun?"

„Er hat den Brief hineingetragen und ist nach wenigen Minuten zurückgekommen und hat mir gesagt, es wäre gut."

Günther stand einige Minuten ratlos.

„Sind Sie rasch gekommen?"

„So rasch ich konnte, gnädiger Herr!"

„Hier ist ein Trinkgeld für Sie. Nun laufen Sie schnell nach dem Hotel Brô zurück und sagen Sie demselben Diener, den Sie gesprochen haben, es sei Ihnen unterwegs eingefallen, daß Sie beauftragt worden wären, eine schriftliche Antwort zurückzubringen. Sie bäten darum. Und wenn Sie sie mir bringen, so bekommen Sie zwanzig Franken."

Der Mann eilte die Treppe hinunter, Günther, der ihm aus dem Fenster nachblickte, sah ihn sich in schnellem Lauf entfernen. Nach einer Weile, die dem Harrenden unendlich lang erschien, kehrte der Bote zurück — mit leeren Händen.

„Unmöglich, eine Antwort zu bekommen, gnädiger Herr!" brachte er mit fliegendem Atem hervor. „Ich habe den Diener bewegt, zweimal hineinzugehen. — Mein Stand ist seit Jahren an der Ecke der Rue Billault. Der Diener kennt mich und hat mir schon manchen Auftrag gegeben. Ich habe ihm gesagt, ich

könnte ein gutes Trinkgeld verdienen, er möchte mir dazu behilflich sein. Das zweite Mal kam er mit dem Bescheide zurück, die gnädige Frau sei ungeduldig geworden und habe ihm die Tür gewiesen; es gäbe weiter keine Antwort auf den Brief als — es wäre gut."

Der Savoyarde berichtete eifrig und ausführlich im scharfen Dialekt seiner Heimat. Er wollte von den in Aussicht gestellten zwanzig Franken wenigstens einen Teil verdienen. Günther gab ihm die volle Summe. Der Dienstmann war ganz verwirrt.

„Ich stehe dem gnädigen Herrn stets zu Diensten, — wann der gnädige Herr befehlen."

Günther machte ihm ein Zeichen, daß er allein zu sein wünschte, und der Mann entfernte sich mit tiefen, ungeschickten Verbeugungen.

Es war zehn Uhr morgens. Man frühstückte um zwölf Uhr im Hotel Brô. Günther nahm sich vor, um diese Stunde zu Irenen zu gehen. Er würde sie zwar in Gesellschaft inmitten ihres zahlreichen Hausstandes, unter den Augen der aufwartenden Dienerschaft sehen — aber er würde sie sehen. Das war zunächst die Hauptsache.

Nahmen die zwei Stunden kein Ende! Wartete er wirklich erst seit einer Stunde? War die Uhr nicht stehengeblieben? Er hielt sie ans Ohr: „Ticktack!" Unbegreiflich! Da wurde schüchtern bei ihm angeklopft. Günther sprang an die Tür. Was erwartete er? Irenen vielleicht? — Verliebte sind verrückt! — Wenigstens ein Lebenszeichen von ihr, die ersehnte Antwort auf seinen Brief! Das breite rote Gesicht des Savoyarden glotzte ihm entgegen.

„Gnädiger Herr!"

„Nun, haben Sie Antwort?"

„Nein, gnädiger Herr! Aber soeben, vor einer Minute, sind die Herrschaften aus dem Hotel Brô

davongefahren; zwei Wagen, im ersten saßen die Prinzessin und die Marquise und die zwei jungen Damen, die Schwestern der Marquise; im zweiten vier Herren, die im Hotel Brô wohnen, drei Auswärtige, Verwandte der Prinzessin, glaube ich, der vierte, der kleine alte Herr, der Sekretär der Frau Marquise. Ich sagte mir, es könnte dem gnädigen Herrn vielleicht daran liegen, es zu wissen, und deshalb bin ich hergelaufen."

„Wohin sind sie gefahren?"

„Ich werde mich sogleich erkundigen, gnädiger Herr; ich wollte Ihnen nur zunächst Nachricht bringen. In zehn Minuten bin ich wieder hier."

In seinem Diensteifer hatte der Mann die Tür schon wieder in der Hand.

„Ich werde selbst gehen," sagte Wildhagen.

Er tat es auch, aber ohne Erfolg.

Alles, was er feststellen konnte, war, daß die Herrschaften aufs Land gefahren seien — nach Saint-Germain, meinte der Portier — und wohl erst spät zurückkehren würden, denn der Koch sei für den ganzen Tag beurlaubt worden.

Der besondere Diener der Marquise, der dem Baron Wildhagen gewogen war, weil dieser, einer schlechten deutschen Gewohnheit gemäß, die jedoch bei der französischen Dienerschaft großen Anklang fand, das Haus selten verließ, ohne diesem oder jenem ein paar Franken in die Hand gedrückt zu haben — wiederholte Günther, was ihm bereits durch den Dienstmann berichtet worden war. Er, der Diener, sei es gewesen, der den Brief des Herrn Baron der Frau Marquise übergeben, sie habe ihn auch sofort gelesen und dann einfach gesagt: Es wäre gut! Einen andern Bescheid hätte er auch später nicht erhalten können.

Günther hätte gern erfahren, wie die Marquise beim Lesen des Briefes ausgesehen, in welchem Tone sie gesprochen habe. Es war ihm jedoch unmöglich, den Diener auszuforschen; er hätte sich dessen geschämt, aber er gab ihm ein letztes reichliches Trinkgeld, und der kluge Diener, der gewisse Seiten des menschlichen Herzens im jahrelangen Verkehr mit schönen, vornehmen und schönen, nicht vornehmen Frauen recht gut kennen gelernt hatte, hielt sich für verpflichtet, als Gegenleistung für das Trinkgeld noch einiges zu berichten. Wildhagen zog sich während der Zeit langsam die Handschuhe an und blickte gleichgültig umher, als ob ihn die Sache nichts anginge; aber er verlor kein Wort von dem, was der Diener sagte, und erwog nachher noch jede Silbe.

„Die gnädige Frau hatte wohl schlecht geruht, sie war übler Laune; ich wußte es schon am frühen Morgen durch die Kammerzofe. Sie öffnete den Brief schnell und zerriß dabei das Kuvert; sie las ihn erst hastig durch und dann noch einmal langsam und mit Aufmerksamkeit. Sie dachte etwa eine halbe Minute nach und näherte sich dem Schreibtisch, so daß ich glaubte, sie werde den Brief beantworten; aber nach kurzem Nachdenken sagte sie, wie ich bereits die Ehre hatte zu melden: Es wäre gut! Und dieselben Worte wiederholte sie mit größerer Bestimmtheit und einiger Ungeduld, als ich später noch zweimal um schriftlichen Bescheid anfragte. Gleich nachdem dies zum letzten Male geschehen war, begab sich die gnädige Frau zur Prinzessin, mit der sie wohl den Ausflug nach Saint-Germain verabredete, denn als sie aus dem Zimmer der Prinzessin wieder heraustrat, beauftragte sie mich, die Wagen zu bestellen. Bei der Abfahrt sah die gnädige Frau sehr heiter und wohl aus."

„Ich reise heute ab," sagte Wildhagen, und er bemühte sich, in gleichgültigem Tone zu sprechen. „Sollte die Frau Marquise vor acht Uhr zurückkehren, so benachrichtigen Sie mich, damit ich mich ihr persönlich empfehlen kann. Ich werde von sechs Uhr ab in meiner Wohnung sein."

„Ich werde den Auftrag genau ausführen; der gnädige Herr können sich auf mich verlassen."

Wildhagen trat langsam den Rückzug an. Er wußte sich von dem Kammerdiener beobachtet, und er war bemüht, auch diesem gegenüber gute Haltung zu bewahren, aber es gelang ihm nicht, den erfahrenen Mann zu täuschen.

„Der hat sich ordentlich die Flügel verbrannt," sagte der lange Jean vor sich hin. „Schade! Er ist ein liebenswürdiger Mensch; aber er wird schon wiederkommen! Qui a bu, boira!"

Um sechs Uhr standen Wildhagens Koffer fertig gepackt in seinem Zimmer. Er selbst saß dort im Reiseanzug und wartete — wartete auf Bescheid aus dem Hotel Brô. Mit dem Glockenschlage acht trat der lange Jean in das Zimmer. Die Herrschaft wäre noch nicht angekommen. Wildhagen war bereits auf die Nachricht vorbereitet. Das Schlimmste war nun eingetroffen, aber er hatte nichts Besseres erwartet. Er übergab dem Diener mehrere mit p. p. c. bezeichnete Visitenkarten, die er vorher schon bereitgelegt hatte, und trug ihm auf, dieselben an ihre Bestimmung gelangen zu lassen.

„Ich werde nicht verfehlen, gnädiger Herr . . ." Der lange Jean zauderte. „Der gnädige Herr können ganz über mich verfügen," — mit starkem Ausdruck auf das Wort „ganz" — „ich werde das Vertrauen des gnädigen Herrn zu rechtfertigen wissen."

Aber Wildhagen wollte nicht verstehen und sagte nur: „Ich danke Ihnen!"

Darauf entfernte sich der Diener, und damit war für den Augenblick die letzte Brücke, die zum Hotel Brô führte, abgeschlagen. Bald darauf meldete der Hausknecht, alles Gepäck sei in der Droschke. Wildhagen blickte sich noch einmal trostlos in dem freundlichen kleinen Zimmer um, in dem er die schönsten Träume seines Lebens geträumt hatte, und verließ dasselbe schweren Herzens. Unten im Hause waren der Portier, die Hausdiener und Mädchen versammelt, die bereits alle reichlich beschenkt worden waren und die sich nun dem anspruchslosen, freundlichen Gaste, den sie ungern scheiden sahen, empfehlen wollten. Zuletzt erschien auch noch Madame Braçon, die Wirtin, eine sehr elegante und noch hübsche Frau, die den Herrn Baron bat, ihr Haus in gutem Andenken zu bewahren und es bei seinem nächsten Besuche wieder beehren zu wollen. Wildhagen drückte ihr die Hand, nickte nach rechts und links, sagte ein halbes Dutzendmal: „Auf Wiedersehen!", als verabschiede er sich von guten Freunden, und ehe er es sich versah, saß er in der dunkeln Droschke und rollte die spärlich erleuchteten Champs Elysées hinunter, dem Nordbahnhofe zu. Er musterte jeden Wagen, an dem er vorbeifuhr, er erwartete noch immer mit dem schwächsten, aber noch nicht ganz erloschenen Schimmer von Hoffnung, die Marquise zu sehen — und erst als er die Boulevards verlassen hatte und in eine lange Seitenstraße eingebogen war, die geradeswegs nach dem Bahnhof führte, warf er sich in eine Ecke des Wagens zurück und blieb dort, in dumpfem Hinbrüten versunken, sitzen, bis die Droschke Halt machte und dienstfertige Gepäckträger seine Koffer ergriffen hatten und ihn fragten, wohin er reise.

„Nach Berlin!" antwortete er mechanisch.

Um dieselbe Stunde kehrten die Bewohner des

Hotels Brô von dem Ausflug nach Saint-Germain zurück, ermüdet und gelangweilt. Die Prinzessin begab sich auf ihr Zimmer und erschien an jenem Abend nicht wieder. Die andern Hausbewohner versammelten sich gegen zehn Uhr in gewöhnlicher Weise im großen Empfangsraum. Auf dem Tische lag auch Wildhagens Karte. Der alte Prinz, für den Günther sich mit dem schönen Olivier geschlagen hatte, war der einzige, der eine Bemerkung dazu machte.

„Der Baron ist abgereist?" sagte er. „Ich ahnte es nicht; ich hätte ihm gern die Hand zum Abschiede gedrückt."

„Von wem sprichst du?" fragte Irene.

„Von Baron Wildhagen. Hier ist seine Karte p. p. c."

Die Marquise nahm die Karte in die Hand, blickte sie aufmerksam an und legte sie wieder nieder. Nach einer kleinen Weile stand sie auf und ging in den Garten, wo sie ungewöhnlich lange Zeit verblieb. Als sie wieder im Empfangszimmer erschien, bemerkte ihre Schwester, sie sähe leidend aus, ob ihr etwas fehle. Sie antwortete, der lange Aufenthalt in der freien Luft habe sie etwas angegriffen. Gleich darauf zog sie sich schleppenden, müden Ganges in ihre Gemächer zurück.

2

Günther fand unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin so viel zu tun, daß er sich beim besten Willen seinem Liebesschmerz nicht hingeben konnte, so sehr ihn derselbe auch peinigte. Sein Regiment war bereits ausgerückt. Der alte Baron, der selbst Offizier gewesen war, hatte zwar für alles gesorgt, was ihm zu Günthers Ausrüstung nötig erschien, doch gab es für diesen noch mancherlei notwendige Wege, Besuche

und Besorgungen zu machen. Alles mußte in wenigen Stunden erledigt werden. Die begreifliche Erregtheit des Vaters, der den geliebten Sohn nicht ohne trübe Gedanken in den Krieg ziehen sehen konnte, schützte Günther vor unbequemen Fragen. Der alte Mann kümmerte sich in jenem Augenblick nicht im geringsten darum, was der Sohn in Paris getrieben haben mochte. Er dachte nur daran, ihn jetzt möglichst gut ausgerüstet abziehen zu sehen.

Günther empfand noch ein leichtes Unbehagen in der verwundeten Schulter, aber dies verschwieg und verbarg er sorgfältig. Um keinen Preis hätte er zu Hause bleiben wollen, während seine Kameraden gegen den Feind marschierten. Er hatte unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin einen Arzt, der ihn nicht kannte, um Rat gefragt, und von diesem die beruhigende Versicherung erhalten, daß die Schulter und der Arm wohl noch etwas Schonung, aber keiner besondern Pflege mehr bedürften. Der linke Arm, den Günther zum Reiten gebrauchte, war gesund und stark.

„Das muß vorläufig genügen," sagte er sich.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde dem alten Baron der stille Ernst aufgefallen sein, mit dem sein Sohn alles verrichtete. Aber angesichts der bevorstehenden schweren Ereignisse erschien ihm Günthers Gemütsverfassung die einzig richtige.

„Der mutige, pflichttreue Mann zieht ernst und entschlossen in den Kampf; Lärmen und Singen dienen nur dazu, Beängstigung zu verscheuchen oder zu bemänteln. Jubeln ist erst nach dem Siege am Platze," so dachte der alte Baron. Die beiden Männer, Vater und Sohn, umarmten sich herzlich, gerührt, aber ohne Schwäche, als sie voneinander Abschied nahmen, und ein jeder von ihnen ging unverdrossen, mit verborgenem Kummer im Herzen, seinen Pflichten nach.

Günther erreichte das Regiment noch frühzeitig genug, um an der Spitze seines Zuges die Grenze zu überschreiten. Er hatte jetzt auf dem Marsche manche lange, einsame Stunde, während der er ungestört seinen Gedanken nachhängen konnte. Und dann beschäftigte er sich immer und immer wieder mit Irenen. Er gedachte ihrer mit bitterer Wehmut. Die nunmehr vollzogene vollkommene Trennung war ihr Werk. Konnte er sich ihr jemals wieder nähern? Er wollte es versuchen — später. Sie hatte ihm nichts zu verzeihen; aber würde sie ihn anhören wollen, würde sie ihn verstehen, ihr eignes Unrecht erkennen? Oder hatte Wendt recht gehabt? Kümmerte sie sich im Grunde ihres Herzens nicht um ihn, war er ihr nur ein Spielzeug gewesen, das sie vorübergehend beschäftigt hatte? — Dann dachte er an den letzten Spaziergang im Garten. In dem Augenblick wenigstens hatte sie ihn geliebt; — aber wie hatte sie ihn geliebt? — Sie war anders als alle Frauen, die er gekannt hatte. Er machte sich klar, daß er sie nicht verstehe, kaum ahne, was in ihr vorgehe. Selbst in der schönen Zeit, als sie ihm wochenlang zutraulich freundlich entgegen gekommen war, als er an ihre Liebe geglaubt hatte, war sie stets gleichmütig ruhig erschienen; nur während der kurzen Minuten, als sie seinen Kuß geduldet hatte, schien die Leidenschaft, die Wildhagens ganzes Wesen damals beherrschte, auch sie überwältigt zu haben. — Während weniger Minuten nur! Dann war alles verflogen, verschwunden! Er sah sie im Garten vor der Treppe stehen, mit beiden Händen das schwarze Haar glättend und ihn dabei finster anblickend. Nicht Schmerz der Liebe angesichts der drohenden Trennung hatte in dem Blick gelegen — den Schmerz hatte er, Günther, empfunden. Aus Irenens Augen hatte feindseliger Zorn

ob seines Auflehnens gegen ihren Willen geleuchtet. — Und was hatte sie verlangt? Daß er etwas tue, was ihn für den Rest seines Lebens geächtet haben würde! „Was kümmert sie Ihre Ehre?“ hatte Wendt gesagt.

Abwechselnd versuchte Günther Irenen zu entschuldigen und anzuklagen. Bald sagte er sich, sie habe keine Ahnung von seinen Pflichten als Soldat, und sein Ungehorsam ihr gegenüber könnte ihr als Lieblosigkeit erschienen sein; dann quälte ihn ihre Härte und Lieblosigkeit. Hätte sie ihn geliebt, so würde sie ihn nicht ohne Abschied haben ziehen lassen! Wenn er daran dachte, dann schätzte er auch die Liebkosungen gering, die ihn beglückt hatten.

„Sie war in einem Sinnestaumel befangen,“ sagte er verächtlich. Er selbst hatte manch' solchen Rausch empfunden, aus dem er nicht selten mit Ekel erwacht war. Aber ob er Irene entschuldigte oder anklagte — ja, je mehr er sie anklagte, je klarer trat seine Liebe hervor. Mit allen Fehlern, die er an ihr zu erkennen glaubte, mit Fehlern, die sie herzlos, rücksichtslos, sogar von niedrigen Regungen beherrscht, erscheinen ließen — selbst so sehnte er sich unbeschreiblich nach ihr, nach einem Wort aus ihrem Munde, einem Blick ihrer Augen, einem Druck ihrer Hand, einem Kuß von ihrem Munde. „Mein Glück liegt bei ihr, und mit ihr habe ich mein ganzes Glück verloren!“

Während der nächsten Tage hatte Günther keine Muße, an sich und seine Herzensangelegenheiten zu denken. Es gab anstrengende Märsche, aufregende Ritte, und es erschien der Krieg in seiner grimmigsten, grausigsten Gestalt, in brennenden Ortschaften und verheerenden Schlachten. Da überkam Wildhagen großartige Ergebung in sein Schicksal. Was war ein

Menschenleben, ein Lebensglück, wo es Fragen galt, für die Hunderttausende in den Tod zogen? Er begann Betrachtungen über sich anzustellen wie über einen andern. — Was bedeutete seine Person in der ungeheuern Bewegung, mit der er fortgerissen war? — Einen Teil unbändiger Kraft. Aber einen wie winzigen Teil! Was galten seine Wünsche, sein Sehnen, sein Glück? — Wünsche, Leben, Liebe, Glück . . . Zukunft — Zukunft, wenn er dem Tod ins Antlitz schaute!

„Alles, was mich angeht, sei späterer Sorge überlassen," sagte er vor sich hin. Ernst, kaltblütig, furchtlos waltete er seiner Pflicht. Zuweilen in Zwischenräumen, die immer entfernter wurden, empfand er ein dumpfes geistiges Unbehagen, als wisse er sich von einer unheilbaren Krankheit ergriffen, die nur zeitweilig in ihm schlummerte, aber die wieder ausbrechen, ihn rettunglos dahinraffen würde. Dann versank er in schweres Brüten. Wenn er daraus erwachte, fühlte er das Bedürfnis rastloser Tätigkeit, um innern Frieden zu finden. Die Sorge um andre, peinliche Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seiner Pflicht, vollständige Hingebung der Sache, für die er mitzukämpfen berufen war, gaben ihm seine Ruhe wieder. Irenens zurückgedrängtes Bild trat mehr und mehr in den Hintergrund. Die Umrisse desselben wurden undeutlicher, verschwammen wie in einem Nebel. Er atmete tief auf. Er fühlte sich stark und frei, harten Boden unter seinen Füßen, den geraden Weg vor seinen Augen. Freudig und todesmutig zog er in den Kampf!

Spät am Abend wurde er schwerverwundet auf dem Schlachtfeld aufgelesen. Man zog ihn bewußtlos, aber noch atmend unter seinem Pferde hervor. Er hatte Hieb- und Stichwunden am Kopf und an

der Schulter; das Bein, das unter dem durch einen Schuß getöteten Pferde gelegen hatte, war verrenkt, gequetscht und unterhalb des Knies gebrochen. Verschiedene Umstände ließen darauf schließen, daß Wildhagen, bereits verwundet, noch längere Zeit am Gefecht teilgenommen hatte, und erst als sein Pferd gestürzt, mit diesem gefallen, betäubt und damit kampfesunfähig geworden war. Seitdem hatte er so starken Blutverlust erlitten, daß die Ärzte, die ihm den ersten Verband anlegten, an seinem Aufkommen zweifelten.

Als Günther nach vielen Tagen äußerster Schwäche und vollständiger Bewußtlosigkeit wieder die Augen aufschlug und matt und still um sich schaute, da fiel sein erster erkennender Blick auf das vergrämte Gesicht seines Vaters. Und dies sorgenvolle Antlitz mit den ängstlich spähenden, liebenden Augen wich jetzt nicht mehr von seiner Seite. Günther war noch zu schwach zum Denken, zum Fragen, aber er begann wieder zu fühlen, zu empfinden. Die Gegenwart seines Vaters tat ihm wohl, beruhigte ihn, und in diesem Gefühle streckte er eines Tages die abgemagerte, blutleere Hand nach der des alten Mannes aus. Da begann dieser zu schluchzen:

„Du, mein geliebter Sohn! Ich danke Gott dem Allmächtigen, daß er dich mir wiedergegeben hat!"

Während der nächsten Stunden oder Tage oder Wochen — es gab noch keine Zeit für Günther — hatte er eine dunkle Ahnung davon, daß man ihn nach einem andern Orte schaffte. Er fühlte sich von unsichtbaren Händen emporgehoben und ruhte auf einem sanft schwingenden Lager; es rauschte und brauste in seinen Ohren, er vernahm schrilles Pfeifen, schweres Keuchen und Ächzen, wirres Geräusch wie von vielen Menschenstimmen; er sah sich in einem

dunkeln, niedrigen Gemach; Schlaf überfiel ihn, aus dem er zu denselben Eindrücken erwachte; er fühlte sich müde, unruhig, durstig, dann wieder beruhigt und erquickt, und als er wiederum, und diesmal mit klarem Bewußtsein, die Augen aufschlug, da befand er sich in seinem Zimmer in Berlin.

Der Sommer ging dahin, bis Günther stark genug war, um, auf Krücken gestützt, von seinem Vater gehütet und gehalten, ans Fenster zu schleichen und einen Blick auf die Straße zu werfen; und es dauerte seitdem noch lange, bis er ganz wieder genesen war. Während dieser Zeit der Wiederherstellung, und nachdem jede Gefahr für sein Leben beseitigt erschien, fing nun sein Vater an, ihn wieder sich selbst zu überlassen. Günther selbst hatte darum gebeten. Er empfand das Bedürfnis, allein zu sein, um nachzudenken; ruhig, leidenschaftslos, schnell ermüdend: an den Krieg, in dem er gekämpft hatte, an die Schlacht, in der er verwundet worden war, an seine Kameraden, an seine Zukunft — an Irenen! Diese war lange Zeit aus seinem Gedächtnis verschwunden gewesen, aber mit seiner Gesundheit kehrte ihr Bild zurück, um bald jedes andre zu verdrängen. Er dachte mit Bitterkeit an sie. Sie hatte sich in keiner Weise um ihn gekümmert, und doch mußte sie wissen, daß er sich in Lebensgefahr begeben hatte. Wenn er auf dem Schlachtfelde geblieben wäre, so hätte sie es nicht gewußt, vielleicht nie erfahren. Wie wenig mußte er ihr sein! Und diesem „Wenig" hatte sie seine Ehre opfern wollen, als sie von ihm verlangte, er solle bei ihr bleiben.

„Sie ist nicht wert, daß ich an sie denke," sagte er vor sich hin.

An demselben Tag schrieb er einen langen Brief an Dessieux, mit dem er sich seit dem Zweikampf

mit Raynaud bis zu einem gewissen Grade befreundet hatte. Er erzählte schlicht und kurz von dem Anteil, den er selbst an den großen Ereignissen des Sommers genommen hatte, von seiner Verwundung, Krankheit, Genesung, und er schloß mit der Bitte um Nachricht von seinen Pariser Freunden, namentlich auch von den Insassen des Hotel Brô, von denen er seit seiner Abreise nicht eine Silbe gehört hätte.

Dessieux antwortete schnell und ausführlich und in ernsterem Tone, als Günther erwartet hatte. Er wünschte diesem herzlich Glück zu seiner Wiederherstellung. Es klang etwas wie Bedauern aus seinem Briefe, daß ihm selbst ähnliche Schicksale, wie Günther sie erlebt hatte, wohl niemals blühen würden.

„Ich habe nichts zu tun, als mich zu amüsieren," schrieb er. — „Wissen Sie, mein Lieber, daß das mit der Zeit recht langweilig werden kann. Aber was soll ich tun? Mein Vater ist der Ansicht, ich sei zu vornehm, um dem Kaiserreich zu dienen. Ich finde keinen besonderen Spaß an der Landwirtschaft oder an der Jagd, an der Politik oder an kirchlichen Fragen; ich habe nichts gelernt und bin nicht wißbegierig, und da bleibt mir kaum etwas andres übrig, als mein Leben auf dem Pariser Pflaster und Makadam zwischen der Chaussée d'Antin und dem Arc de Triomphe in möglichst bequemer, anständiger, unauffälliger und schuldenfreier Weise totzuschlagen.

„Im Hotel Brô," fuhr Dessieux fort, „ist alles so ziemlich beim alten. Louise, die älteste von den beiden kleinen Mädchen, den Schwestern der Marquise, hat sich mit d'Estompière verlobt. Er ist bis über die Ohren verliebt, und wenn ich ihm zuhören wollte, so würde er mir stundenlang von seinem Glück vorschwärmen. Er besteht darauf, ich sollte

sein Schwager werden und um die siebenzehnjährige Josephine anhalten; aber ich danke gehorsamst! Josephine sieht der Marquise ähnlich, und wird vielleicht einmal ebenso schön wie diese, und — unter uns gesagt — ich möchte keine Irene zur Frau haben. Sie ist anbetungswürdig schön und sie läßt sich bereitwilligst verehren; aber ich halte sie für eines der passivsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden; und ich glaube, sie könnte mich als meine Frau mit ihrem unerschütterlichen Gleichmut zur Verzweiflung bringen. Ich wäre nämlich leichter recht gründlich elend zu machen, als Sie vielleicht glauben. Ich habe eine Todesangst davor, mich einmal unglücklich zu verheiraten. Glücklicherweise ist das leicht zu vermeiden. Man braucht nur ledig zu bleiben. Dazu bin ich vorläufig entschlossen.

„Wissen Sie wohl, daß es mir hier vorkam, als ob Sie ernstlich daran dächten, die Marquise um ihre Hand zu bitten? Nun, es freut mich, daß es nicht so weit gekommen ist. Ihnen wünsche ich eine gute, ordentliche kleine Frau, die nicht nur geliebt sein will, sondern Sie auch liebhaben kann. Die schöne Marquise gönne ich einem Neubauer. Ein Mann seines Kalibers wird viel besser mit ihr fertig werden als Sie; denn bei all seinem Egoismus würde Neubauer kaum von ihr erwarten, was Sie wohl als erste Bedingung zum Glück von ihr verlangen würden — nämlich Liebe. Aber die hat Frau Irene meines Ermessens nicht zu vergeben, denn ich halte sie für ganz unfähig, irgend jemand und irgend etwas zu lieben."

Günther hätte gern noch mehr und andres von der Marquise erfahren. Hatte sie denn nicht von ihm gesprochen, sich gar nicht nach ihm erkundigt? Aber davon sagte Dessieux keine Silbe. Sollte er

ihm noch einmal deswegen schreiben? Nein! Es verlohnte sich nicht der Mühe. Aber Dessieux' freundlicher Brief mußte beantwortet werden. Günther wollte ihn einladen, ihn in Deutschland zu besuchen. Er schrieb ihm am nächsten Tage, und während er damit beschäftigt war, fiel ihm plötzlich ein, daß es wohl nur artig sei, wenn er einige Zeilen für die Marquise in das Schreiben an Dessieux mit einlegte. Er tat es mit der Bitte, Dessieux möchte den Brief persönlich an seine Bestimmung gelangen lassen.

Günthers Brief an Irenen war kurz, doch hatte es ihn große Mühe gekostet, denselben abzufassen. Er schrieb, er sei unmittelbar nach seiner Ankunft in Berlin so sehr in Anspruch genommen worden, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, ihr zu schreiben. Auch während des kurzen Feldzuges habe er dies nicht tun können. Er sei in demselben verwundet worden und habe erst seit wenigen Tagen wieder angefangen zu lesen und zu schreiben. Da sei es ihm ein Bedürfnis, sich der Frau Marquise wieder zu nähern, ihr zu sagen, daß er für die Güte, die sie ihm in Paris erwiesen habe, dankbarer sei, als er es auszudrücken vermöge — und um sie inständigst zu bitten, ihn durch einige Zeilen, die ihm Nachricht über sie bringen würden, zu beglücken. — Nach langer Überlegung schloß er seinen Brief mit einer leisen Andeutung an seine Liebe für sie.

„Sollte ich Sie erzürnt haben, so wäre dies gegen meinen Willen geschehen; deshalb wage ich zu hoffen, daß Sie mir jetzt verzeihen werden. Ich bin dem Tode nahe gewesen, aber ich würde des Daseins, das mir wiedergeschenkt worden ist, nicht froh werden können, wenn ich fortan ohne Ihre Zuneigung leben müßte." Er hatte zuerst „ohne Ihre Liebe" gesetzt, aber den ganzen Brief noch einmal umgeschrieben,

damit Irene dies Wort nicht darin fände. Er hatte erwogen, ob er für „Liebe“ — „Freundschaft, Wohlgefallen, Wohlwollen, Gewogenheit, Gnade, Huld“ schreiben sollte; schließlich hatte er sich für „Zuneigung“ entschieden. Das Wort sagte nicht klar, was er sagen wollte, aber es konnte so verstanden werden. — Es war kein richtiger Liebesbrief, den er abgefaßt hatte, und wie er darüber nachdachte, weshalb es ihm unmöglich war, einen solchen zu schreiben, da wurde ihm wiederum klar, wie fremd ihm Irene geblieben war, wie fern er ihrem Herzen stand. — Und doch liebte er sie!

Dessieux' Antwort ließ auch diesmal nicht lange auf sich warten. Der kleine Franzose, für den Günthers Freundschaft schnell gewachsen war, seitdem jener ihm einen Blick in sein Herz gestattet hatte, nahm die Einladung, nach Deutschland zu kommen, dankbar an. Er versprach, Günther im Oktober in Wildhagen zu besuchen. Dort wollte er jagen, vorausgesetzt, daß dies nicht mit Strapazen verbunden sein würde, denen er sich nicht gewachsen fühlte. Dann wollte er sich Berlin ansehen und von dort nach Paris zurückkehren.

„Ihren Brief an die Marquise habe ich derselben selbst abgegeben,“ fuhr Dessieux in seinem Schreiben fort.

„‚Von wem?‘ fragte sie.

„‚Von Herrn von Wildhagen,‘ sagte ich.

„‚Dem deutschen Baron?‘

„‚Demselben.‘

„Sie drehte den Brief unentschlossen in der Hand hin und her und legte ihn dann, ohne ihn erbrochen zu haben, mit der Aufschrift nach oben, auf den Tisch, wo ich ihn, als ich mich zwei Stunden später von ihr entfernte, noch unberührt liegen sah. — Daß Sie

seit Ihrer Abreise aus Paris schwere Schicksale erduldet hatten, wußte die Frau Marquise. Ich hatte es ihr nach Empfang Ihres ersten Briefes an mich sofort erzählt."

Günther schämte sich seiner Schwäche, als er dies las. — Warum hatte er der Frau noch einmal geschrieben? Er nannte sie in seinem Herzen eine kalte Kokette.

„Kalt?" wiederholte er sich. — Nein, sie war leidenschaftlich erregt gewesen, als an jenem einzigen Abend ihre Lippen an seinem Munde gehangen hatten. — „Kokette?" Sie hatte sich nicht die geringste Mühe gegeben, ihn zu fesseln. Die Gewalt ihrer Schönheit allein hatte ihn angezogen. — Was war sie? Wendt hatte recht! „Sie ist herzlos," sagte er sich.

Noch viele Tage lang wartete er ungeduldig auf Nachrichten von ihr. Jeder Brief, der ihm gebracht wurde, verursachte ihm Herzklopfen. Nach und nach beruhigte er sich. Sein beleidigter Stolz predigte ihm Entsagung. Das, was ihn umgab, erleichterte sie ihm. — Sein Vater, seine Freunde und Verwandten überschütteten ihn mit Zärtlichkeiten und liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, verwöhnten und verzogen ihn. Seine Tapferkeit als Soldat war durch Auszeichnungen anerkannt und geehrt worden. Alle Welt behandelte ihn gut — nur eine benahm sich ihm gegenüber lieblos, unfreundlich, geradezu unhöflich. — Dies letztere besonders wollte er ihr nicht verzeihen, obgleich er im Grunde den geringsten Wert auf ihre Höflichkeit legte. Hätte sie ihm Liebe gezeigt, dann hätte sie ungestraft so unhöflich sein können, wie es ihr gefiele. Aber da er nicht darüber klagen durfte, daß sie seine Gefühle nicht erwiderte, so warf er ihr die Unhöflichkeit, seinen Brief unbeantwortet zu lassen, wie eine große Sünde vor.

„Vielleicht hat sie den Brief gar nicht gelesen," sagte er sich, und bei diesem Gedanken vollständiger Gleichgültigkeit ihrerseits stieg ihm das Blut ins Gesicht. Er schämte sich sogar für sie, in ihre Seele hinein. Nachdem sie seinen Kuß geduldet und zurückgegeben hatte, durfte er ihr nicht gleichgültig sein — oder sie war eine verächtliche Person. „Dann ist es am besten, daß ich frei von ihr bin. Gott sei Dank, daß ich ihrem Befehle, bei ihr zu bleiben, nicht gefolgt bin. Hätte ich dies getan, was wäre ich heute? Verloren! Der gerade Weg war hart und schlecht, und ich bin darauf wund und krank geworden. Aber der alte Wendt hatte recht: Wehe, wenn ich von ihm abgewichen wäre!"

Günther suchte Zerstreuung und fand sie. Es fehlte ihm auch nicht an Beschäftigung. — Wer seinen Schmerz flieht, der findet bald Trost und Vergessen! Es handelt sich nur darum, nicht mit seinem Gram zu spielen, ihn wirklich fliehen zu wollen. Zu dem Entschlusse hatte Günther sich endlich emporgerafft. — Als der kleine Dessieux im Monat Oktober in Wildhagen eintraf, fand er seinen deutschen Freund wohl und munter, noch etwas schmalbäckig, auch wohl weniger heiter als zur Pariser Zeit, aber körperlich und geistig gesund oder wenigstens auf dem besten Wege zur vollständigen Genesung. In der Unterhaltung zwischen den beiden jungen Leuten war natürlich auch vom Hotel Brô die Rede, und das erstemal empfand Günther bei Nennung des Namens der Marquise Irene eine starke Beklemmung; aber die Sache ging gut vorüber. Günther war schon so weit von seiner krankhaften Liebe geheilt, daß die Gefahr eines Rückfalles nicht mehr bedenklich erschien.

Dessieux leistete Günther vier Wochen lang Gesellschaft. Die beiden wurden während der Zeit gute

Freunde. Der kleine Franzose hatte weit achtungswertere Seiten des Charakters als Günther bis dahin geahnt: er war herzensgut und grundehrlich. Seine Lächerlichkeiten und Fehler lagen auf der Oberfläche. Er wollte blasiert, zynisch erscheinen und war weder das eine noch das andre.

„Sie haben mir den Rat gegeben, eine gute, kleine Frau zu nehmen, die mich lieb hat," sagte Günther noch kurz vor Dessieux' Abreise, „dasselbe möchte ich Ihnen anempfehlen. Ich bin überzeugt, Sie würden sich dabei sehr wohl befinden."

„Aber dann keine Irene oder Josephine!" rief Dessieux lachend.

„Nein, ja nicht!" sagte Günther.

„Ich werde daran denken. Tun Sie es auch!"

„Und dann können wir zusammen Hochzeit feiern!"

„Das ist abgemacht! ‚Der Baron Günther von Wildhagen und der Vicomte Gaston de Dessieux und Fräulein X. und Fräulein Y. empfehlen sich als Verlobte.' Wo verheiraten wir uns? In Wildhagen oder in Paris?"

„Hier!" sagte Günther, den Scherz fortsetzend. „Offen gesagt, lieber Freund, ich habe noch etwas Furcht vor der schönen Marquise."

„In dem Fall ist Flucht etwas Tapferes. Also auf Wiedersehen zur Hochzeit in Wildhagen!"

„Oder früher!"

„Jedenfalls auf Wiedersehen!"

Damit trennten sich die beiden Freunde.

*

Seitdem waren etwa zwei Jahre vergangen. Wildhagens Herz hatte noch keinen Ersatz für Irene gefunden, aber sie selbst kümmerte ihn nicht mehr. Er dachte nur noch selten an sie, und wenn es ge-

schah, ohne Verlangen, ja, ohne Bitterkeit. Sie war ihm gleichgültig geworden. Sie hatte seinen Brief unbeantwortet gelassen und er ihr nicht wieder geschrieben. Dessieux, von dem er in unregelmäßigen Zwischenräumen Nachrichten empfing, tat der Marquise kaum noch Erwähnung, und niemals im Zusammenhange mit Wildhagen.

Günther war nun achtundzwanzig Jahre alt. Er hatte die Verwaltung der Güter übernommen und lebte viel auf dem Lande. Sein Vater drängte ihn keineswegs, sich zu verheiraten. Aber Günther wußte wohl, daß es des alten Herrn letzter großer Wunsch wäre, vor seinem Tode den Sohn und Stammhalter noch glücklich vermählt zu sehen, und eines Abends brachte Günther selbst die Unterhaltung auf diesen Gegenstand. Er erklärte seinem Vater, er dächte ernstlich daran, sich zu guter Zeit auf Brautschau zu begeben. Aber wenn der Vater nichts dagegen hätte, so wollte er sich vorher die ganze Welt ordentlich ansehen. Später, wenn er einmal verheiratet sei, würde das nicht mehr angehen oder mit großen Unbequemlichkeiten und Unkosten verknüpft sein. — Günther hatte während der langen Winterabende auf dem Lande zahlreiche Reisebeschreibungen gelesen. Sie hatten den Wunsch in ihm angeregt, ferne schöne Weltteile kennen zu lernen. Es war schon damals kein großes oder schwieriges Unternehmen mehr, die Reise um die Welt zu machen, und Günther wünschte, diese Fahrt zu unternehmen. Dieselbe würde kaum ein Jahr dauern. Es sollte seine letzte große Reise sein. Nach Beendigung derselben wollte er in Wildhagen bleiben und seinen Vater nicht wieder verlassen.

Der alte Freiherr war zunächst überrascht. Er hatte zwar der großen Entwicklung des Weltverkehrs einige Aufmerksamkeit geschenkt, doch konnte er sich

nicht gleich mit dem Gedanken befreunden, daß eine Reise um die Erde ein nur wenig bedenkliches Unternehmen sei. Aber der Vater und der Sohn, die in seltener Eintracht und Liebe nebeneinander lebten, pflegten sich leicht zu verständigen, und so war es auch diesmal. Noch an demselben Abend gab der alte Freiherr seine rückhaltlose Zustimmung zu dem von Günther vorgeschlagenen Reiseplan. Danach wollte dieser sofort seine Vorbereitungen zur Abfahrt treffen, um noch während des Winters die heißen tropischen Länder, Ägypten, Indien, China und so weiter, zu besuchen. Das Frühjahr wollte er in Japan, den Sommer in Amerika verbringen, und zum Herbst 1869, nach etwa einjähriger Abwesenheit, nach Deutschland zurückkehren.

Dies Programm kam bis zum letzten Punkte genau zur Ausführung.

Im Monat Juli langte Günther mit dem großen amerikanischen Dampfer „China", der auf der Linie Hongkong-Yokohama-San Franzisko auf dem Stillen Ozean fuhr, wohlbehalten aus Japan in Kalifornien an. Er war seit drei Vierteljahren unterwegs, und wenn er auch bei seiner empfänglichen, starken Natur des Sehens und Reisens noch nicht gerade müde geworden war, so fing er doch an, sich nach seinem Vater, seiner Heimat, seiner Ruhe zu sehnen. — Er hatte seit vielen Monaten nur mit Fremden verkehrt, und dieser Verkehr war in allen Fällen ein oberflächlicher geblieben. Denn obgleich er, namentlich unter den sogenannten „Pionieren der Zivilisation", einige junge, wilde Burschе kennen gelernt hatte, die ihm schnell sympathisch geworden waren, und mit denen er gern genauere Bekanntschaft gemacht hätte, so hatte er doch nicht Zeit gefunden, dies auszuführen. Die jungen Leute, und zwar gerade diejenigen unter ihnen, die ihm am besten gefallen hatten, waren zurück-

haltender Natur. Er fand sie bereit, jeden Ausflug zu Wasser oder zu Lande mit ihm zu unternehmen, mit ihm zu reiten, zu spielen, zu trinken, zu jagen; er gefiel ihnen augenscheinlich, und sie zeigten sich ihm gegenüber gastfreundlich in ihrer Art; aber sie fragten ihn nicht, wer er sei und was er wolle, woher er käme und wohin er ginge, und nahmen wohl an, daß sein Anteil an ihren Schicksalen nicht größer sei als der ihrige an dem seinen; von ihren eignen Angelegenheiten pflegten sie nicht zu sprechen. Wenn Günter sie verließ, so wußte er kaum mehr von ihnen als ihre Namen, und daß sie gute Reiter und Schützen und unerschrockene, starke Männer seien. Er hätte wohl mehr erfahren können, wenn er bei den Bankhäusern, an die seine Kreditbriefe gerichtet waren, Erkundigungen über diesen oder jenen eingezogen hätte, aber er war nicht neugierig, und sein Bedauern, nicht mehr von seinen Genossen erfahren zu haben, entsprang einzig dem Wunsche, der manchmal in ihm aufgetaucht war, sich dem einen oder andern näher anzuschließen. Das war aber niemals möglich gewesen, und er hatte bei jedem Abschiednehmen von seinen neuen Bekannten das Gefühl gehabt, daß er, aller Wahrscheinlichkeit nach, keinen von ihnen wiedersehen werde. Das hatte ihn manchmal wehmütig gestimmt, denn er hatte ein Herz, das, was es einmal, wenn auch leicht in sich geschlossen hatte, ordentlich festhielt.

Die Empfehlungsbriefe, die Günther für San Franzisko mit sich führte, brachten ihn sofort in die beste dortige Gesellschaft. In China und Japan hatte er beinahe ausschließlich mit Männern verkehrt. In San Franzisko lernte er eine ganz erhebliche Anzahl hübscher und liebenswürdiger Frauen und Mädchen kennen. In der Gemütsstimmung, in der er sich befand, erschienen sie ihm von bestrickendem Liebreiz.

Die jungen Kalifornierinnen sind in der Tat sehr häufig hübsche, verführerische Wesen, mit klaren Augen, schönen Zähnen, makelloser, matter Gesichtsfarbe, kleinen Händen und Füßen und zierlichen, schlanken Figuren. Dazu kommt bei ihnen eine den Europäer zunächst überraschende Sicherheit des Auftretens, die dem Umstande zuzuschreiben ist, daß ein jeder wohlerzogene Amerikaner sich zur ersten Umgangsregel zu machen scheint, einer jeden „Lady", besonders wenn sie hübsch und anmutig ist, als deren untertänigster Diener entgegenzukommen. — In ihrem Anzug huldigen die hübschen Kalifornierinnen nicht immer dem geläuterten Geschmack der Pariser Schönen, aber sie wissen genau, was ihnen gut steht, und putzen sich damit, unbekümmert darum, ob sie dabei über das in Europa übliche Maß des gestattet Auffälligen hinausgehen oder nicht. Günther von Wildhagen würde vielleicht nicht ganz frei von einer gewissen Befangenheit gewesen sein, wenn er im Tiergarten, unter den kritischen Blicken seiner Muhmen, Basen und Kameraden, Florence Gilmore hätte spazieren führen sollen, mit breitkrämpigem Strohhut und in der blendenden Sommertoilette, die sie ihm zu Ehren angelegt hatte. In San Franzisko, in Montgommerystreet war er zufrieden und stolz an der Seite des hübschen, frischen, lachenden und schwatzenden jungen Mädchens, dem reine Lebensfreude und Unschuld auf dem lieblichen, zarten Gesichtchen geschrieben standen.

Florence Gilmore oder „die kleine Floï", wie sie von ihren Verwandten und Freunden genannt wurde, ein blauäugiges, blondes, zierliches Ding, war noch nicht einmal achtzehn Jahre alt, als Günther sie kennen gelernt hatte. Sie war eine Vollblutamerikanerin, denn sie konnte nachweisen, daß ihre Urgroßeltern bereits aus England und Irland eingewandert waren

— und sie war stolz darauf. Ihr Vater war zur „guten Zeit", im Jahre 1846, aus Neuyork nach Kalifornien gekommen und hatte dort durch glückliche Land- und Häuserspekulationen ein großes Vermögen erworben. Ihre Mutter, eine vornehm aussehende, unbedeutende, herzensgute Frau, stammte aus Boston. Sie war in dem Kultus des sprichwörtlichen guten Tones dieser Stadt erzogen und jammerte häufig über die rauhen Manieren ihres etwas derben Herrn Gemahls und über das laute Treiben ihrer beiden Töchter. — Floï hatte nämlich eine kaum zwei Jahre ältere Schwester namens Bella. Bella, Floï und „Papa" Gilmore waren treue Verbündete, und alle drei waren der „Mama" mit Herz und Seele ergeben und taten ihr zuliebe, was sie ihr an den Augen absehen konnten — bis auf einen Punkt: sie wollten den Bostonton nicht annehmen und sie wollten das Leben nach ihrer Weise genießen, und dazu gehörte, daß sie laut sprechen und lachen und lebhaft gestikulieren durften. Mit den Jahren hatte sich „Mamma dear", die liebe Mutter, wohl daran gewöhnen müssen; nur wenn es gar zu lebhaft in ihrem Salon herging, wenn die Mädchen tanzten und jubelten und der Vater dazu lachte und der Mutter Ermahnungen zur Ruhe nicht das geringste Gehör fanden, pflegte sie noch manchmal die Augen emporzurichten und verklärten Blickes, mit verzweifeltem Achselzucken die Hände zusammenzuschlagen, als riefe sie ihre Bostoner Vorfahren zu Zeugen an, daß sie an dem Unfug in ihrem Hause unschuldig sei. In solchen Fällen machte sie auch nicht selten den Versuch, das Gemach zu verlassen. Gewöhnlich wurde sie durch ihren Mann oder eine ihrer Töchter daran verhindert. Man umarmte sie, bat sie um Verzeihung, versicherte sie der Zustimmung zur Familienfreude der entschlafenen Bostoner Großeltern, brachte sie zum

Lachen und versöhnte sie schnell wieder. — Die vier Leute hatten sich herzlich lieb untereinander und waren zu der Zeit sehr glücklich.

Günther hatte Florence und Bella im Hause des Herrn Arthur Winslow, seines Bankiers, kennen gelernt, und die beiden jungen Mädchen hatten ihn tags darauf, als er ihnen infolge ihrer Aufforderung einen Besuch machte, ihren Eltern vorgestellt. Von diesen war Günther mit ruhiger, vertrauender Herzlichkeit aufgenommen worden. Bella und Florence suchten sich ihre Bekannten nach eignem Ermessen aus, und die Eltern hatten noch nie Ursache gehabt, die Freiheit zu beeinträchtigen, die sie den jungen Mädchen in dieser Beziehung gewährten.

Bella war mit einem entfernten Vetter in Neuyork verlobt. Sie zeigte sich deshalb Günther gegenüber nicht etwa ängstlich zurückhaltend — dazu war sie ihrer selbst zu sicher — aber sie hatte, wie sie einfach erklärte, aufgehört zu „flirten" und dies in so ehrlicher Weise, daß Günther, der auch etwas Beschäftigung für sein Herz suchte, sofort einsah, er habe sich zu dem Zweck an die kleine Floï zu wenden. Er tat dies zunächst ohne irgendwelche andre Absicht als die, sich in Gesellschaft des anmutigen Kindes in harmloser Weise bestmöglich zu unterhalten. Ging sie darauf ein, so war es gut und schön; tat sie es nicht, weil er ihr nicht gefiel oder aus irgendeinem andern Grunde, so war er bereit, ohne Murren auf sie zu verzichten und unter ihren jungen Freundinnen, von denen ihm eine immer hübscher als die andre erschien, Ersatz für die Widerspenstige zu suchen. Von Verliebtsein war bei ihm nicht die Rede; darüber war er sich auch selbst ganz klar. — Indem er darüber nachdachte, kam ihm zum ersten Male seit längerer Zeit wieder der Gedanke an Irene. Ja, Irene hatte er geliebt, und daher

wußte er, wie sich Liebe bei ihm einstellte und äußerte. — Die kleine Floï gefiel ihm; das war alles; auch Bella und Cora und Mary und Edith würden ihm gefallen haben, wenn sie sich ebensoviel mit ihm hätten beschäftigen wollen, wie Florence es tat. Nach und nach jedoch — und zwar bedurfte es dazu nicht vieler Tage — trat sie seinem Herzen näher. Wenn er in eine Gesellschaft kam, in der Florence sich nicht befand, so empfand er bald Langeweile und entfernte sich wieder; war sie dagegen anwesend, so fand er sofort ihre lachenden jungen Augen, die ihn an ihre Seite riefen, und dann flogen die Stunden so rasch dahin, daß es ihn wunderte und verdroß, wenn sie ihn endlich darauf aufmerksam machte, daß es wohl an der Zeit sei, aufzubrechen. Nicht selten geleitete er sie dann noch bis vor die Tür ihres Hauses, und einige Male durfte er ihr bei der Gelegenheit den Arm geben, was ihm große Freude machte. Eines Abends überraschte er sich in der Betrachtung ihres Händchens, das nachlässig und leicht auf seinem Arm ruhte.

„Der Mann wäre wohl glücklich zu nennen," sagte er sich später, als er allein war, „der als Beschützer der kleinen Floï an ihrer Seite durchs Leben wandeln würde." Er hatte sich früher oftmals klar gemacht, daß er Irene nicht verstände; — Florence erschien ihm durchsichtig wie Kristall, und alles, was er an ihr sah und erkannte, war licht und rein. Es wurde ihm recht schwer ums Herz, wenn er daran dachte, daß er Kalifornien nun bald und damit auch seinen kleinen Liebling verlassen sollte.

Eines Abends, im Gilmoreschen Salon, fing er an, von seiner bevorstehenden Abreise zu sprechen. Die Mutter und Bella nahmen die Mitteilung, die für sie nichts Überraschendes haben konnte, mit höflichem Bedauern entgegen; Florence öffnete ihre großen Kinder-

augen noch weiter und sah ihn starr und stumm an, mit unverkennbarem Schrecken auf dem Gesichte.

„Wann werden Sie abreisen?" fragte Frau Gilmore.

„Noch vor Ende dieses Monats," antwortete Günther. „Also in fünf oder sechs Tagen etwa."

„Das ist schade!" fuhr Frau Gilmore fort; „wenn Sie noch etwas warten wollten, so könnten wir die Reise nach Neuyork zusammen machen."

Und auf Günthers Frage setzte sie diesem auseinander, daß die Vermählung ihrer Tochter Bella gegen Ende August in Neuyork stattfinden und daß sich die ganze Familie in spätestens vierzehn Tagen nach den Oststaaten begeben werde.

„Mein Mann, der immer viel zu tun hat," schloß Frau Gilmore, „reist vielleicht am zwanzigsten August. Aber wir drei, die Mädchen und ich, werden uns voraussichtlich schon am zehnten auf den Weg machen."

„Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie uns begleiten wollten," sagte Bella.

„Natürlich!" bestätigte Frau Gilmore. „Können Sie Ihre Abreise nicht noch etwas verschieben?"

Günther konnte es eigentlich ganz gut. Er wurde erst zum Herbst von seinem Vater erwartet. Wenn er Mitte September von Neuyork abreiste, so war das früh genug. Es war ursprünglich sein Plan gewesen, die letzten sechs Wochen seines Aufenthaltes in Amerika zu benutzen, um die Vereinigten Staaten nach verschiedenen Richtungen hin zu durchstreifen.

„Aber wozu?" fragte er sich jetzt. „Um noch ein oder zwei Dutzend großer Städte kennen zu lernen, die ich heute übers Jahr vergessen haben werde?"

Er blickte sinnend vor sich hin, ohne Frau Gilmores Frage zu beantworten. Als er die Augen wieder aufschlug, war der Stuhl, den Florence kurz vorher eingenommen hatte, leer. Sie war leise auf-

gestanden und hinausgegangen, ohne daß Günther es bemerkt hätte.

„Wo ist mein großer Freund?" fragte er.

Herr Gilmore hatte einmal leichthin gesagt, Florence sei Herrn von Wildhagens großer Freund, und seitdem pflegte Günther scherzend sie so zu nennen.

„Wo ist mein großer Freund?" wiederholte er.

Frau Gilmore, die mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war, sagte:

„Ja, wo ist das Kind hingegangen?"

Bella zeigte stumm nach der Veranda.

„Ich werde sie zur Beratung hereinholen," sagte Günther und verließ das Zimmer.

Als er gegangen war, sprach Frau Gilmore leise und ängstlich zu ihrer ältesten Tochter:

„Bella, das ist nicht ganz richtig mit Florence. Sie sah wie verstört aus, als Herr von Wildhagen von seiner Abreise sprach."

„Das habe ich längst kommen sehen," antwortete Bella ruhig.

„Wie? Was?" fragte die Mutter bestürzt.

„Nun, Floï hat sich in Wildhagen verliebt."

„Um Himmels willen, Bella! Treibe es ihr wieder aus dem Kopfe!"

„Aber warum denn? Mir gefällt Wildhagen ganz gut."

„Du bist nicht recht gescheit! Wir kennen den Mann gar nicht. Gott weiß, was er für Absichten hat. Und glaubst du, daß dein Vater jemals seine Zustimmung dazu geben werde, daß Floï einen Fremden heirate; und daß ich mich von dem Kinde trennen und sie nach Europa ziehen lassen würde?"

„Liebe Mama," erwiderte Bella, „Herr von Wildhagen ist ein ordentlicher und anständiger Mann. Ich habe mich bei Arthur Winslow nach ihm er-

kundigt. Arthur sagte mir, er sei seinem Vater von ihrem Londoner Bankier in außergewöhnlich warmer Weise als ‚höchst achtungswert' anempfohlen worden. Der deutsche Konsul grüßt ihn höflichst, wenn er ihm begegnet. Er hat neulich, einzig Wildhagen zu Ehren, eine große Gesellschaft veranstaltet. — Hast du nicht auch bemerkt, wie er dort ausgezeichnet wurde? Ich habe übrigens schon vor acht Tagen an Henry" — dies war Bellas Bräutigam — „geschrieben, er solle genaue Erkundigungen über Wildhagen einziehen. Wenn wir nach Neuyork kommen, werden wir alles erfahren, was wir zu wissen brauchen."

„Ich will gar nichts wissen," sagte Frau Gilmore ungeduldig. „Meine Kinder sollen sich in Amerika verheiraten. Geh zu Florence und bringe sie herein. Sie soll nicht mehr mit dem Fremden allein sein."

„Laß nur, Mutter," beruhigte Bella mit sicherer Überlegenheit, „das Übel ist nun einmal geschehen; heute abend wird es nicht mehr schlimmer werden. Wenn Herr von Wildhagen euch mißfällt, so werde ich Florence schon zur Vernunft bringen."

„Er mißfällt mir nicht, aber er ist ein Fremder, und ich will nicht, daß er mir mein Kind fortnimmt. Bring sie herein — oder ich hole sie selbst!"

Dem wollte Bella vorbeugen. Sie erhob sich deshalb, um auf die Veranda zu gehen.

Dort hatte sich inzwischen ein für die Beteiligten sehr wichtiger Auftritt abgespielt. Als Günther auf die Veranda trat, stand die kleine Floï an einen Pfeiler gelehnt und blickte in die dunkle, stille Nacht hinaus. Günther hatte nicht beabsichtigt, sie zu überraschen, und trat laut genug auf, als er sich ihr näherte, aber sie tat, als ob sie ihn nicht kommen hörte. Als er neben ihr stand, rief er sie leise bei Namen, und da wandte sie sich langsam zu ihm. —

Sie hatte geweint; aber was Günther, der dies wohl bemerkte, noch viel mehr rührte, das waren die ehrlichen, ungeschickten Anstrengungen, die sie machte, ihre Gemütsbewegung zu beherrschen und zu verbergen. Sie erschien dem jungen Mann dabei so mädchenhaft stolz und doch wieder so hilflos und schwach, daß innigstes Mitleiden ihn übermannte und er ihr am liebsten gleich gesagt hätte: „Liebe Floï, weine nicht, ich mache alles wieder gut.“ Aber dazu oder zu Ähnlichem sollte es an jenem Abend noch nicht kommen.

„Ist es nicht unerträglich heiß?“ sagte sie klagend. „Ich habe solche Kopfschmerzen! Ich sehe gewiß ganz blaß aus.“

Es lag Günther fern, Florence verlegen machen zu wollen, und er ging bereitwillig auf die durchsichtige kleine Komödie ein, die sie vor ihm aufführte.

„Ja, es ist sehr heiß,“ sagte er, „und es wundert mich gar nicht, daß Sie Kopfschmerzen haben. Ich fühle mich auch angegriffen.“

Florence war beruhigt, Günther über die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit so vollständig getäuscht zu haben, und wandte sich wieder von ihm ab. Günther beobachtete die fast noch kindlichen Umrisse des lieblichen Gesichts, das schöne, weiche blonde Haar, den schmalen weißen Nacken, den süßen roten Mund, dessen schwellende Lippen, wie die eines schmollenden Kindes, das soeben geweint hat, leicht geöffnet waren.

„Fräulein Florence,“ sagte er.

„Ja?“ kam es klagend und fragend von ihr zurück.

„Was würden Sie dazu sagen, wenn ich meine Abreise verschöbe, um Sie bis nach Neuyork zu begleiten?“

Wie von einem warmen Sonnenstrahl getroffen, leuchteten plötzlich freudig und hell die großen, klaren

Augen, die vor einer Sekunde noch so traurig geblickt hatten. Aber das junge Mädchen hielt den Ausdruck ihrer Freude zurück und sagte ruhig, wie — so meinte sie — Bella und Mama und jeder andre höfliche Mensch auch gesprochen haben würde:

„Das wäre sehr freundlich von Ihnen!"

Das junge Herz war zum Zerspringen voll; die Brust hob und senkte sich schnell. Vielleicht hatte sie in der Ängstlichkeit, ihre Gefühle zu verbergen, zu wenig gesagt. Er durfte jedenfalls nicht glauben, daß ihr sein Bleiben gleichgültig sei.

„Ach ja, bleiben Sie!" fuhr sie fort. „Ich würde mich so darüber freuen, unter Ihrem Schutze zu reisen, und ich würde Sie gar nicht quälen. Ich will alle meine Pakete und Taschen selbst tragen. Nur die Reisedecke müßten Sie mir manchmal abnehmen, die kann ich nicht allein tragen, sie ist zu schwer für mich," und dabei zitterte ihre Stimme und die Tränen traten ihr wieder in die Augen und sie streckte mit rührender Bewegung ihre zarten Händchen vor, als nähme sie diese zum Zeugen ihrer hilfsbedürftigen Schwäche.

„Nun," sagte der glückliche Günther, „dann muß ich natürlich auf Sie warten! Wer sollte sonst die schwere Decke tragen?"

In dem Augenblick erschien Bella.

„Herr von Wildhagen begleitet uns nach Neuyork," sagte Florence in freudiger Aufregung.

Darauf antwortete Bella genau so, wie ihre Schwester es getan hatte, als sie ihre Gemütserregung verbergen wollte. Sie wandte sich mit einer artigen Bewegung zu Wildhagen und sagte in herzlichem Tone:

„Das ist sehr freundlich von Ihnen!"

Wildhagen gefiel der älteren Schwester, und er

sowohl wie Florence durften auf sie wie auf eine treue Verbündete rechnen.

Bella wußte schon längst, was in Florencens Herzen vorging. Wenn diese ihr noch nicht gestanden hatte, daß sie Wildhagen liebte, so war dies nicht aus Mangel an Vertrauen geschehen, sondern weil das junge Mädchen selbst noch nicht erkannt, sich noch nicht zu gestehen gewagt hatte, daß sie liebte. Für Bella war dies aber kein Geheimnis mehr, und deshalb hatte sie auch bereits bei ihrem Freunde Arthur Winslow und ihrem Bräutigam Henry Conrey Erkundigungen nach Wildhagen eingezogen. Ihre nächste Sorge war nur, eine Erklärung zwischen Florence und Günther so lange hinauszuschieben, bis die Auskunft über Wildhagens Verhältnisse eingetroffen sein würde. Lautete diese günstig, so rechnete sie zuversichtlich darauf, daß es ihr gelingen werde, Vater und Mutter zu bewegen, ihre Zustimmung zu der Verbindung zwischen Florence und Günther zu geben. Auch Bella hätte ihre kleine Schwester lieber an einen Amerikaner als an einen Fremden verheiratet gesehen, aber Wildhagen gefiel ihr ganz besonders. Er sah gut und ehrlich aus und sie hatte — außer ihrem Henry — noch niemand angetroffen, dem sie ihre geliebte Floï so ruhig hätte anvertrauen mögen wie dem neuen deutschen Freunde. Der Gedanke, daß Günthers Erklärung doch auch noch abgewartet werden müsse, daß man noch nicht wissen könne, ob er überhaupt gewillt sei, Florence zu seiner Frau zu machen — der Gedanke beunruhigte Bella nicht. — Wo gab es ein hübscheres, besseres Mädchen als Floï? — Günther müßte blind sein, um sich über ihren Wert zu täuschen. Aber er war nicht blind! Das erkannte die kluge Bella wohl an dem Aufleuchten seiner Augen, wenn sie Florence erblickten. In diesem

Augenblick strahlten diese Augen in heller Freude. — Sollte er bereits gesprochen haben? — Bella warf einen fragenden Blick auf ihre Schwester und war beruhigt. Florence, wenn schon sie zufrieden schien, wenn schon die argen Kopfschmerzen, die sie geplagt hatten, sicher ganz verschwunden waren, sah doch nicht so aus, wie sie ausgesehen haben würde, wenn ihr kurz vorher eine so beglückende Liebeserklärung gemacht worden wäre.

„Wir dürfen die arme Mama nicht so lange allein lassen," sagte Bella, und damit ging sie voraus in das Empfangszimmer zurück. Die beiden andern folgten ihr.

Frau Gilmore empfing ohne große Wärme die Mitteilung, daß Herr von Wildhagen seine Abreise verschoben habe und die Fahrt nach Neuyork mit ihnen machen würde; aber sie war zu gut bostonisch geschult, um Verstimmung darüber zu zeigen. Sie nahm sich vor, Florence in Zukunft strenger zu überwachen und sie ferner nicht mehr allein mit dem Fremden zu lassen. Ein derartiges Überwachen des jungen, vertrauenswürdigen Mädchens war schlecht mit den Grundsätzen zu versöhnen, nach denen ihre Töchter erzogen worden waren. Aber in dem vorliegenden Falle mußte Frau Gilmore gegen ihren Wunsch davon abweichen. — Wildhagen war ein Fremder; und Amerikaner allein besaßen die wahre Würdigung der Freiheit, die man einer jungen Amerikanerin gestatten darf. Wildhagen, wenn er auch sonst ein ganz anständiger Mensch sein mochte, war unter Bedingungen aufgewachsen, die es ihm nahezu unmöglich machten, die Haltung eines amerikanischen Mädchens richtig zu beurteilen. — So dachte Frau Gilmore. Sie überlegte sich, ob sie ihrem Mann von ihren Beobachtungen sprechen sollte. — Er war immer

gleich so heftig und hatte vor seiner Abreise nach Neuyork noch so vieles zu ordnen. Sie wollte ihn nicht unnütz beunruhigen. Wildhagen würde Amerika in wenigen Wochen verlassen; dann war nichts mehr von ihm zu befürchten. Bis dahin wollte sie auf ihn und auf Florence acht geben, und Bella, die ein folgsames und vernünftiges Mädchen war, beauftragen, ein gleiches zu tun. Im Notfall blieb immer noch Zeit, Herrn Gilmore zu Hilfe zu rufen.

Wildhagens Verhältnis zu Florence unterlag während der nächsten vierzehn Tagen einigen oberflächlichen Veränderungen, die Frau Gilmore in der Absicht bestärkten, sie habe wohlgetan, von dem kleinen Roman, der sich unter ihren Augen abspielte, gar nicht zu sprechen. — Florence hatte mit dem Augenblicke, da sie zur Erkenntnis ihrer Liebe gekommen war, ihre frühere Unbefangenheit Wildhagen gegenüber gänzlich verloren. Sein Blick begegnete nur noch selten dem ihrer Augen. Sie rief ihn nicht mehr an ihre Seite, und wenn er in ihrer Nähe war, so machte sie sich irgend etwas zu schaffen, was es ihm erschwerte, sich ungestört mit ihr zu unterhalten. — Zwei oder dreimal hatte er einen Blick von ihr überrascht, der ihn verwirrt hatte. Das waren nicht mehr die Kinderaugen, in die er ruhig hineingeblickt hatte wie in den hellen Spiegel einer Seele, die nichts zu verbergen hat und nichts verbirgt. Es war jetzt der traurige, ängstliche Blick einer Schuldbewußten. — Ja, die arme kleine Floï fühlte sich schuldig — schuldig, zu lieben! Sie weinte darüber am Hals ihrer geliebten Bella, ohne gestehen zu wollen, weshalb ihre Tränen flossen, und sie weinte sich darüber in den Schlaf. Aber sie stand jeden Morgen frisch und wohl auf. Schöner Liebeskummer von der Art, wie Florence ihn empfand, zehrt nicht an gesunden jungen

Herzen. Frau Gilmore bemerkte von demselben nur, daß Florence dem Fremden gegenüber tadellose Zurückhaltung beobachtete. Das war alles, was sie in dem Augenblicke wünschte.

„Ja, meine Töchter!“ sagte sie sich voll mütterlichen Stolzes. „Die brauchen mir keine Sorge zu machen, die sorgen für sich selbst. Florence hat verstanden, ohne daß es auch nur eines Wortes von mir bedurft hätte, daß ein amerikanisches Mädchen nur mit einem Amerikaner glücklich sein kann. In den Vereinigten Staaten allein nimmt die Frau die ihr gebührende Stelle ein. Florence hat sich auf Kosten des jungen Fremden vielleicht ein bißchen zu viel unterhalten! Sie ist ein kleiner ‚Flirt‘, das Mädchen! Aber sollte ich sie deswegen schelten? Es ist des Fremden Schuld, wenn er nicht verstanden hat, daß sich ein amerikanisches Mädchen durch Freundlichkeit einem jungen Manne gegenüber nicht kompromittiert.“

Wildhagen wurde der guten Frau wieder ganz sympathisch, seitdem er ihr gewissermaßen als der leidende Teil erschien, und sie sah ihn während der nächsten vierzehn Tage kommen und gehen, ohne daß sein Zusammensein mit Florence sie sonderlich beunruhigt hätte; doch wußte sie es so einzurichten, und Bella unterstützte sie dabei, daß die jungen Leute nicht mehr ungestört allein blieben.

Wildhagen, dem Florence mit jedem Tage teurer wurde, hatte sich trotzdem in ruhiger, überlegender Weise seinen Plan gemacht. — Florencens Zurückhaltung täuschte ihn nicht. Ihre mädchenhafte Scheu gefiel ihm, wie alles, was er von ihr sah. Er zweifelte nicht mehr an ihrer Liebe für ihn, und er war seiner Liebe zu dem jungen Mädchen ganz sicher; aber er verlor darüber nicht den Kopf. Auch sein Appetit und sein Schlaf blieben ungestört. — Er hatte sich

klar gemacht, daß der Antrag eines unbekannten Fremdlings vom Vater und von der Mutter der Geliebten abgewiesen werden würde. In Kalifornien war niemand, der seine Verhältnisse so genau kannte, daß er den Eltern Auskunft über ihn hätte geben können, die ihre berechtigte Ängstlichkeit vollkommen beschwichtigt hätte. In Neuyork und in Washington lagen die Sachen in dieser Beziehung weit günstiger für ihn. Dort hatte er persönliche Bekannte auf dem Konsulat sowohl wie auf der Gesandtschaft, und diese waren in der Lage, auf jede Anfrage über seine Verhältnisse und seinen Ruf eingehende Mitteilungen zu machen. Dies würden sie, wenn Wildhagen sie darum ersuchte, auch sicherlich tun. — Günther wollte demnach die nächsten Wochen einzig dazu benutzen, sich in Florencens Herzen womöglich noch fester zu setzen und das Wohlwollen und Vertrauen der Eltern zu gewinnen. Er fühlte heraus, daß Bella bereits vollständig auf seiner Seite stand, und sein Benehmen ihr gegenüber war ein zutraulich freundliches. Sie ihrerseits behandelte ihn wie einen Vertrauten. Zwar sprach sie nicht von seiner Liebe zu Florence, aber ihre junge Weisheit war bemüht, ihn über den Charakter der Schwester zu belehren und ihm klarzumachen, wie sie zu behandeln sei, damit sie so glücklich werde, wie sie es verdiene. Eine ihrer Reden schloß sie mit den Worten:

„Der Mann, dem Florence ihr Herz schenkt, wird ein großes Los in der Lotterie des Lebens gezogen haben, und wenn er gut und ehrlich ist, so wird es ihm leicht werden, Florence glücklich zu machen. Wenn er sie unglücklich machte, so wäre er ein Elender!"

Wildhagen war in dieser Beziehung unbesorgt.

„Ich werde sie glücklich machen," sagte er sich.

Als Günther, von Herrn Gilmore und zahlreichen

San Franziskoer Bekannten zur Bahn begleitet, mit Frau Gilmore und den beiden jungen Mädchen in den Eisenbahnzug stieg, der sie über Omaha und Chikago nach Neuyork bringen sollte, da ruhte sein Blick mit Stolz und Wohlgefallen auf Florencens lieblicher Gestalt. — Sie trug einen dunkelgrauen, knappen Reiseanzug und einen ganz einfachen Hut, unter dem ihr zartes Köpfchen mit den klaren blauen Augen und dem rosigen Kindermund wie das einer Märchenprinzessin hervorblickte. — So einfach sollte sie sich immer kleiden, wenn er erst darüber zu bestimmen hatte! Er sah im Geiste den Blick seines Vaters, wie dieser mit freudiger Rührung die kleine Schwiegertochter begrüßte, die der Sohn von der Reise mit nach Hause gebracht hatte. — Ja, er hatte eine gute Wahl getroffen!

„Jetzt beginnt der Dienst," sagte Günther, als sie alle vereint im Wartesaale standen. „Wo ist die schwere Decke!"

„Hier!" sagte Florence, mit verschämten und gleichzeitig treuherzigem Lächeln auf ein kleines, ordentlich zusammengerolltes Paket deutend, in dem ein Regenrock und ein Plaid zusammengeschnürt waren. Wildhagen ergriff es. Es wog wohl drei oder vier Pfund.

„Ja, das ist erschrecklich schwer," sagte er ernsthaft.

Sie wußte wohl, daß er sie durchschaute. Aber was machte es jetzt noch aus? Sie würde sechs Tage lang von früh bis spät mit ihm zusammen sein, immer seine guten Augen sehen, seine liebe Stimme hören! Sie war strahlend vor Glück, und alle Welt mochte wissen, daß sie sich glücklich fühlte.

Die lange Fahrt bis nach Chikago verlief ohne jeden bemerkenswerten Zwischenfall. Die kleine Gesellschaft reiste unter günstigen Bedingungen. Die

drei Damen hatten in einem der Schlafwagen eine große Abteilung für sich genommen, in die sie sich des Nachts zur Ruhe zurückzogen. Während des Tags waren die vier in einem mit vielen Bequemlichkeiten ausgestatteten sogenannten „Salonwagen" versammelt. Günther sorgte für Essen und Trinken, für Bücher und Zeitungen und erntete für seine unermüdliche Aufmerksamkeit Frau Gilmores Anerkennung.

Florence glaubte, bei Günther entschuldigen zu müssen, daß man ihn so sehr in Anspruch nehme.

„Sie bedauern gewiß, daß Sie nicht allein gereist sind. Sie hätten es so schön und ruhig haben können. Jetzt müssen Sie den ganzen Tag für uns sorgen."

„Ja, und die schwere Decke tragen!" bemerkte Günther.

„Man kann nicht ernsthaft mit Ihnen sprechen," sagte Florence; aber sie war glücklich.

Als der Zug in den Bahnhof von Chikago einlief, stieß Bella, die am Fenster stand, einen Ausruf der Freude aus.

„Henry!"

Der junge Mann war seiner Braut entgegengereist. Die Begrüßung zwischen den beiden und zwischen dem Neuangekommenen und Frau Gilmore und Florence war eine überaus herzliche. Erst nach fünf Minuten fiel es Bella ein, Herrn von Wildhagen vorzustellen. Conrey reichte diesem die Hand und sagte dabei mit besonderem Ausdruck, als wolle er zu erkennen geben, daß es sich diesmal nicht nur um die üblichen Begrüßungsworte handelte:

„Es freut mich ungemein, werter Herr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich fühle mich dadurch geehrt."

Worauf Florence, obschon sie ihren zukünftigen

Schwager bereits begrüßt hatte, ihm noch einmal die Hand drückte und ausrief:

„Es ist zu freundlich von Ihnen, Henry, daß Sie uns diese angenehme Überraschung bereitet haben!"

„Natürlich, natürlich!" sagte Henry, ein langer, hagerer junger Mann mit den typisch amerikanischen, scharf gezeichneten Zügen und offenem, angenehmem Gesichtsausdrucke. Gleich darauf wandte er sich an Bella und flüsterte ihr zu: „Ich habe zuverlässige und die allerbeste Auskunft über Herrn von Wildhagen."

Henry Conrey hatte Vorrichtungen getroffen, welche Frau Gilmores bereitwillige Zustimmung fanden, wenn schon der ursprüngliche Reiseplan dadurch etwas abgeändert wurde. Danach wurde nun beschlossen, daß die Gesellschaft zunächst noch zwei Tage in Chikago bleiben sollte, um den Ort kennen zu lernen, auf dessen schnelles Wachstum zu einer Riesenstadt die meisten Amerikaner stolz sind. Sodann wollte Henry den beiden Mädchen die Niagarafälle zeigen, die sie noch nicht kannten.

Günthers Zustimmung zu dem neuen Programm schien als selbstverständlich vorausgesetzt zu werden. Florence fand dies wohl etwas rücksichtslos, denn sie fragte ihn schüchtern, ob er ihnen auch ferner Gesellschaft leisten werde.

„Ja, wenn ich nicht störe," antwortete Günther.

Er war durch die freie Art, in der man über ihn verfügte, nicht gerade verletzt, aber sie setzte ihn etwas in Verlegenheit.

„Bella! Henry!" rief Florence sogleich; „sagt doch Herrn von Wildhagen, daß er uns nicht verlassen darf. Denkt euch, er meinte, er könnte uns stören!"

Die herzlichen Worte, mit denen die beiden auf ihn einsprachen, bewiesen, daß dies in der Tat nicht der Fall sei.

„Aber natürlich rechnen wir auf Sie," sagte Henry. „Sie sind doch nicht böse, daß ich nicht vorher mit Ihnen beraten habe? Ich nahm an, Sie hätten wie ich gebundene Marschroute: wo die drei Damen hinreisen, da müssen wir folgen!"

Günther nickte zustimmend, und damit war die Sache abgemacht.

Im Laufe des Abends hatte Bella eine lange Unterredung mit Henry über Günther. Conrey las ihr einen Brief seines zurzeit in Europa weilenden Bruders vor. Dieser, der den möglichen Eintritt eines Fremden in seine Familie als eine sehr ernste Sache betrachtete und keineswegs schwerfällig war, hatte es am zweckmäßigsten gefunden, mit guten Empfehlungen versehen nach Berlin abzureisen, um dort Erkundigungen über Wildhagen einzuziehen. Er hatte nur Vorteilhaftes gehört. Wildhagens Familie war vornehm, angesehen, reich. Vater und Sohn erfreuten sich des besten Rufes.

„Ich habe mich bemüht, Schlechtes über den jungen Mann zu erfahren," fuhr der Brief fort, „aber es ist mir nicht gelungen. Er ist nicht einmal zanksüchtig, kränklich, häßlich, verwachsen, ein bißchen Spieler oder Trinker. Ich bedaure es; denn, offen gesagt, ich hätte zu einer Verbindung mit einem Fremden lieber ab- als zugeraten. Aber wie die Sache nun einmal liegt, muß ich bekennen, daß ich, nach allem, was ich erfahren habe, Herrn von Wildhagen als einen ehrenwerten und vertrauenswürdigen jungen Mann bezeichnen kann. Auch hat man mir die große Liebenswürdigkeit seines Charakters und seine guten Manieren gerühmt. Er soll herzensgut sein — kurz, eine ‚perfection'."

Bella war sehr erfreut über diese Mitteilungen.

„Nun haben wir nur noch Mama zu bekehren,"

sagte sie. „Papa ist nicht so ‚exklusiv' wie sie. Wenn er deines Bruders Brief gelesen hat, so gibt er ohne weiteres seine Zustimmung. Er verlangt für Florence vor allem einen guten, anständigen Mann, den sie lieben und ehren kann, und den haben wir ja in Wildhagen gefunden."

„Noch eins!" sagte Henry bedächtig. „Hat sich denn der junge Mann überhaupt schon erklärt?"

„Nein!" antwortete Bella; „dazu habe ich es natürlich noch nicht kommen lassen."

„Ja, wäre es denn doch nicht vielleicht anzuempfehlen, daß wir uns zunächst Klarheit über seine Absichten verschafften?"

„Dafür laß mich sorgen," sagte Bella mit selbstgefälliger Überlegenheit.

Sie sorgte in der Tat ganz gut dafür. Am Niagara veranstaltete sie in der Nähe der Fälle einen späten Spaziergang, von dem die „liebe Mama", der man gesagt hatte, sie sei ruhebedürftig, ausgeschlossen wurde. Henry bot seiner Braut den Arm, und Günther tat ein Gleiches mit Florence. Die beiden Pärchen verloren sich in der Dämmerung aus den Augen, und als sie sich später in der Nähe des Gasthauses wiederfanden, da lag in Florencens glücklichem Blick ein Schimmer, der der erfahrenen älteren Schwester keinen Zweifel darüber ließ, daß Günther „gesprochen" habe.

Als dieser zu später Stunde, nachdem sich seine Begleiter längst zurückgezogen hatten, ruhelos, aber unbeschreiblich glücklich, in den weiten Anlagen in der Nähe der Fälle einsam umherwanderte, da drängte sich ungerufen auch Irenens Bild vor seine Seele. Er sah das bleiche, schöne Antlitz mit den wunderbaren, tiefen, müden Augen, und es lag darin ein Ausdruck kalten, überlegenen Hohnes. Er dachte an

den letzten Spaziergang mit der Marquise im Garten des Hotel Brô. — Seine Pulse hatten damals in fieberhafter Aufregung geschlagen, leidenschaftliches Sehnen und Verlangen sein ganzes Wesen erfüllt, und wie seine Lippen die ihrigen berührt hatten, da war ihm jede Herrschaft über sich geschwunden. — Er machte jetzt unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand, als wollte er etwas Böses, Gefährliches von sich zurückweisen. — Wie ruhig, froh war er dagegen gewesen, als er der kleinen Floï, die vertraulich, glücklich an seinem Arm hing, seine Liebe gestanden hatte. Sie hatte gezittert, Tränen des Glücks waren in ihre Augen getreten; zärtlich, ohne jede Scheu, hatte sie seinen Kuß erwidert, und ihm dann die Hand gereicht; und so, Hand in Hand mit ihr, war er ruhig und froh weitergegangen, um nun mit dem kleinen, unerfahrenen Dinge, an das er sich durch den einen Kuß so fest gebunden wußte wie durch die heiligsten Schwüre, ernst zu überlegen, was noch geschehen müßte, um die ganze Sache in Ordnung zu bringen. — Wie schrecklich war der Abend nach dem letzten Spaziergange im Garten des Hotel Brô gewesen! Er konnte nicht ohne Schaudern daran zurückdenken. — Wie zufrieden, voll Vertrauen auf die Zukunft war er jetzt!

Florence hatte in der Unterhaltung mit Günther, die der Liebeserklärung gefolgt war, vorgeschlagen, daß sie zunächst Bella und Henry in ihr Geheimnis einweihen wollten. Diese würden schon Rat wissen, wie die Angelegenheit der Mutter vorzutragen sei, um diese dem neuen Liebesverhältnis geneigt zu machen. Günther hegte in dieser Beziehung keine übertriebene Besorgnis. — Er war „eine gute Partie", wie man sagt, und sich dessen bewußt, wenn schon

er ein durchaus bescheidener Mensch war. Frau Gilmores Mißtrauen gegen alle Fremden, einfach, weil sie nicht Amerikaner waren, kannte er nicht. Er erzählte Florence, daß er in Neuyork in der Lage sein würde, ihren Eltern Auskunft über seine Verhältnisse zu geben. Dieselbe würde hoffentlich so ausfallen, daß Herr und Frau Gilmore kein Bedenken tragen würden, ihm ihre Tochter anzuvertrauen. — „Die Hauptsache ist, daß du mich liebhast," sagte er, „der Rest wird sich schon finden."

„Ach, ja! Ich habe Sie lieb," antwortete sie, sich an ihn schmiegend, „und ich bin unbeschreiblich glücklich."

Bald nach der Ankunft in Neuyork hatte Günther in aller Form bei Frau Gilmore um die Hand ihrer Tochter Florence angehalten. Frau Gilmore hatte sich Bedenkzeit erbeten. Der Antrag hatte sie peinlich überrascht, und sie war klagend zu Bella gekommen, um dieser ihr sorgendes Herz auszuschütten. Sie hatte dort keinen Trost und keine Unterstützung gefunden. Im Gegenteil: Bella und später auch Henry waren als warme Anhänger Günthers aufgetreten. Frau Gilmore hatte mit ihnen gestritten, zu Tränen ihre Zuflucht genommen — schließlich hatte sie nachgeben müssen. Sie war den vereinten Kräften ihrer Kinder nicht gewachsen. Diese wiesen ihr nach, daß es grausam von ihr sei, auf ihren Vorurteilen zu bestehen und denselben das Glück der guten Florence zum Opfer bringen zu wollen. Und so hatte die arme Frau denn schließlich, wenn auch noch immer mißtrauisch und ängstlich, auf Günthers Antrag geantwortet, die Entscheidung darüber liege einzig bei Herrn Gilmore; sie könne seinen Entschließungen in bezug auf Florence nicht vorgreifen; aber sie werde dieselbe auch nicht zu beeinflussen versuchen. — In diesem Sinne handelte sie denn auch.

Als Florencens Vater wenige Tage später in Neuyork eintraf, sagte ihm Frau Gilmore, ohne eine Miene zu verziehen, trocken und ernst:

„Herr von Wildhagen hat um Florence angehalten."

Aber Herr Gilmore war weder bestürzt noch sonderlich überrascht und zeigte keineswegs so große Beunruhigung, wie die ängstliche Mutter erwartet und auch gewünscht hatte. Er erkundigte sich nach Wildhagens Verhältnissen, und nachdem die ehrliche Frau Gilmore ihn deswegen an Henry Conrey verwiesen und er mit diesem gesprochen hatte, gab er, wenn auch ohne Begeisterung, seine Zustimmung zu Florencens Verlobung mit Herrn Günther von Wildhagen.

Der Tag der Vermählung Bellas mit Henry Conrey, der inzwischen nahe gerückt war, wurde gewählt, um das neue große Familienereignis den Freunden und Verwandten des Hauses bekanntzugeben. Nachdem auch dies geschehen war, und Günther an der Seite der im Glücke strahlenden kleinen Floï viele herzliche Glückwünsche empfangen hatte, verlebte er noch einen schönen, durch nichts getrübten Monat in Amerika.

Frau Gilmore hatte sich in ihr Schicksal gefügt, machte gute Miene zum bösen Spiel und ließ die geliebte Tochter ihr reines Glück voll genießen. Florence und Günther waren von früh bis spät zusammen. Die ganze Familie hatte sich nach Neuport begeben und niemand machte Günther das Recht streitig, seiner Braut die großen Schönheiten von Rhode-Island und Naraganset-Bay zu zeigen und mit ihr zu genießen. Sie wurde ihm mit jedem Tage teurer: wegen ihrer Herzensgüte, die er jetzt erst erkennen lernte, wegen ihrer kindlichen Schwäche,

die sie auf ihn, den starken Mann, zum Schutze und zur Stütze anwies, wegen ihrer zarten Schönheit, die erst im Glück voll erblüht war und in der sie von unwiderstehlicher Anmut erschien, und endlich wegen ihrer großen, vertrauenden, hingebenden Liebe zu ihm, den auserwählten Bräutigam, die aus jedem ihrer Worte und Blicke sprach. Wenn sie sagte, was sie oft tat: „Wie gut ist es von dir, daß du mich ein bißchen liebhast!“ dann schätzte Günther sich als den glücklichsten Mann von der Welt. Er war ruhig, froh, sorgenlos wie nie zuvor in seinem Leben, als ob ihm nichts mehr zu wünschen übrig bleibe, und das, was er durch Florencens Liebe besaß, nicht wieder verloren werden könne.

Nach reiflicher Überlegung hatte Günther seinem Vater die Verlobung nicht angezeigt. Er kannte den alten Herrn. Er war dessen Zustimmung zu der von ihm getroffenen Wahl sicher; aber er wußte auch, daß ihn die briefliche Mitteilung von der Verlobung des Sohnes, der sein ganzer Stolz war, mit einer amerikanischen Kaufmannstochter zunächst beunruhigen würde. Das wollte er vermeiden. Eine Unterredung würde jede Besorgnis des Vaters leicht zerstreuen, und deshalb sollte er aus seinem, Günthers, Munde erfahren, daß ihm dieser von jenseits des Meeres die ersehnte Schwiegertochter zuführen werde.

Dagegen hatte Wildhagen seinem Freunde Dessieux das Geheimnis seiner Verlobung unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut.

„Ich werde in der ersten Hälfte des Monats Oktober in Paris eintreffen,“ so schloß sein Brief an diesen, „und ich ersuche Sie dringend und in Ihrem eignen Interesse, sich darauf vorzubereiten, einen Monat später mit mir nach Amerika zurückzukehren. Florence macht sich anheischig, Ihnen eine Braut zu

finden; und wenn Sie sich als Mann von schnellem Entschlusse zeigen, so können wir dann, unserm alten Vorhaben getreu, am selben Tage Hochzeit halten. Zwar nicht in Wildhagen, wie ursprünglich beabsichtigt war, sondern in Neuyork. Sie werden aber dieses Abweichen von dem ersten Programm sicherlich nicht beklagen, wenn Sie damit das Glück erkaufen, ein ähnliches Mädchen wie meine Braut heimführen zu dürfen. Ich werde mich nur wenige Tage in Paris aufhalten, wo ich einige Einkäufe und Bestellungen für meine Hochzeit machen will. Ich bitte Sie also, sich so einzurichten, daß wir uns womöglich schon am Tage meiner Ankunft in Frankreich sehen. Sobald ich in Havre ans Land gestiegen bin, telegraphiere ich Ihnen, und ich hoffe, daß Sie mich, wenn auch nicht am Bahnhofe, so doch in meinem alten Gasthof in Paris erwarten werden. Können Sie dies nicht, so geben Sie mir jedenfalls dorthin Nachricht und sagen Sie mir, wo ich Sie antreffen kann. — Auf baldiges Wiedersehen!"

Acht Tage später nahm Günther von seiner Braut und deren Eltern Abschied. Er beabsichtigte, seinen Vater aufzusuchen, dessen Zustimmung zu seiner Vermählung mit Florence Gilmore zu erbitten und, nachdem er einige notwendige Vorrichtungen in Wildhagen getroffen, ohne Zeitverlust nach Neuyork zurückzukehren. — Dann sollte Hochzeit sein! Günther würde seine junge Frau nach Berlin und später nach Wildhagen führen, und dort wollten Herr und Frau Gilmore und Bella und Henry Conrey die Neuvermählten im nächsten Frühjahr besuchen. — Das waren schöne, sonnige Pläne, die kein Zweifel trübte und die Günther den schweren Abschied von Florence erleichterten. Ja, der Gedanke an die bevorstehende Trennung würde ihn kaum geschmerzt haben, wenn

ihm nicht die kleine Florence im Augenblick des Scheidens das Herz recht schwer gemacht hätte. Sie weinte und schluchzte wie bei einem unersetzlichen Verlust und erschien geradezu trostlos, und weder Günther noch Frau Gilmore konnten sie beruhigen. Aber es mußte geschieden sein, und er riß sich endlich von ihr los, im Herzen Mitleiden noch mehr als Liebe, und den innigen Wunsch, recht bald die Tränen zu trocknen, die um ihn flossen.

„Auf Wiedersehen, meine liebe, liebe Florence!" sagte er ernst und gerührt.

„Fahre wohl, mein einziger Liebling!" flüsterte sie zurück.

3

Das Dampfschiff machte gute Reise, und Günther langte wohlbehalten in Havre an.

Während der Fahrt hatte er bald den früheren Gleichmut wiedergefunden, der durch die Tränen Florencens im Augenblick des Abschieds getrübt worden war. — Weshalb sollte er traurig sein? Es wäre töricht, wegen einer kurzen Trennung von der Geliebten mit dem Schicksal hadern zu wollen. Eine schöne, ruhige Zukunft breitete sich vor seinem geistigen Auge aus. Florence würde das Herz seines Vaters schnell gewinnen. Wer hätte der Anmut des lieblichen Kindes widerstehen können! Sie würde Günther bei jedem gedeihlichen Schaffen zur Seite stehen; in Wildhagen bei den Armen und Verwaisten das mildtätige Werk seiner zu früh verstorbenen Mutter fortsetzen, in Berlin einen Kreis gutgesinnter, tüchtiger Männer und liebenswürdiger Frauen um sich zu fesseln wissen. Er, Günther, wollte sich ernste und hohe, seiner bevorzugten Stellung in der Ge-

sellschaft würdige Aufgaben stellen. Er wollte arbeiten, ohne kleinlichen Ehrgeiz emporstreben; und wenn er nicht zu den höchsten Stellen berufen war, den Platz, den er einnahm oder zu dem er sich emporschwingen mochte, mit Ehren für sich und seinen Namen füllen. Und nach den Mühen des heißen Tages, auf die er sich freute, würde er am Abend am häuslichen Herde Frieden und Rast finden, so daß er an jedem Morgen mit erneuten Kräften den Kampf um die höchsten Güter fortsetzen könnte. Breit und eben lag jetzt die gerade Straße seines Lebens vor ihm, auf der er, ruhig fortschreitend, weite Ziele zu erreichen hoffen durfte. Kraft, Mut und Zuversicht füllten seine Brust und sprachen aus seinem ruhigen, festen Blick.

So langte er am dreizehnten Oktober früh am Nachmittage in Paris an. Er hatte gehofft, Dessieux am Bahnhofe zu sehen, aber dieser war nicht erschienen. „Er wird im Gasthofe auf mich warten," sagte sich Günther. Er übergab einem Dienstmann seinen Gepäckschein, setzte sich in eine offene Droschke und fuhr nach seiner alten Wohnung. Er war darauf vorbereitet, dort freundliche Aufnahme zu finden, denn er hatte der ihm wohlgeneigten Wirtin, Madame Braçon, von Havre aus die Stunde seiner Ankunft in Paris angezeigt. — Paris erschien ihm so vertraut, als hätte er es gestern verlassen; er erkannte die alten Läden und Häuser, die Tabakbureaus, in denen er seine Zigarren anzuzünden pflegte, die marktschreierischen Annoncen an den Säulen und Wänden, die auch früher seine Augen auf sich gelenkt hatten. Das Leben und Treiben in den Straßen war gänzlich unverändert; er glaubte, dieselben Gesichter wiederzufinden, denen er früher dort begegnet war. — Irenens Bild trat einmal flüchtig vor seine

Seele, aber verschwand sofort wieder, ohne den geringsten Eindruck hinterlassen zu haben.

Sobald die Droschke vor seinem alten Absteigequartier haltgemacht hatte, kam ihm der Hausknecht entgegen, der auch vor drei Jahren zu seinen Diensten gewesen war. Günther hatte während der ganzen Zeit nicht ein einzigesmal an den Mann gedacht. Jetzt fiel ihm sein Name sofort wieder ein.

„Guten Tag, Kasimir!"

„Gehorsamster Diener, Herr Baron!"

Und gleich darauf erschien die elegante Madame Braçon, wie immer tadellos gekleidet, nicht im geringsten gealtert, nur daß ihr Haar etwas schwärzer geworden war. Sie hieß den Baron herzlichst willkommen und führte ihn nach seiner alten Wohnung im zweiten Stock.

„Die Zimmer sind gestern frei geworden. Ich habe mich sehr darüber gefreut; denn da der Herr Baron sich einmal in denselben wohl befunden haben, so wage ich zu hoffen, daß es auch diesmal der Fall sein wird. — Kasimir! Marianne! Schnell die Sachen des Herrn Barons! — Kann ich mit irgend etwas aufwarten?"

„Hat sich der Vicomte Dessieux nicht nach mir erkundigt?" fragte Günther.

„Der Herr Vicomte war vorgestern und gestern hier. Er hat einen Brief für den Herrn Baron hinterlassen. Hier liegt er bereits am alten Platze."

Und mit einem Lächeln, das Anerkennung verlangte für die dem willkommenen Gaste erwiesene Aufmerksamkeit, zeigte Madame Braçon nach dem Kamin, wo neben der Stutzuhr ein Brief lag.

Günther erinnerte sich, auch vor drei Jahren seine Briefe und Karten immer an derselben Stelle gefunden zu haben.

„Es ist doch hübsch, wenn man wieder bei alten Bekannten, gewissermaßen zu Hause ist!“ rief er aus.

Er erbrach den Brief und durchflog die wenigen Zeilen, die derselbe enthielt. Dessieux schrieb ihm, er müsse zur Beerdigung eines Onkels nach Avignon abreisen; er werde am sechzehnten morgens wieder in Paris eintreffen, und er bäte seinen lieben Freund Günther, nicht abzureisen, ohne ihn gesehen zu haben. Dafür verpflichtete er sich, ihn zur Hochzeit nach Neuyork zu begleiten.

Frau Braçon stand noch vor ihm, als er den kurzen Brief beendet hatte. „Womit kann ich aufwarten, Herr Baron?“

„Geben Sie mir etwas zu essen: was Sie wollen. Und schicken Sie mir Kasimir herauf. Er soll mir beim Auspacken behilflich sein!“

Frau Braçon erwies nur ihren geehrten Gästen die Aufmerksamkeit, sich persönlich nach deren Wünschen zu erkundigen. In ihrem Blick war zu lesen, daß sie Anerkennung für ihre Haltung, Wildhagen gegenüber erwartete. Dieser hatte volles Verständnis dafür. Er dankte Frau Braçon für ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit, reichte ihr die Hand, die sie mit den Fingerspitzen ihrer mit seidenem Filethalbhandschuh bedeckten Rechten leise berührte, und geleitete sie zur Tür, wo sie sich mit einer würdevollen und gefälligen Verbeugung von ihm verabschiedete.

Zwei Stunden später befand Günther sich in den Champs Elysées. Er hatte mit gutem Appetit ein einfaches Mahl eingenommen, sich in seiner Wohnung für einen kurzen Aufenthalt eingerichtet, seinem Vater und seiner Braut Depeschen gesandt, in denen er seine Ankunft in Paris anzeigte und bald zu schreiben versprach; und nun wollte er einen kleinen Spaziergang machen. Es war zu spät geworden, um an

demselben Tage noch an Einkäufe zu denken. Dazu hatte er übrigens morgen und übermorgen Zeit, da er sich entschlossen hatte, Dessieux' Ankunft abzuwarten.

Er war seit frühester Stunde unterwegs, denn das Dampfschiff war um vier Uhr morgens in Havre angekommen, und er hatte seitdem keine Ruhe genossen. Nachdem er jetzt etwa noch eine Stunde lang planlos umhergewandert war, fühlte er einige Müdigkeit; aber er fand Vergnügen an dem Treiben in den Champs Elysées; und in der Nähe der Straße, die nach seiner Wohnung führte, ließ er sich nieder, um dasselbe noch etwas zu beobachten. Nach einer halben Stunde hatte er genug davon und wollte aufstehen, um nach Hause zu gehen. Und in dem Augenblick hatte er eine eigentümliche Sinnestäuschung. In einem Wagen, der gerade vorüberfuhr, glaubte er in den zwei jungen Mädchen, die darin saßen, Bella und Florence zu erkennen. — Nein, sie waren es nicht! Natürlich waren sie es nicht! Sie konnten es gar nicht sein! Bella und mit ihr Henry waren am Niagara, wo das junge Paar seine Flitterwochen verleben wollte; und Florence befand sich mit ihren Eltern auf dem Wege von Neuyork nach San Franzisko; beide Schwestern waren zu dieser Stunde viele Hunderte von Meilen weit von den Champs Elysées. — Aber das kleinere von den beiden jungen Mädchen im Wagen, das auf dem Rücksitz saß, sah Florence ähnlich. Günthers Augen waren den ihrigen begegnet. Das war Florencens Blick — aber so traurig und klagend. Und plötzlich war es ihm, als vernähme er ihre Stimme. „Du hast den ganzen Tag nicht ein einzigesmal an mich gedacht! Hast du mich schon vergessen?" — Er blickte nachdenklich vor sich hin. Ein leises Frösteln durchrieselte ihn. „Es ist kalt ge-

worden!" sagte er vor sich hin. — Das unbehagliche Gefühl verließ ihn nicht. Er fühlte sich beklommen. „Ich habe mich ermüdet," fuhr er im Selbstgespräche fort. — Das Gefühl der Beängstigung wurde immer peinlicher, die Brust war ihm wie zusammengeschnürt. Er blickte nach der Fahrstraße. Vielleicht würde der Wagen zurückkommen, in dem die beiden jungen Mädchen saßen, die ihn an Florence und Bella erinnert hatten. Er sehnte sich nach dem Anblick. Er würde ihm wohlgetan haben.

Da stand eine dunkle Frauengestalt vor ihm, und er vernahm eine weiche, ruhige Stimme:

„Wie geht es Ihnen, Herr Günther?"

*

Nach dem Zusammentreffen mit Irenen ging Günther ernst und in sich gekehrt nach Hause. Peinigend schöne Empfindungen aus alter Zeit, die ihm seit Jahren fremd geworden waren, füllten wieder sein Herz. Seine Ruhe war dahin. In seinem Gehirn drängten sich ungerufen Bilder aus seinem früheren Zusammensein mit Irenen. „Sie ist noch schöner geworden, ihr Blick ist unverändert. Der milde, zutrauliche Blick, der mich damals so beglückte. Es wäre besser, ich hätte sie nicht angetroffen. Warum? Ich verlasse Paris in zwei Tagen, und dann sehe ich sie wohl niemals wieder. Weshalb mich nicht während der kurzen Zeit an dem Anblick ihrer Schönheit noch erfreuen? Es wäre klüger, ich ginge heut abend nicht zu ihr, aber ich habe es ihr versprochen; ein Versprechen muß man halten."

Eine andre innere Stimme flüsterte ihm zu: „Ein Versprechen, wie du der gefährlichen Frau gegeben hast, darf dich nicht binden. Du hast andre heilige Verpflichtungen, die dich davon entheben. Erinnere dich an Dessieux' Worte: ‚Flucht wäre hier Mut.' Sei

tapfer! Unterliege nicht! Wer sich mutwillig in Gefahr begibt, kommt darin um!"

Günther verwies die Stimme zum Schweigen: „An einem ehrlichen Versprechen darf man nicht mäkeln. Ich habe versprochen, Irene heut abend aufzusuchen, und ich werde sie aufsuchen!"

Er machte noch einen Versuch der Selbsttäuschung und wollte sich einreden, es sei männlich, stark, trotz Schwierigkeiten und Gefahren das gegebene Versprechen zu lösen; aber er wußte, daß er sich selbst belog, daß in Wahrheit eine Versuchung an ihn herangetreten war und ihm die Kraft gebrach, ihr zu widerstehen.

Mißmutig und unruhig bereitete er sich zu dem Besuche bei Irenen vor. Wildhagen war daran gewöhnt, seinem Äußern eine gewisse Sorgfalt zu schenken. Er war vollständig frei von geckenhafter Eitelkeit, und seine Toilette machte ihm nicht mehr Sorge als die Wahl der Speisen, aus denen seine Mahlzeit zusammengesetzt war. Aber er aß lieber gut als schlecht, und er fühlte sich behaglicher in ordentlich sitzenden Kleidern als in solchen, die fehlerhaft gearbeitet waren. Gewöhnlich war er bei aller Einfachheit und tatsächlicher Sorglosigkeit tadellos gekleidet. An jenem Abend widmete er seinem Anzuge mehr als gewöhnliche Sorgfalt. Das war ihm in Amerika, wenn er seinen kleinen Liebling aufsuchte, niemals vorgekommen.

Er erinnerte sich der im Hotel Brô herrschenden Gewohnheiten. Man aß dort um halb sieben Uhr und blieb nach dem Essen bis gegen acht im großen Empfangszimmer vereint. Dann pflegten die Hausbewohner sich auf eine Stunde zurückzuziehen. Zwischen neun und zehn Uhr versammelten sie sich wieder in dem gemeinschaftlichen Salon, und dort erschienen

dann auch um dieselbe Zeit die Freunde des Hauses — les habitués —, zu denen er früher gezählt hatte.

Es war erst halb neun Uhr. Zum Hotel Brô waren von Wildhagens Wohnung nur wenige hundert Schritte; doch machte sich Günther bereits auf den Weg dahin. Er konnte es im Zimmer nicht mehr aushalten. Er war ungeduldig, aufgeregt. Weshalb? Er wagte nicht, die Frage zu stellen, die Gedanken, die sich daran knüpften, auszudenken. Langsam stieg er die Treppe hinab. Vor der Haustür blieb er einige Minuten stehen. Es fiel ein starker Nebel. Die Luft war unfreundlich, naßkalt, rauh. Er bemerkte es nicht und schritt ganz langsam weiter. An der Ecke der Champs Elysées blieb er wiederum stehen und sah nach der Uhr. Es waren erst fünf Minuten verflossen, seitdem er sich überzeugt hatte, daß er vor einer halben Stunde nicht gut im Hotel Brô erscheinen könnte. Er berechnete, daß, wenn er mäßigen Schrittes bis zum Rond-Point gehen und von dort zurückkehren, er um neun Uhr an der Ecke der Rue Billaut, in der das Hotel Brô gelegen war, sein würde.

Wie lang und menschenleer die Champs Elysées waren! Die Fußgänger, die leichten Schrittes an ihm vorüberzogen, hatten es eilig. Das Wetter lud nicht ein, den Aufenthalt im Freien unnötig zu verlängern. Nur Günther schlich mit schwerem Herzen, zögernden Schrittes dem nahen Ziele seiner Wanderung zu. Am Droschkenhalteplatz des Rond-Point sah er nach der dort in einem Kiosk aufgestellten Uhr. Drei Viertel auf neun! Es stimmte! Wenn er so weiter ginge, würde er um neun Uhr vor dem Hotel Brô sein. Er wollte an irgend etwas denken; sein Gehirn war wie ausgedörrt. Er sehnte sich nicht danach, Irenen zu sehen. Er fürchtete sich vor ihr. Aber unwiderstehlich trieb es ihn in ihre Nähe.

Er schritt über die Straße. Ein kleiner Mann, in altmodischen Mantel gehüllt, huschte an ihm vorbei und verschwand gleich darauf wieder in dem Nebel, der immer dichter geworden war. „Das war Wendt," sagte sich Günther plötzlich. Unwillkürlich beeilte er seine Schritte, aber auf dem Bürgersteg der großen Avenue war nichts zu erblicken, niemand zu erkennen. „Was hätte ich Wendt sagen können? Es ist gut, daß er mich nicht erkannt hat."

An der Ecke einer der Straßen, an denen er vorüberging, war eine Weinhandlung. Durch die halb offene Tür vernahm Günther, daß vor dem „Kontor" ein lebhafter Wortwechsel stattfand. Er lauschte. Zwei Droschkenkutscher schimpften sich gegenseitig aus. Der Wirt war bemüht, sie zu beschwichtigen. Günther verlor kein Wort von dem Gespräch. Eine Sekunde später, als er weiter ging, hatte er alles vergessen. Dann sah er wieder im Geiste Wendt vorbeieilen, und dann fielen ihm auf einmal die schwarzseidenen Filethandschuhe von Madame Braçon ein; aber an Florence dachte er nicht. Plötzlich schrak er zusammen: von einem nahen Kirchturm schlug es neun Uhr! Er atmete auf, beeilte seine Schritte und stand wenige Minuten später vor dem Hotel Brô.

Der Portier, der ihm die Tür geöffnet hatte, sah ihn einen Augenblick forschend an, dann erheiterte sich sein mürrisches Gesicht, er nahm die gestickte griechische Mütze ab, die seinen kahlen Kopf bedeckte und sagte höflich:

„Ich bin glücklich, den Herrn Baron in guter Gesundheit zu sehen."

Der Diener, der ihm die Tür des Empfangszimmers öffnete, war dagegen ein Unbekannter. Sein alter Gönner, der lange Jean, gehörte zu jener besonderen Klasse von Kammerdienern, die so geschickt

sind und ihren Dienst so vortrefflich verstehen, daß sie nie eine Herrschaft finden, die sie für würdig halten, ihr lange zu dienen. Sein Nachfolger war aber bereits mit den Sitten des Hauses genügend bekannt, um den fremden Gast, sobald dieser in den Salon eingetreten war, in demselben gleichgültig höflichen Tone zu fragen, den der lange Jean angewandt haben würde, ob der Herr Befehle habe. Günther sagte einfach: „Danke!" und der Diener entfernte sich darauf.

Das große Empfangszimmer war noch leer. Wildhagen sah sich beinahe ängstlich in demselben um. Alles stand am alten Platze: der große runde Tisch in der Mitte des Raumes, wie immer mit Büchern und Zeitungen bedeckt; etwas entfernt davon der kleine, viereckige Tisch, an dem die Marquise zu sitzen pflegte. Da war auch Irenens niedriger Stuhl mit gerader Lehne und daneben der große, bequeme Sessel, den derjenige einzunehmen pflegte, den sie zur Unterhaltung an ihre Seite gerufen hatte. Wie oft hatte Günther darauf gesessen und Irenen in die Augen gesehen und ihren gleichgültigen Worten gelauscht, als verkündeten sie ihm hohe Botschaft. Im Kamin flackerte ein helles Holzfeuer.

Günther stand einige Minuten unbeweglich, als fürchtete er ein Geräusch zu machen, das die tiefe Ruhe um ihn her wecken könnte. Da knisterte das Feuer. Günther schrak zusammen, als hätte er die Nerven einer hysterischen Frau.

Die Tür zum Musikzimmer stand offen. Es brannte kein Licht in dem Raum, der nur durch ein Feuer im Kamin und den Schimmer aus dem anstoßenden Salon matt erhellt war. Wildhagen trat in das Zimmer. Unmittelbar links an der Tür war das Fenster, von dem aus man in den Garten blicken konnte und an dem der alte Wendt an jenem letzten Abend, den

Günther dort verlebt, gesessen hatte. Der Garten lag öde und tot zu seinen Füßen. Der Nebel hüllte die entlaubten Bäume in seinen kalten, nassen Mantel. Undeutlich erkannte Günther die hohe Doppellinie der Linden, die den Baumgang bildeten, der nach dem Gartenhause führte. Da wurde eine Tür geöffnet, und er vernahm das Geräusch eines Kleides. Er trat schnell von dem Fenster zurück in die offene Tür, die zum Empfangszimmer führte. Irene kam ihm langsam entgegen mit einem Ausdruck inniger Befriedigung auf dem weißen Antlitz. Ja, sie war über alle Beschreibung schön!

Sie trug ein langes, lichtes Gewand aus feiner Wolle, das sich weich an die vollendeten Formen ihres jungen Körpers anschmiegte und in der Mitte durch einen breiten schwarzen, mit kostbaren Steinen verzierten Gürtel zusammengehalten war. Über dem hohen Kleide, das auch den schlanken Hals einschloß, erhob sich das stolze Haupt, nur um einen Schatten dunkler als das schneeige Gewand, und von tiefschwarzem Haar umrahmt. Sie reichte ihm die Hand, die er scheu mit seinen Lippen berührte, und sagte sanft:

„Ich danke Ihnen, daß Sie Ihr Versprechen gehalten haben und gekommen sind. Ich glaubte schon, Sie hätten mich ganz vergessen und wollten mich nicht sehen."

Sie hatte sich auf ihren kleinen Stuhl niedergelassen und Günther neben ihr Platz genommen. Sie betrachtete ihn wohlwollend, aber doch ruhigen, kritischen Blickes, dem nichts entging. Sie bemerkte das wettergebräunte Gesicht, die weiße Stirn, die nervigen, von der Sonne verbrannten, wohlgeformten Hände. Er sah noch besser aus als vor drei Jahren, wie ein Mann, dessen Kraft bereits in schwerem Kampfe erprobt und stark befunden worden ist. Seine Augen

konnte sie nicht sehen; er hielt sie zu Boden geschlagen.

„Ich möchte vor allen Dingen wissen, wie es Ihnen seit unsrer Trennung ergangen ist," fuhr Irene nach kurzer Pause fort, „aber Sie erscheinen mir vorläufig noch so wortkarg, daß ich Ihnen zunächst über unsre Schicksale hier berichten will. Mittlerweile entschließen Sie sich dann hoffentlich, meine Wißbegierde zu befriedigen." Sie hielt einen Augenblick inne und sah ihn forschend an. „Aber vielleicht kümmert es Sie gar nicht, zu wissen, wie es mir ergangen ist!"

Er hob die Augen und senkte sie schnell wieder.

„Sprechen Sie," sagte er leise, „ich bitte Sie darum."

Sie begann zu erzählen, ruhig, langsam, in der gleichgültigen Weise, die ihr eigen war, aber in dem zutraulichen, offenen Tone, mit dem man zu einem sicheren Freunde spricht.

Das Haus war leer geworden seit Günthers Abreise. Irenens beide Schwestern hatten sich verheiratet. Die älteste mit d'Estompière, Josephine mit — „nun raten Sie, mit wem?"

Günther blickte sie fragend an.

„Mit Neubauer!" antwortete sie, leise lächelnd. „Und ich bildete mir ein, daß der gute Baron mir den Hof machte! — Und Sie haben es auch gedacht. Gestehen Sie es nur! Erinnern Sie sich noch des Abends, wie er verlegen und mürrisch zwischen uns saß, und wir ihn fortärgerten? — Oder wenigstens ich tat es, denn Sie zeigten sich bei jener Gelegenheit noch gutmütiger, als ich Ihnen zugetraut hätte. Neubauer blieb darauf mehrere Monate lang unsichtbar; aber im Winter kam er zurück. Und darauf hielt er um Josephinens Hand an, und zwar bei mir. Es war eine kostbare Szene. Ich wies ihn an meine Mutter. Josephine ist nun seit zwei Jahren verheiratet.

Augenblicklich befindet sie sich noch auf dem Lande; sie kehrt erst gegen Weihnachten nach Paris zurück. Neubauer ist bald hier, bald dort. Bei mir läßt er sich selten sehen, und ich vermisse ihn nicht. Josephine ist übrigens ganz zufrieden mit ihm. Das ist am Ende in dem vorliegenden Falle die Hauptsache."

„Und der Onkel, Prinz Andreas?" fragte Günther.

„Der ist heute abend in das Théâtre-Français gegangen."

„Und Herr Wendt?"

Es war still in der Straße, und Günther vernahm jetzt deutlich, daß ein Wagen vor der Tür haltmachte.

„Bitte, klingeln Sie!" sagte Irene, die eine Sekunde auf das Geräusch gelauscht hatte.

Ein Diener trat herein.

„Die Frau Marquise haben befohlen?"

„Ich empfange nicht! — Es ist niemand zu Hause!" Dann, als der Diener sich stumm wieder entfernt hatte, fuhr sie, zu Wildhagen gewandt, fort: „Sie bleiben nur so kurze Zeit hier, da will ich Sie wenigstens heute abend für mich haben. Wir waren früher gute Freunde . . . und ich bin nicht wankelmütig!"

Wenn Günther noch in der Lage gewesen wäre, ruhig zu denken, so würde er wohl auf die letzte Bemerkung der Marquise manches erwidert haben. Aber er vernahm nur mit einiger Verwunderung, daß ihm, dem tief Gekränkten, auf nicht sehr großem Umwege der Vorwurf des Wankelmuts gemacht wurde. Und die Ungerechtigkeit, die in der Anschuldigung lag, kränkte ihn nicht; er hörte aus Irenens Worten einzig die Versicherung der Beständigkeit ihrer Gefühle, ihrer Zuneigung für ihn; und das Herz des Armen pochte darüber in jubelnder Freude.

Im Vorzimmer wurde jetzt laut gesprochen. Eine

knarrende Stimme, die Günther bekannt vorkam, ließ sich vernehmen.

Die Marquise richtete die Augen auf die Tür und legte einen Finger auf den Mund, Schweigen gebietend.

Gleich darauf wurde es draußen wieder still; der ungelegene Besuch hatte sich entfernt.

Die Marquise wartete noch einige Sekunden, dann sagte sie:

„Das war Ihr alter Feind."

„Richtig! Ich hatte die Stimme erkannt. Herr de Raynaud! Ich bin übrigens nicht sein Feind. Ich fand ihn eines Morgens ungezogen. Das ist alles. Er hat sich seitdem vielleicht gebessert."

„O ja!" sagte die Marquise mit einem eigentümlichen stillen Lächeln. „Er ist ganz zahm geworden!"

„Ich erkundigte mich vorhin nach Herrn Wendt," fuhr Wildhagen fort. „Wie geht es ihm?"

„Ich hoffe, gut! Ich weiß es nicht bestimmt. Er hat mich vor etwa drei Monaten verlassen. Aber," fuhr sie mit demselben kalten Lächeln fort, indem sie von der Zähmung des schönen Olivier gesprochen hatte, „er wird schon wiederkommen."

Wann hatte Günther sie doch schon einmal so lächeln sehen? — An dem Tage, als er sie gefragt hatte, ob sie glücklich sei. Ja, da hatte sie auch so gelächelt. Günther erinnerte sich jetzt genau jenes selbstbewußten Lächelns. Es hatte ihn damals gekränkt; aber das war heute vergessen.

„Wendt hat Sie verlassen?" fragte Günther erstaunt. Er bemühte sich, Anteil an der Frage zu nehmen, aber sie war ihm gleichgültig. Im Grunde genommen war ihm alles gleichgültig. Nur Irene nicht! Davon legte er sich jedoch noch keine Rechenschaft ab.

„Weshalb hat er Sie verlassen?"

„Er konnte sich mit Blanche nicht vertragen."

„Wer ist denn Blanche?"

„Richtig! Sie kennen sie noch nicht. Sie ist eigentlich die Vorleserin meiner Mutter; aber seitdem Louisens und Josephinens Erzieherinnen und Lehrerinnen uns verlassen haben, nehme ich sie von Zeit zu Zeit in Anspruch. Sie spielt nämlich recht gut Klavier, auch hat sie eine ganz leidliche Stimme, und wir musizieren manchmal zusammen. Und das wollte Wendt nicht erlauben; deswegen hat er mich ausgezankt und ist schließlich davongelaufen."

„Unglaublich!" sagte Günther, als seien die ihm gemachten Mitteilungen von besonderem Wert für ihn. In der Tat hatte er kaum zugehört.

„Ja, unglaublich — aber wahr! Wendt war wirklich ein bißchen überspannt und anmaßend. Er hat mir ein paar Tage gefehlt, denn ich war an ihn gewöhnt. Jetzt bin ich ganz froh, daß er gegangen ist. Er war fortwährend mürrisch und schlechter Laune."

„Und wer ersetzt ihn?"

„Niemand eigentlich. Wenn ich Briefe zu schreiben habe, die mich langweilen, so bitte ich Blanche, mir zu helfen."

„Sie schreiben wohl sehr wenig?"

„Beinahe nie. Briefschreiben langweilt mich."

„Und deshalb haben Sie auch meinen Brief unbeantwortet gelassen?"

„Nein! Ihnen habe ich nicht geschrieben, weil ich Ihnen zürnte."

„Was hatte ich verbrochen?"

Sie machte eine Bewegung mit der Hand und blickte dazu, als wollte sie sagen: „Lassen wir das!" — Sie verzieh ihm, dem Gekränkten! Das war sehr

gütig von ihr. Wenn Günther sich nicht zurückgehalten hätte, so würde er ihr gedankt haben.

„Nun aber," fuhr sie laut fort, „ist genug von mir gesprochen. Jetzt erzählen Sie mir von Ihren Erlebnissen."

Sie lehnte sich mit dem Rücken an die gerade Lehne ihres niedrigen Stuhles, legte die Arme übereinander in den Schoß, und den Kopf etwas gebeugt, blickte sie ihn von unten herauf an.

Er wußte nicht, was er sagen sollte; er hatte die Hände gefaltet, und ohne die Finger zu rühren, rieb er die Handflächen, eine gegen die andere.

„Nun?" fragte sie leise wiederholend.

„Von mir ist gar nichts zu erzählen," sagte er gleichzeitig verlegen und zerstreut.

„Sie haben einen Krieg mit durchgemacht, Sie kommen von einer großen Reise, und Sie sagen, Sie hätten nichts zu erzählen? Muß ich bitten? — Ich bitte Sie, erzählen Sie mir Ihre Schicksale."

Er besann sich einen Augenblick, und dann sprach er, als ob er vor einem Untersuchungsrichter stände, mit augenscheinlicher, stetig wachsender Befangenheit.

„Daß ich gleich, nachdem ich Paris verlassen hatte, in den Krieg gezogen bin, habe ich Ihnen geschrieben — aber Sie haben meinen Brief vielleicht nicht gelesen."

„Ich habe ihn gelesen und habe ihn aufgehoben — was ich nur mit einer sehr geringen Anzahl von Briefen tue."

„Das erledigt dann das einzige erzählenswerte Kapitel in meinem Leben. — Sie wissen also, daß ich verwundet worden bin. Meine Wiederherstellung hat sehr lange gedauert. Dann habe ich abwechselnd in Berlin und in Wildhagen gelebt, mit meinem Vater. Ich habe gesät und geerntet, gejagt und gefischt . . ."

„Und Sie haben keine Zeit gefunden, an mich zu denken?“

„Ich habe an Sie gedacht.“

„Wirklich? Das macht mich froh. Ich bin nicht herzlos, wie Sie glauben. Wäre ich es, hätte ich Ihnen nicht gezürnt.“

Er atmete tief auf.

„Nun, und die große Reise?“

Er hatte alles vergessen und konnte sich auf nichts besinnen, was des Erzählens wert gewesen wäre.

Sie bemerkte seine vollständige Verwirrung.

„Ich sehe schon, daß Sie mir heute nicht Rede und Antwort stehen wollen. Also ein andermal, wenn Sie besser aufgelegt sein werden.“

Sie erhob sich und ging in das Musikzimmer. Er blieb in dem großen Gemach allein zurück. Er hörte, daß sie das Klavier öffnete.

Er fragte sich, was nun geschehen werde. Er wußte, daß der Abend für ihn verhängnisvoll sein werde — aber er hatte nicht den Mut, zu fliehen. In unendlicher Ferne sah er undeutlich Florences Bild. Er strich sich mit der Hand über die heiße Stirn und machte eine abwehrende Bewegung. — Da wurden im Musikzimmer einige volle Akkorde wie die eines Chorals sanft angeschlagen. — Florences Bild verschwand. — Die Akkorde folgten sich in schönen, künstlerischen Modulationen und gingen allmählich in eine alte, wohlbekannte Weise über. Er stand auf, und wie von einer geheimnisvollen Macht gezogen, trat er in das dunkle Musikzimmer. Dicht am Eingange, auf den Stuhl am Fenster sank er nieder und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Als das Lied beendet war, saßen beide eine Minute regungslos. Dann begann Irene dasselbe Lied noch einmal zu spielen, und nach einigen Takten sang sie dazu mit ganz kleiner,

feiner, klarer, glockenreiner Stimme. Die scharfen Töne schnitten ihm in das schon so wunde Herz. Er stand auf und trat an ihre Seite. Er hob die Hand und senkte sie wieder. Zweimal wiederholte er dieselbe Bewegung. Beim drittenmal aber legte sich seine Hand auf ihr Haupt, keinem Willen mehr gehorchend, der unheimlichen Macht folgend, die ihn unwiderstehlich zu Irenen zog. — Sie fuhr fort zu spielen und zu singen. Leiser und immer leiser, wie die letzten Atemzüge eines ruhig Verscheidenden verhallten endlich die klagenden Töne; — und dann wurde es feierlich still wie in einem Totenzimmer. Irenens Haupt senkte sich langsam; seine Hand glitt auf ihren kalten Nacken und umfaßte ihn mit bebendem Drucke. Und plötzlich stand sie hoch aufgerichtet vor ihm, den Kopf zurückgebeugt, die schlanken Arme weit wie im Kreuz ausgebreitet; und dann fühlte er sich fest umschlungen, und ihre heißen Lippen brannten auf seinem Munde.

„Du bist mein einziges Glück," flüsterte er.

*

Während der nächsten Tage ging Günther wie betäubt einher. Wenn er nicht bei Irenen war, so saß er in seinem Zimmer und starrte vor sich hin, oder er schritt gesenkten Hauptes die Champs Elysées auf und ab, ohne zu bemerken, was um ihn her vorging. Er fühlte sich weder glücklich noch elend; er erkannte nicht das Maß seiner Schuld und nicht die Größe des Unheils, das er angerichtet hatte; er konnte nicht denken. Wie ein beschränktes Kind, das im Geiste die Aufgaben aufzählt, die ihm gestellt worden sind, ohne zu erwägen, wie es sie lösen wird, sprach er vor sich hin, gleichgültig, als handle es sich um ganz gewöhnliche Dinge. „Zuerst muß ich also an meinen Vater schreiben, um die Verzögerung meiner Abreise

von Paris zu erklären. — Das ist das Notwendigste. Sodann habe ich Florence zu benachrichtigen. Natürlich! Das darf nicht unterbleiben. Dann müßte ich eigentlich auch mit Irenen sprechen, um unsre zukünftigen Beziehungen zu sichern ... Ja, aber zuerst muß ich an meinen Vater schreiben ..." Und er dachte nicht mehr, als er sagte, und manchmal verstand er nicht einmal, was er sagte, und wiederholte nur mechanisch dieselben Worte, die er sich schon hundertmal gesagt hatte: „Zuerst muß ich also an meinen Vater schreiben" — und so weiter. — Der Kopf war ihm schwer und doch leer, die Brust wie zusammengeschnürt. Er ließ den Tag dahingehen, ohne irgend etwas andres zu genießen, als was Madame Braçon ihm nach seinen alten Gewohnheiten vorsetzte. Das verzehrte er, ohne zu wissen, was er aß. Sein Schlaf war schwer, traumlos, wie der eines Trunkenen, und er erwachte daraus, ohne erquickt zu sein, mit einer furchtbaren Last auf der Brust, dem Gefühle, daß ihm entsetzliches Unheil drohe. — Aber welcher Art das Unglück sei, daran konnte er nicht denken. — Eine klare Vorstellung nur trat in dem wirren, dunklen Leben seines Geistes hervor, und diese beherrschte alles andre: er liebte Irenen, Irene liebte ihn, und er würde sie wiedersehen. — Wenn er in ihr Zimmer trat, und sie, sich langsam erhebend, stumm die Arme ausbreitete und ihn umschlang und seine Küsse erwiderte, dann dachte er an nichts mehr. Er genoß mit jeder Fiber seines Wesens das Glück, zu lieben und wiedergeliebt zu werden; aber er genoß es besinnungslos, und wenn es ihn auch ganz erfüllte, so beglückte es ihn doch nicht.

Die Vereinsamung des Hotel Brô begünstigte die Zusammenkünfte zwischen Günther und Irenen. Auch diese schien ganz ihrer Liebe, und nur ihr, zu leben. Mit vollkommener Nichtachtung dessen, was man in

ihrer nächsten Umgebung über ihre Beziehungen zu Günther denken mochte, war sie vom Morgen bis zur Nacht, mit nur kurzen Unterbrechungen, mit ihm allein. Niemand konnte sie zur Verantwortung ziehen, sie schuldete keinem Rechenschaft. Ihre Mutter, die Prinzessin, kümmerte sich nicht um Kleinigkeiten. Sie hatte Irenen dazu gemacht, was diese war. Möglicherweise hatte sie die Veränderung in der Lebensweise ihrer Tochter gar nicht bemerkt; wohl unter keinen Umständen würde sie darüber eine Rüge ausgesprochen haben. Was Irene tun oder lassen wollte, war Irenens Sache. — Der alte Onkel war von demselben Blute wie die Prinzessin, seine Schwester. Er lebte im Hotel Brô wie in seinem eignen Palaste, von gut geschulten Dienern umgeben, deren Aufmerksamkeit nichts entging, was zu seinem Wohlbefinden nötig war. Und Irenens Geld war es, das diese Diener bezahlte. Etwas andres verlangte der Prinz nicht von seiner Nichte. Es war nicht seine Aufgabe, über deren Ruf zu wachen. Er würde dies sogar abgelehnt haben, wenn Irene oder ihre Mutter ihn darum gebeten hätten. Die Prinzessin war weit entfernt, derartiges zu erwarten oder zu verlangen. Irene würde es sich entschieden verbeten haben. Kümmerte sie sich etwa darum, was Onkel Andreas tat? Er war frei in ihrem Hause. So wollte sie sein. Das Sagen andrer kümmerte sie nicht. Sie hatte für Gunst und Ungunst ihrer Umgebung die vollkommene Gleichgültigkeit einer Königin aus alter Zeit, die in unbeschränkter Machtfülle an der Spitze eines Volkes von Sklaven steht. Die Diener wagten nicht anders als ehrerbietig zu blicken und zu sprechen. Was sie denken mochten, lag für Irenen in so niedrigen Kreisen, daß es ihrer Beachtung entging.

Die Zeit flog für Wildhagen dahin. Doch schien

alles, was vor dem Tage geschehen war, an dem er Irenen wiedergefunden hatte, einer unendlich fernen Vergangenheit anzugehören. Er erinnerte sich kaum noch, was mit dieser Vergangenheit zusammenhing. Nur wiederholte er sich immer und immer wieder die Aufgaben, die sie ihm noch auferlegte. Aber der Lösung derselben kam er nicht um einen Schritt näher.

Am zweiten Tage, als Günther Irenen gegen Mitternacht verließ, kreuzte er sich im Vorzimmer mit einem ihm unbekannten weiblichen Wesen. Es sah aus, als wäre es aus dem Rahmen eines Rubensschen Bildes gestiegen: in dunklem, eng anschließendem Gewande, jung, groß, üppig, mit goldigem Haar und hellen Augenbrauen und Wimpern. Als Günther sich im Vorbeigehen unwillkürlich vor ihr verneigte, traf ihn eine Sekunde ihr Blick. Sie hatte schöne, große blaue Augen; aber der Blick, den sie Wildhagen zuwarf, war böse. Günther bemerkte es nicht. Er hatte Irenen vor einer Minute verlassen, und jetzt war er schon wieder tief in seinem kindischen Denken: „Nun muß ich also sofort an meinen Vater schreiben ..."

Die schöne Frauensperson blickte dem gesenkten Hauptes Dahinschreitenden feindselig nach. Als sich gleich darauf die Haustür hinter ihm geschlossen hatte, trat sie in das Zimmer der Marquise. Nach wenigen Minuten erschien sie wieder auf dem Flur. Einige Augenblicke blieb sie nachdenklich stehen, dann begab sie sich auf ihr Zimmer; denn sie gehörte zu dem zusammengeschmolzenen Hausstande des Hotel Brô. Es war die Vorleserin der Prinzessin, eine vierundzwanzigjährige Holländerin, die Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch gleich gut und vorzüglich sprach, mit wohltönender Stimme vorlas, fertig Klavier spielte und sehr hübsch sang. Ihr Name war Blanche van Naarden.

Am nächsten Morgen wurde Günther von Dessieux aus schwerem Schlafe geweckt. Der kleine Franzose war herzlich erfreut, seinen lieben Freund Wildhagen wiederzusehen, bestürmte diesen mit Fragen, ohne auf deren Beantwortung zu warten, erzählte von seinen eignen Schicksalen während des Jahres, wo die beiden sich nicht gesehen und auch nur wenig voneinander gehört hatten, und bemerkte erst nach geraumer Zeit, daß sein Freund im Bette verwirrt und blöde um sich blickte, kein Wort sprach, die an ihn gerichteten Fragen überhörte und an dem, was der andre erzählte, nicht den geringsten Anteil zu nehmen schien. Darauf rückte Dessieux seinen Kopf mit einer kurzen Bewegung zurück, klemmte sich in das linke Auge ein Glas, das zu groß war, so daß die Augenlider dadurch verzerrt wurden, was ihm ein komisches Aussehen gab, und sagte:

„Sie schlafen noch, mein Lieber! Stehen Sie auf und gießen Sie sich einen Kübel kalten Wassers über den Kopf, um munter zu werden. Es ist Zeit: zehn Uhr! — Störe ich Sie nicht, so bleibe ich hier sitzen, während Sie Toilette machen; andernfalls komme ich in einer halben Stunde wieder, und wir frühstücken zusammen."

„Sie stören mich nicht," sagte Wildhagen, sich langsam erhebend.

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, gab Dessieux ein Rätsel auf. „Was ist hier nicht in Ordnung?" fragte er sich. Aber er war ein wohlerzogener Mann und hatte schon in der Kinderstube gelernt, keine indiskreten Fragen zu stellen. Auch vermied er, zu zeigen, daß Wildhagens Benehmen ihn überraschte, und daß er diesen aufmerksamer als gewöhnlich beobachtete. Er trat in das Nebenzimmer, Günthers bescheidenen Salon, setzte sich ans Fenster,

blickte auf die Straße und von Zeit zu Zeit mit anscheinender Gleichgültigkeit in das Schlafgemach, in dem Günther, Dessieux' Rat befolgend, verschwenderisch mit der ihm zur Verfügung gestellten großen Menge Wassers umging. Dies ermunterte ihn auch, aber in einem andern Sinne, als der kleine Dessieux gemeint hatte.

Es war, als ob Dessieux' Ankunft den tiefen Schlaf, der Günthers Seele seit drei Tagen umnachtete, plötzlich verscheucht hätte. Endlich fing Wildhagen an, sich von dem, was geschehen war, Rechenschaft abzulegen. Seine Gedanken waren noch immer unklar. Er hatte nur einen Schimmer von seiner verzweifelten Lage; aber Schritt für Schritt drang er zum vollen Lichte vor. — Ja, er mußte an seinen Vater und an Florence schreiben. Er mußte auch mit Irenen sprechen. Aber wie sollte er schreiben, wie sich mit Irene verständigen? — Er war ratlos.

Er trat halb angezogen in das Zimmer, in dem Dessieux auf ihn wartete, und die Arme über seinen Kopf erhebend und sich reckend, sagte er mit erzwungener Ruhe:

„Lieber Dessieux, es hat sich mancherlei ereignet, seitdem ich Ihnen zum letztenmal geschrieben habe. Es freut mich, daß ich Sie sehe, und ich möchte mit Ihnen über verschiedenes sprechen, was für mich von Wichtigkeit ist. Aber ich muß mich zu dem Behufe ein klein wenig sammeln. Wollen Sie mir einen Gefallen tun? — Lassen Sie mich eine halbe Stunde allein, und seien Sie um elf Uhr wieder hier. Wollen Sie?"

„Mit Vergnügen!" sagte der kleine Franzose. „Ich werde im ‚Moulin Rouge' frühstücken, und spätestens um halb zwölf Uhr bin ich wieder bei Ihnen."

Darauf entfernte er sich. Als er zur bestimmten

Stunde zurückkam, fand er Günther mit gekreuzten Armen, den Kopf gesenkt, vor einem Tische sitzen, auf dem in appetitlicher Weise ein einfaches und noch unberührtes Frühstück aufgetragen war.

Günther begann sofort zu sprechen, noch ehe der andre seinen Hut abgelegt hatte.

„Setzen Sie sich, lieber Dessieux! Hier an den Kamin! Nehmen Sie eine Zigarre!"

„Wollen Sie nicht frühstücken?"

„Nein, lassen Sie das nur," antwortete Günther ungeduldig. Doch schenkte er sich eine große Tasse starken schwarzen Kaffees ein, die er schnell austrank. Dann steckte er sich eine Zigarre an und ließ sich auf einen Sessel am Kamin, Dessieux gegenüber, nieder. Dieser bemerkte jetzt, daß Günther unter seiner braunen Gesichtsfarbe bleich war, und daß es um seinen Mund zuckte. Er strich sich mit der einen Hand mehreremal über Stirn, Haar und Nacken, und dann begann er ruhig und entschlossen:

„Ich habe Ihnen eine vertrauliche Mitteilung zu machen."

Dessieux nickte.

„Es ist keine leichte Sache . . ." — eine kurze Pause — „Ich muß meine Verlobung mit Fräulein Gilmore wieder auflösen."

Dessieux kniff die Lippen zusammen und machte „Hm!"

„Was sagen Sie dazu?"

„Ja, was soll ich dazu sagen, lieber Wildhagen? Ich weiß vorläufig noch gar nicht, was geschehen ist."

„Was geschehen ist? Was geschehen ist?" wiederholte Wildhagen nervös. Das Blut schoß ihm ins Gesicht. „Ich habe mich schlecht benommen."

„Das tut mir leid!"

„Ich habe ein gutes, treues Wesen, das mich liebte, schändlich verraten."

„Das tut mir leid!"

„Mir auch! Aber damit ist dem Übel nicht abgeholfen. Sie haben einen klaren Kopf; Sie sind mein Freund; geben Sie mir einen Rat. Was soll ich tun?"

Dessieux zauderte einige Sekunden, dann antwortete er:

„Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen einschleichen; aber es ist mir beim besten Willen nicht möglich, Ihnen einen Rat zu geben, wenn Sie mich nicht etwas mehr in Ihre Angelegenheiten einweihen können."

Wildhagen blinzelte mit den Augen, zog an der Zigarre, legte sie, als er bemerkte, daß sie ausgegangen war, auf den Kaminsims und sagte beinahe gereizt:

„Verstehen Sie denn noch nicht? Ich habe mich in Amerika mit Fräulein Florence Gilmore verlobt. Ich habe es Ihnen doch geschrieben?"

„Ganz richtig."

„Nun gut! ... Ich bin hier angekommen ... und nun ... nun muß ich die Verlobung rückgängig machen."

„Aber weshalb, mein Lieber?"

„Weshalb? — Weil ich mich getäuscht hatte, als ich Florence zu lieben wähnte — weil ich eine andre liebe."

„Haben Sie dies Ihrer Braut schon mitgeteilt?"

„Nein, das ist es eben. Ich weiß nicht, was ich ihr schreiben soll."

„Schreiben Sie gar nicht."

„Wie?"

„Schreiben Sie nicht, das heißt nicht heute und nicht morgen. Seien Sie ein Mann; packen Sie Ihre

Koffer und verlassen Sie Paris ... Jetzt, in diesem Augenblicke! Ich geleite Sie zur Bahn; ich bringe Sie bis nach Berlin, wenn Sie wollen. — Wildhagen, folgen Sie meinem Rat!"

Günther stand wie verwirrt. Er wandte den Kopf nach rechts und links und strich sich mit der Hand über Mund und Kinn und atmete laut.

„Wildhagen, folgen Sie meinem Rat!"

„Es ist unmöglich!" Ich kann es nicht!" brachte er endlich mühsam hervor. „Ich kann es nicht!" wiederholte er mit größerer Bestimmtheit.

„Sie können, wenn Sie wollen. Seien Sie ein Mann und wollen Sie."

Wildhagen schüttelte langsam und traurig das Haupt. „Ich kann nicht, lieber Dessieux. Es ist unnütz, von meinem Fortgehen ferner zu sprechen. Ich muß hier bleiben. Also lassen wir das. Wozu wollen Sie mich unnütz quälen? Helfen Sie mir mit Ihrem Rat, wie ich meinem Vater und Fräulein Gilmore schreiben soll."

Ein alter Diplomat hatte Dessieux einmal gesagt, daß Sachen, die ganz verzweifelt erschienen, manchmal noch durch „dilatorische Behandlung" gerettet werden könnten.

„Nun," sagte er, „trotzdem rate ich Ihnen noch einmal, schreiben Sie nicht! Telegraphieren Sie vorläufig nur. Ein Telegramm braucht nicht ganz klar zu sein. Damit können Sie drei, vier Tage gewinnen. Zeit gewonnen, alles gewonnen."

Der Gedanke behagte Wildhagen. Es wurde ihm so schwer, die notwendigen Briefe an seinen Vater und an Florence zu schreiben, daß er gern alles billigte, was ihm gestattete, die peinliche Arbeit einige Tage aufzuschieben.

„Was würden Sie telegraphieren?"

„Ihrem Vater: Sie sähen sich genötigt, sich noch einige Tage in Paris aufzuhalten. Sie wären ganz wohl, er möchte sich wegen der Verzögerung Ihrer Ankunft nicht beunruhigen."

„Das ist vorzüglich! Und an Fräulein Gilmore?"

„An Ihre Braut?" — Dessieux gebrauchte absichtlich dieses Wort. — „Ja, das ist schwerer. Denken wir etwas nach. — Haben Sie ihr Ihre Ankunft bereits angezeigt?"

„Ja, schon von Havre aus; in dem Augenblicke, wo ich gelandet war."

Der kleine Franzose blickte nachdenklich vor sich hin. Sein Gesicht, das bei seiner Ankunft etwas frischer erschienen, war wieder steinalt geworden. Wildhagen beobachtete ihn aufmerksam. Endlich sagte Dessieux:

„Ihrer Braut: ‚Ich kann leider mit der heutigen Post nicht mehr schreiben. Die nächste bringt Ihnen ausführliche Briefe.' — Das ist furchtbar dumm, ich gestehe es selbst, aber ich finde nichts Klügeres."

„Nein, das ist ganz gut," unterbrach ihn Günther. Er trat an seinen Schreibtisch und setzte die beiden Depeschen auf. Dann sah er nach der Uhr. „Ich muß jetzt fort," sagte er. „Wann sehen wir uns wieder?"

„Wann es Ihnen paßt. Ich bin frei und nur Ihretwegen in Paris."

„Dann wollen wir zusammen essen. Treffen wir uns um sechs Uhr bei Voisin!"

„Ganz einverstanden! Also um sechs Uhr bei Voisin!" Und damit entfernte sich Dessieux.

Die Unterhaltung mit Wildhagen hatte ihn verstimmt. Er hegte kaum einen Zweifel, daß die schöne Marquise an dem Treubruch seines Freundes schuld sei, aber er wollte sich volle Gewißheit über

diesen Punkt verschaffen und begab sich nach dem Hotel Brô.

„Die Frau Marquise ist nicht zu Hause," sagte der Portier.

„Schön! Dann werde ich heute abend wiederkommen."

„Der Herr Vicomte würden sich vergeblich bemühen. Die Frau Marquise ist auf dem Lande."

„Wann kommt sie zurück?"

„Das weiß ich nicht, Herr Vicomte."

Der Portier war ein gut geschulter Mann, sein Gesicht ließ nicht erkennen, ob er log oder die Wahrheit sagte. Dessieux bemühte sich übrigens auch nicht, irgend etwas daraus zu lesen. Ein Zwanzigfrankenstück würde ihn wahrscheinlich über den wirklichen Tatbestand aufgeklärt haben, aber der kleine Mann war zu zartfühlend, um sich die Wahrheit auf diesem Wege zu verschaffen. Er hinterließ eine Karte und ging seiner Wege, dem Faubourg St. Honoré zu. An der Ecke der Straße wurde er durch einige vorüberfahrende Wagen aufgehalten, die in verhinderten, über die Straße zu gehen. In Gedanken drehte er sich um und sah nach dem Hotel Brô zurück. In demselben Augenblick trat ein Herr in jenes Haus. Dessieux erkannte Wildhagen. Dieser, den Kopf gesenkt, hatte seinen Freund nicht gesehen.

„Nun soll mich wundern, ob er ebenfalls abgewiesen wird," sagte sich Dessieux.

Er wartete volle fünf Minuten. Wildhagen kam nicht zurück. Kein Zweifel, daß für diesen die Marquise zu Hause war.

„Ich dachte es mir," fuhr Dessieux vor sich hin fort. „Von Wildhagen wundert es mich nicht: ein jeder Mann wäre in dieselbe Falle gegangen. Aber der schönen Marquise hätte ich es nicht zugetraut.

Sie ist also doch nicht ganz von Stein. Sie steigt in meiner Achtung."

Der Portier des Hotel Brô hatte Wildhagen ungehindert das Haus betreten lassen, und der Nachfolger des langen Jean, derselben guten Schule wie dieser angehörig, ihm dienstfertig den Überrock abgenommen, und ihn ins Empfangszimmer geführt, um ihn dort einige Minuten allein zu lassen. Als er zurückkam, sagte er:

„Die Frau Marquise lassen den Herrn Baron bitten."

Günther folgte dem stumm voranschreitenden Diener ins obere Stockwerk, wo die Privatgemächer der Marquise und der Prinzessin gelegen waren. Der Diener öffnete die Tür zu dem Boudoir der Marquise, meldete mit lauter Stimme den Herrn Baron von Wildhagen und zog sich dann wieder zurück.

Irenens Antlitz leuchtete auf in heller Freude, als sie Günther erblickte, aber sie ging ihm nicht entgegen — das war nicht ihre Art. Als er vor ihr stand, nahm sie seine beiden Hände und zog sie nach unten, so daß er, der keinen Widerstand leistete, auf die Knie sank. Dann schlang sie ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn.

„Du bist heute spät gekommen," sagte sie. „Eigentlich sollte ich böse sein."

„Ich hatte einen Besuch, dessen ich mich nicht entledigen konnte; entschuldige mich."

„Wer war bei dir?"

„Dessieux."

„Ach, der langweilige Mensch! Er war auch soeben hier. Da liegt seine Karte. Ich habe ihn nicht empfangen. Weshalb hast du ihn nicht fortgeschickt?"

„Ich konnte es nicht schneller, als ich es getan habe. Sei nicht böse."

„Ich bin dir nicht böse.“ Sie legte ihre Hand auf seine Stirn und bog seinen Kopf etwas zurück. „Was fehlt dir? Du siehst traurig aus.“

„Mir fehlt nichts, aber . . .“

„Nun, aber?“

„Dessieux' Besuch hat mich daran erinnert, daß ich meinem Vater schreiben muß, der mich jeden Augenblick erwartet . . . und ich kann doch jetzt nicht von hier gehen.“

„Nein,“ sagte sie mit dem ihr eigentümlichen, stillen Lächeln. „Du kannst jetzt nicht fort. Ich habe dich mir erobert. Du bist mein. Ich lasse dich nicht fort.“

„Daran denke ich auch gar nicht. Aber ich muß meinem Vater schreiben.“

„Nun, dann schreibe ihm,“ sagte sie leichtfertig, „ich ließe ihn grüßen und ihm sagen, wenn er dich sehen wollte, müßte er sich nach Paris bemühen, du könntest nicht nach Berlin kommen. — Das ist eine Idee: laß ihn kommen! Ich möchte ihn kennen lernen. Hat er auch so hübsche Augen wie du, mein liebes Herz?“

Günther lächelte. „Es würde ihn kränken, wenn ich ihm zumuten wollte, hierher zu kommen. Ich muß ihm schreiben. Es ist ein langweiliger Brief.“

„Ich begreife nicht, wie man Sachen tun kann, die einen langweilen,“ sagte die Marquise. „Früher, wenn ich unangenehme Briefe zu schreiben hatte, bat ich Wendt darum, der unvergleichlich besser schrieb, als ich es gekonnt hätte. Jetzt vertritt ihn Blanche. Soll ich ihr sagen, einen Brief für dich zu schreiben? Sie tut es gleich. Du brauchst ihr nur anzudeuten, was darin stehen soll, und in einer halben Stunde bringt sie dir ein hübsch geschriebenes Epistelchen, an dem du deine Freude haben würdest. — Soll ich sie rufen?“

„Nein," sagte Günther, „ich werde schon selbst schreiben. Laß nur den Brief. Laß alles!" Er küßte sie. Was kümmerte ihn sein Vater, was Florence, was die ganze Welt, wenn er Irenen küssen durfte?

Nach einer Weile trat Irene, mit den Händen die schlichten schwarzen Haare glättend, an das Fenster und beobachtete einen Augenblick den Himmel und die Straße.

„Wollen wir ausreiten?" fragte sie.

„Ausreiten? Wie kommst du auf den Gedanken? Wir sind hier so gut aufgehoben."

„Nein, wir wollen ausreiten — mir zuliebe! Ich will mich dir zu Pferde zeigen. Du kennst mich noch gar nicht als Amazone, vielleicht gefalle ich dir dann. — Willst du?"

„Natürlich, wenn du es befiehlst."

„Du mußt es gern tun."

„Ich tue es gern."

„Dann warte fünf Minuten; ich bin sogleich fertig."

Prinz Andreas, Irenens Onkel, war ein vorzüglicher Pferdekenner, und seine aufmerksame Sorge um die Reit- und Wagenpferde seiner Nichte hatte den Stall der Marquise Brô zu einem der anerkannt besten von Paris gemacht. — Die Pferde, die eine Viertelstunde später gesattelt für Irene und Günther vorgeführt wurden, waren vollkommen schöne, edle Tiere. Günther, der sich auf Pferde verstand, musterte sie mit Bewunderung, als Irene erschien. — Sie hatte die richtige Figur der Reiterin: schlank, biegsam, und den engen Gürtel und die schmalen Hüften eines jungen Mädchens. Das knapp anliegende Kleid zeigte in seiner ganzen Vollendung das edle Ebenmaß ihrer Gestalt. Günther schüttelte unwillkürlich das Haupt. War es möglich, daß dies schöne Wesen sein — ganz sein war! Sie bemerkte seine beinahe bestürzte Be-

wunderung, und als sie sich, den kleinen Fuß in der Hand, leicht in den Sattel schwang, da flüsterte sie ihm zu: „Gefalle ich dir?“ Er antwortete durch ein Senken der Augenlider, das sie verstand und befriedigte.

Als die beiden in den Champs Elysées angelangt waren, entfernte sie ihr Pferd einige Schritte von dem seinen und musterte Günther kritischen Blickes, wie sie es an dem ersten Abend, als sie ihn wiedergesehen, getan hatte.

„Du siehst gut aus,“ sagte sie. „Ich hätte dich auch nicht haben können, wenn du eine lächerliche Figur zu Pferde gewesen wärest.“ Sie näherte sich ihm wieder und lächelte still vor sich hin. „Weißt du, woran ich denke?“

„Nun?“

„Wenn ich Neubauer geheiratet hätte! Es wäre mir doch unmöglich gewesen, mit ihm auszureiten! Dazu hatte ich nur dich haben wollen. Und ich hätte ihn gezwungen, dich zu bitten, mich zu begleiten Und er hätte es getan, verlaß dich darauf; er hätte es getan. Oh, er ist so gutmütig!“

In dem Augenblick wurde sie von Dessieux, der über die Straße ging, begrüßt. Die Marquise dankte freundlich und unbefangen. Günther wurde rot. Irene sah es.

„Du ärgerst dich wohl, daß Dessieux uns angetroffen hat?“

„Nein.“

„Doch, du ärgerst dich ein bißchen; du schämst dich sogar.“

„Aber, Irene . . .“

„Sieh einmal, mich freut es, daß Dessieux uns gesehen hat. Er war soeben bei mir, und ich habe ihm sagen lassen, ich wäre auf dem Lande. Nun

weiß er doch, daß ich ihn augenblicklich nicht empfangen will, und er wird nicht mehr den Versuch machen, uns zu stören. Aber du grübelst darüber nach, was Dessieux wohl von uns denken mag. Laß ihn doch denken, was er will! Was geht es uns an?"

Sie ritten jetzt am Triumphbogen vorüber, ließen das Monument zur Rechten und bogen in die breite, lange Straße ein, die damals noch den Namen Avenue de l'Impératrice führte. Irene wurde nun in kurzen Zwischenräumen von verschiedenen Herren und Damen begrüßt. Sie dankte allen mit kühler Freundlichkeit.

„Die meisten von diesen guten Leuten waren gestern und vorgestern und heute bei mir. — ‚Die Frau Marquise ist nicht zu Hause.' — Wie die Zungen jetzt arbeiten werden: ‚Wer mag der Herr sein, der mit ihr reitet?' — Aber laß sie nur sprechen! Sie ärgern sich über uns; die Frauen beneiden mich, und die Männer dich, und wir kümmern uns nicht um sie."

Günther vernahm jetzt dicht hinter sich das Schnauben eines Pferdes, und wandte sich um. Ein Herr hatte die im Schritt Reitenden eingeholt. Das Pferd, ein schöner arabischer Hengst, etwas zu klein für den langbeinigen Reiter, hatte viel Aktion; es senkte den Kopf bei jedem Schritt und spielte mit der Kandare, auf der man seine Zähne knirschen hörte. Der Reiter setzte es neben dem englischen Pferde der Marquise in Schritt, hob den Hut senkrecht hoch in die Höhe, stülpte ihn energisch wieder auf und sagte mit knarrender Stimme:

„Ich habe die Ehre, Sie zu begrüßen, Frau Marquise!"

Es war der schöne Olivier. Die Marquise nickte ihm zu. Dann hielt sie ihr Tier eine halbe Länge

zurück, so daß Raynaud nicht verfehlen konnte, Wildhagen zu sehen, und sagte:

„Die Herren kennen sich schon länger, wenn ich nicht irre."

„Ich habe die Ehre," murmelte Raynaud, wobei er den Hut wieder, aber weit weniger hoch hob als das erstemal. — „Ich habe mir erlaubt, mich zweimal bei Ihnen vorzustellen," fuhr er, zur Marquise gewandt, fort, „aber ich habe nicht das Glück gehabt, vorgelassen zu werden. Das erstemal sagte mir der Diener und bei meinem zweiten Versuch der Portier, Sie wären auf dem Lande."

„Das bin ich auch," sagte Irene ganz ruhig.

Raynaud sah höchst albern aus, als er dies hörte, und versuchte zu lächeln.

Derselbe kritische Blick, der vorhin auf Günther geruht hatte, streifte jetzt die Gestalt des schönen, mit tadelloser Eleganz gekleideten Olivier.

„Sie reiten da ein recht hübsches Tier," sagte Irene.

„Ja, einen guten Gaul."

„Gut? Nein, das meinte ich nicht; aber hübsch, sehr hübsch sogar."

Die drei waren jetzt am Ende der Avenue angelangt und bogen in den langen, zu jener Stunde noch verödeten Reitweg des Bois de Boulogne ein, der nach Longchamps führt. Die Marquise, ohne ein Wort zu sagen, setzte ihr Pferd in Galopp. Das von Günther gerittene Tier hielt sich Kopf an Kopf neben seinem Stallnachbar, dem Pferde der Marquise. Raynauds Hengst, bald eine halbe Länge vor, bald wieder eine halbe Länge hinter den beiden, machte wohl drei Sätze zu je zwei Sprüngen der sich ruhig und lang auslegenden englischen Pferde. Herr de Raynaud fing bereits an, etwas warm zu werden.

Er sah verdrießlich aus, und sein Pferd gab ihm mehr zu schaffen, als er zeigen wollte. Irene beobachtete ihn ganz ruhig. Sie lächelte nicht einmal. — Sie war eine vorzügliche Reiterin, und sie kannte das Pferd, das sie ritt, ganz genau. Durch leichte, unbemerkbare Bewegungen des Hakens und der Hand beschleunigte sie allmählich die Gangart, in der sie dahingaloppierte. Günther hatte nichts zu tun, um an ihrer Seite zu bleiben. Die beiden Stallgenossen liefen nebeneinander in demselben langen, ruhigen, regelmäßigen Sprunge. Der Sprung blieb lang und regelmäßig, aber wurde schneller. Die beiden Pferde, leicht und sicher gehalten, die Köpfe gesenkt, sausten dahin. — Plötzlich bemerkte Günther, daß der schöne Olivier verschwunden war. Er wandte sich um. Da erblickte er mehrere hundert Schritte hinter sich, mitten auf dem Wege, Herrn de Raynaud, der wütend auf sein schönes, sich bäumendes Pferd einhieb, als sei das arme Tier schuld daran, daß es dem englischen Vollblut an Geschwindigkeit nicht gewachsen war, und daß sein Herr nicht ordentlich reiten konnte.

„Wo ist er?" fragte Irene.

„Weit hinter uns," antwortete Günther.

„Er soll uns nicht wieder einholen," fuhr sie fort. „Er glaubte, mich verlegen machen zu können. Er wollte mir vorwerfen, ihn nicht empfangen zu haben. Der Narr! Nun ist er bestraft, wie er es verdient. Du bist viel zu gut und zu einfach, um zu verstehen, wie sehr sich der eitle Geck in diesem Augenblick ärgert. Das freut mich!"

Das Ende der langen Allee war jetzt erreicht, und die Pferde wurden in Schritt gesetzt. Irenens Augen ruhten mit zärtlichem Ausdruck auf Günthers Gestalt.

„Wie gut du reitest, und wie gut du aussiehst," sagte sie, „das gefällt mir an dir ... Alles gefällt

mir an dir ... Auch daß du so einfach und kindlich bist. — Ich bin es nicht. — Ich habe dich lieb — ach so lieb! Ich möchte dich ganz glücklich machen. — Vor dir habe ich niemand liebgehabt ... Dich, mein Leben, liebe ich, liebe ich unbeschreiblich!"

Der Weg um den Rennplatz von Longchamps war nicht ganz verödet. Hier und da erblickte man Fußgänger und Wagen. Das kümmerte Irenen nicht. Sie streckte ihre Hand aus und ergriff die Günthers und hielt sie in starkem Drucke fest.

„Ich liebe dich unbeschreiblich, du, mein geliebtes Leben. Was soll ich tun, um es dir zu zeigen? — Sprich!"

Er konnte sie nur dankend, stumm ansehen.

„Oh, die lieben, treuen Augen!" sagte sie.

Die Wege im Bois de Boulogne füllten sich ganz langsam mit Wagen und Reitern. Die Stunde nahte, zu der das elegante Paris die Rundfahrt um „die Seen" zu machen liebte.

„Wir wollen über Auteuil nach Hause reiten," sagte Irene, „damit wir nicht so vielen langweiligen Menschen begegnen. Ich kenne Wege, wo ich dich ungestört ansehen kann. Komm!"

Sie setzte ihr Pferd in Trab. Günther blieb an ihrer Seite. Nach einer Weile ritten sie durch ein kleines Gehölz, wo die Pferde wieder in Schritt verfielen. Rechts vom Wege, hinter Bäumen versteckt, schimmerten die weißen Wände einer Villa. Ein Kaninchen hüpfte gelassen über den Weg. Auf einer alten Linde saß eine Dohle, die neugierig auf das langsam vorbeireitende Paar herabblickte. Da machte Irene halt, sah sich schnell nach allen Seiten um, drängte ihr Pferd dicht an das Günthers, umschlang den Reiter mit beiden Armen und drückte einen Kuß auf seinen Mund.

„So!“ sagte sie, befriedigt aufatmend: „Danach habe ich mich seit einer Stunde gesehnt. Nun wollen wir wie ein Paar vernünftige Menschen nach Hause reiten.“ Sie schwieg eine kleine Weile, dann lachte sie leise: „Schade, daß der schöne Olivier uns soeben nicht gesehen hat.“

Ihr Weg hatte sie nun nach dem Rennplatz von Auteuil geführt. Irene wollte wieder schneller reiten.

„Nein,“ sagte Günther, „laß uns im Schritt bleiben. Es ist zu schön, so mit dir zusammen zu sein.“

„Bist du glücklich?“

„Ganz glücklich.“

Er sagte es ohne jeden Zwang und meinte es aufrichtig, aber seine Stimme klang traurig, und das innige Lächeln, mit dem er Irenens Blick erwiderte, war nicht das eines Glücklichen. Er brauchte in diesem Augenblick nicht an die Briefe an seinen Vater und an Florence zu denken. Die Aufgabe war vorläufig durch die vor wenigen Stunden abgesandten Telegramme erledigt. Aber er wollte ja auch mit Irenen sprechen. Die Gelegenheit war vielleicht günstig.

„Irene!“

„Ja, mein Herz.“

„Werden wir oft allein zusammen sein?“

„Du meinst, ob wir oft zusammen ausreiten werden?“

Das hatte er gerade nicht sagen wollen, aber er antwortete:

„Ja!“

„Jeden Tag, wenn es dir Freude macht.“

„Ich wollte noch etwas andres sagen.“

„Nun, und was?“

Die Zunge war ihm wie gelähmt. Als er Florence zum ersten Male geküßt hatte, da war es für ihn selbstverständlich gewesen, daß Florence seine Frau werden

würde. Er hatte davon gar nicht zu sprechen brauchen. Er war ganz sicher gewesen, daß Florence gerade so wie er über diesen Punkt dächte. Aber Irenen gegenüber suchte er vergeblich nach Worten, um zu erkennen zu geben, daß er in ihr seine Gefährtin für das Leben erblickte. Ihre Augen, die mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, nahmen einen Ausdruck verständnisvoller Klugheit an.

„Nun," wiederholte sie, „was willst du mir noch sagen?"

Da wurde er rot und stammelte wie ein verlegenes Kind:

„Werde ich dich nie verlieren? Wirst du mich nicht verlassen? Sieh, Irene" — der Ton seiner Stimme hatte etwas Flehendes, Trauriges, unendlich Rührendes — „all mein Glück ist bei dir. Du weißt nicht, nein, du kannst nicht ahnen, wie ich dich liebe, über alles liebe!"

Irene hörte dies gerne, aber sie blieb ganz ruhig.

„Für diese Worte will ich dir nachher danken, wenn wir zu Hause sind," sagte sie.

„Aber antworte mir doch."

„Was soll ich dir antworten?"

„Daß du mich nicht verlassen wirst."

„Nein, ich verlasse dich nicht," sagte sie, leichtfertig beschwichtigend, und er fühlte, daß diese Antwort so gut wie keine Antwort war. Er seufzte leise.

„Bist du nicht zufrieden?" fragte sie. „Du sagtest doch soeben, du seiest glücklich!"

„Ja, ich bin glücklich," antwortete er zerstreut.

Sie sah ihn von der Seite an, und ihre schmalen Lippen kräuselten sich in einem leichten, zurückgehaltenen Lächeln. Er bemerkte es nicht.

Sie näherten sich nun dem äußersten Ende einer der großen Avenuen, die strahlenförmig vom Arc de Triomphe ausgehen. Die Straße belebte sich.

„Wir wollen jetzt nur schneller reiten," sagte Günther.

„Warum?"

„Alle Leute sehen uns an."

„Nun, dann werden sie ihre Freude haben. Oder stört es dich? Ist es dir unangenehm, in meiner Gesellschaft gesehen zu werden?"

„Wie kannst du das denken!"

Sie blickte ihn an und schüttelte den Kopf.

„Ich habe mir manchmal eingebildet," sagte sie, „daß ich die Gabe besitze, die Menschen leicht zu erkennen und gut zu beurteilen. Du bist ein schlichter, aufrichtiger Mann; man sollte meinen, daß man wie in einem offenem Buch in dir lesen könnte — und doch verstehe ich dich nicht. — Das Buch ist in einer mir fremden Sprache geschrieben. — Wie mag es nur in deinem Herzen aussehen?"

„Wenn du das sähest, Irene, dann würdest du erkennen, daß ich dich liebe, unbeschreiblich liebe, mit Glück und, ach! mit Schmerzen."

„Mit Schmerzen?"

„Ja, mit Schmerzen!"

„Weshalb?"

Nein, er konnte Irene nicht erzählen, daß sie ihn wortbrüchig an Florence gemacht hatte und daß der Gedanke daran ihn peinige, ihm seine Ruhe nahm. Eine Art ehrerbietiger Scheu vor dem reinen Mädchen, das er verraten hatte, schloß ihm den Mund. Er fühlte, daß Irene das Bekenntnis seiner Schuld leicht genommen haben würde. Sie sah ernst und tief aus, aber sie nahm alles leicht, auch seine Liebe zu ihr und ihre Liebe zu ihm. Und dieser Gedanke

gab ihm eine Antwort ein auf ihre Frage: „Weshalb liebst du mich mit Schmerzen?“

„Weil mich die Furcht quält, ich könnte das Glück, das ich jetzt besitze, jemals verlieren.“

„Wie lange kenne ich dich schon?“ sagte sie. „Viele Jahre! — Hast du mich wankelmütig gefunden? Du hast mir vom ersten Augenblick, da ich dich sah, gefallen, und ich habe dich mit jedem Tage lieber gewonnen. Du weißt es ja. Sei nicht traurig; das Leben ist ja so schön. Sieh mich freundlich an . . . Oh, die lieben, treuen Augen!“

Günther erkannte, daß Irene ihn nicht verstand, daß sie ihm ein Rätsel war . . . und daß er nicht von ihr lassen konnte. Florence war wieder vergessen.

Es war noch früh am Tage, als die beiden nach dem Hotel Brô zurückkehrten. Günther machte Miene, sich zu entfernen, nachdem er Irenen vom Pferde geholfen hatte.

„Wann darf ich heute abend zurückkehren?“ fragte er.

„Das wollen wir oben besprechen,“ antwortete sie leise. — „Bringen Sie Tee in den kleinen Salon,“ setzte sie, zum Diener gewandt, hinzu.

Günther folgte ihr. Als sie mit ihm in ihr kleines Boudoir getreten war, umarmte sie ihn flüchtig und sagte: „Nun gedulde dich zehn Minuten,“ und ließ ihn allein.

Günther versank in tiefes Nachdenken. Die letzten vier Tage hatten sein Leben umgestaltet; er hatte mit seiner Vergangenheit gebrochen und — er gestand es sich und klagte sich dessen an — mit seiner Ehre. Er war wortbrüchig geworden. Er wußte wohl, daß es die Welt mit einem heiligen Worte, das eines einfachen, vertrauenden Mädchens Herz betört hat, nicht so genau nimmt wie mit einem leichtfertigen Versprechen am Spieltisch, durch das man sich, möglicher-

weise einem Elenden gegenüber, verpflichtet hat, eine verlorene Summe Geldes innerhalb vierundzwanzig Stunden zurückzubezahlen; er war sich klar darüber, daß seine Stellung in der Gesellschaft durch den von ihm an Florence verübten Verrat schwerlich erschüttert werden würde; aber er wußte auch, daß er vom geraden Wege abgewichen war, daß er nach dem strengen Maße, nach dem er sich selbst maß, aufgehört hatte, ein Ehrenmann zu sein. — Noch war es nicht zu spät, noch konnte er umkehren und die gerade Straße wieder erreichen. Florence wußte nicht, was in Paris vorgefallen war, brauchte es nie zu erfahren. Er hatte nur die Tür zu öffnen, die Treppe hinunterzugehen, und er war frei. Er war gestrauchelt, gefallen, aber hätte sich wieder aufgerafft! Er ergriff seinen Hut, er näherte sich der Tür. Ein schneller, männlicher Entschluß, und er war gerettet! — Er hatte nicht den Mut dazu. Er ließ sich wieder nieder, blickte eine Weile still vor sich hin und dann, die Arme an die Brust gelegt, bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, und wie in heftigem Schmerz laut aufatmend, beugte er den Oberkörper in kurzer, langsam schwingender Bewegung vor- und rückwärts.

„Mein Gott, was fehlt dir?"

Er ließ die Hände fallen. Irene stand vor ihm in demselben weißen Gewande, in dem sie am ersten Abend nach seiner Wiederkehr vor ihm erschienen war. Sie blickte ihn verwundert an.

„Was fehlt dir?"

Er schämte sich, auch nur einen Augenblick eine gute Regung gehabt zu haben.

„Ich habe Kopfschmerzen," sagte er.

„Mein armer Günther!" Sie setzte sich neben ihn und nahm seinen Kopf und zog ihn an ihre Brust. „Hier ruhe dich aus, du bist ganz blaß geworden."

Er schloß die Augen, und sie streichelte mit einer Art mütterlicher Zärtlichkeit die Wangen und das helle deutsche Haar, dessen lichter Schimmer sie erfreute. Er fühlte sich elend, schwach und doch auch wieder glücklich.

„Weißt du, was ich möchte?" fragte er leise, die Augen noch immer geschlossen.

„Nun, was möchtest du? Kann ich es dir verschaffen?"

„Ich möchte," fuhr er fort, „so, wie ich hier ruhe, einschlafen ... und nicht wieder aufwachen."

Sie lächelte.

„Oh, über die deutsche Sentimentalität!"

Der Herbsttag nahte seinem Ende. Es wurde dunkler in dem kleinen, stillen Zimmer. Die beiden sprachen nicht mehr. Es schien beinahe, als wäre sein Wunsch wenigstens zur Hälfte in Erfüllung gegangen und er in Irenens Armen eingeschlafen. Da schlug die Stutzuhr auf dem Kamin die volle Stunde: sechs! Günther hob den Kopf.

„Ich muß jetzt gehen," sagte er.

„Warum? Bleib und iß mit uns."

„Ich habe Dessieux versprochen, um sechs Uhr bei Voisin zu sein."

„Das schadet nichts. Ich lasse dich nicht fort."

„Dann will ich ihm ein Wort schreiben und mich entschuldigen."

„Wozu? Was macht es aus, wenn er dir dein Fortbleiben übelnimmt? Du bist zu rücksichtsvoll. Du sollst auf niemand Rücksicht nehmen als auf mich. Komm! Meine Mutter ist pünktlich; wir wollen sie nicht warten lassen."

Günther hätte sich gern bei Dessieux entschuldigt, aber Irene wünschte, daß er es nicht täte, und er gehorchte ihr. — Unten an der Treppe, die die beiden

langsam hinabgestiegen waren, trafen sie mit Fräulein van Naarden zusammen. Irene stellte Günther und Blanche einander vor. Das schöne Mädchen musterte den Fremden mit dreister Aufmerksamkeit, aber würdigte ihn keines Wortes. Wildhagen war nicht in der Stimmung, gesellschaftliche Unhöflichkeiten zu empfinden, und es fiel ihm nicht auf, daß Blanche seinen gewohnheitsmäßig höflichen Gruß kaum erwidert hatte. Aber Irene zuckte die Achseln und lächelte, und Blanche, die dies sah, warf ihr einen feindlichen Blick zu, der aber an dem Gleichmut der Marquise ohne bemerkbaren Eindruck abprallte. Dann traten die drei in das Speisezimmer, wo der Prinz Andreas bereits wartete. Dieser begrüßte Günther, den er seit mehr als drei Jahren nicht gesehen hatte, artig, ja sogar mit einer gewissen Herzlichkeit, doch so, als ob er mit dem alten Gaste des Hotel Brô am vorhergehenden Abend noch zusammengetroffen wäre.

„Es geht Ihnen gut, mein lieber Baron? Nun, das freut mich. Sie sehen vorzüglich aus."

Gleich darauf erschien auch Irenens Mutter. Günther näherte sich ihr, verbeugte sich ehrerbietig und murmelte einige unverständliche Worte der Begrüßung. Die Prinzessin blieb kerzengerade vor ihm stehen, den Kopf etwas zurückgebeugt, genau in der Haltung, die auch Irene Fremden gegenüber zu beobachten pflegte, und nahm mit halbgeschlossenen Augenlidern, ohne eine Miene zu verziehen, Günthers Gruß entgegen; dann reichte sie ihm die Hand zum Kusse und sagte in demselben kalten Tone wie bei seiner ersten Vorstellung: „Seien Sie willkommen, Herr Baron . . ." Sie schien seinen Namen zu suchen, aber da sie ihn nicht fand, brach sie mit dem „Herrn Baron" ab und ließ sich majestätisch an der Spitze der Tafel nieder.

Günther nahm auf ein Zeichen der Marquise rechts neben der Prinzessin Platz; auf der andern Seite hatte er Irenen zur Nachbarin; ihm gegenüber saßen Prinz Andreas und Fräulein Blanche. Es war derselbe große Tisch, an dem Günther sich früher immer in zahlreicher Gesellschaft niedergelassen hatte. Die Stühle der fünf Personen standen weit auseinander und von einer vertraulichen Unterhaltung zwischen Tischnachbarn konnte nicht die Rede sein. Es wurde überhaupt wenig gesprochen, und das Ganze machte auf Günther den Eindruck des Kalten und Unbehaglichen. Er kam sich in der stillen Gesellschaft wie ein unwillkommener Eindringling vor. Irene, die seine Gedanken zu erraten schien, wandte sich zu ihm und sagte halblaut, doch so, daß alle am Tische es hören mochten:

„Finden Sie nicht, daß es außerordentlich heiter bei uns zugeht?“

Die Prinzessin und Prinz Andreas taten, als ob sie die Worte nicht gehört hätten; Blanche lachte kurz und höhnisch. Günther sagte mit einiger Verlegenheit: „Seitdem ich zum letzten Male die Ehre hatte, hier zu speisen, hat sich Ihre Tischgesellschaft erheblich verkleinert. Ihre Freunde sind wohl noch auf dem Lande?“

„Nein, ich bin ja noch auf dem Lande,“ antwortete Irene lachend.

Sie lachte nicht wie die meisten andern Menschen; man hörte dabei nur ein tonloses Hervorstoßen des Atems; ihre Augen behielten den Ausdruck von Müdigkeit und Gleichgültigkeit, der ihnen eigen war, und nur das kurze Hervorblitzen der weißen, kleinen Zähne hinter den wenig geöffneten, schmalen, geraden Lippen ließ das Lachen erkennen. Es war sicherlich kein herzliches zu nennen.

Nach dem Essen begab sich die Gesellschaft in das große Empfangszimmer. Die Prinzessin setzte sich an den Kamin, wo sie nach kurzer Weile die Augen schloß und in Schlaf versank; Prinz Andreas, der ihr gegenübersaß, hatte eine Abendzeitung genommen, in der er, einen Kneifer ganz vorn auf der Nase, den Börsenbericht und die öffentlichen Vergnügungen las. Von Zeit zu Zeit blickte er über die Brillengläser nach seiner Schwester und nach seiner Nichte. Diese letztere entzog sich bald seinen Beobachtungen, indem sie in das Musikzimmer trat, wohin Günther auf ihren Blick nachfolgte. Blanche ging unruhig im Salon auf und ab, wobei sie sich verschiedene Male Irenen näherte, als wollte sie mit ihr sprechen. Aber der Marquise schien dies nicht zu behagen, denn jedesmal, wenn Blanche in ihre Nähe kam, wandte sie sich mit irgendeiner gleichgültigen Bemerkung an ihren Nachbar Wildhagen. Als die beiden in das Musikzimmer getreten waren, verließ Blanche den Salon. Sie schloß dabei die Tür mit einiger Lebhaftigkeit, so daß die Prinzessin die Augen aufschlug und, ohne den Kopf zu bewegen, fragend und unfreundlich um sich blickte.

„Spiele mir etwas vor ... wie früher," sagte Irene, als die beiden im Musikzimmer allein waren. — Günther hatte aus Amerika eine große Anzahl sogenannter Negerlieder mitgebracht von gefälliger, leichter Melodie, die Irene noch nicht kannte und denen sie mit augenscheinlichem Vergnügen lauschte. „Und nun," sagte sie nach einer Weile, „meinen alten Liebling, das traurige Lied. Aber du mußt es auch singen."

„Nicht heute."

„Warum nicht?"

„Ich bin nicht dazu aufgelegt."

Irene schüttelte den Kopf.

„Wenn ich dich nur verstehen könnte . . .“ Nach einer kleinen Weile fuhr sie fort: „Aber das schadet nichts. Gerade so, wie du bist, und nur so habe ich dich lieb. Raynaud ist schöner als du, und Dessieux weit amüsanter, und Neubauer klüger — aber du bist mir lieber als jeder und alle. Ich mag keinen schönen, amüsanten, klugen Menschen. Ich will jemand, der gut ist und der mich lieb hat, lieber als sich selbst. Das hast du, nicht wahr?“

„Ja, ich habe dich über alles lieb.“

„Wie komisch ernsthaft du das sagst. Das macht dir der beste Schauspieler nicht nach, und es klingt doch so einfach.“

Sie trat an die Tür. Der Salon war leer geworden. Die Prinzessin hatte sich in ihre Gemächer zurückgezogen, Onkel Andreas war in ein Theater gegangen. Da kehrte Irene zu Günther zurück, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und küßte ihn zärtlich.

„Das ist die Belohnung dafür, daß du dich so hübsch artig gelangweilt hast,“ sagte sie. „Geht es hier nicht äußerst vergnüglich zu? — Mama spricht kein Wort bei Tisch, und nach dem Essen schläft sie ein. Onkel Andreas wartet das mit Ungeduld ab, um sich fortzuschleichen, und Blanche, die sonst ein ganz gutes Mädchen ist, wird mürrisch, sobald sie ein fremdes Gesicht erblickt. — Was sollte ich anfangen, wenn ich dich nicht hätte?“

„Du hast dich doch bis vor wenigen Tagen ohne mich beholfen.“

„Ja, aber da wußte ich noch nicht, wie schön es ist, jemand lieb zu haben. Jetzt könnte ich dich nicht mehr entbehren.“

„Das ist das beste Wort, das ich von dir gehört habe,“ sagte er.

Sie öffnete das Fenster und lehnte den Kopf hinaus. Dem rauhen Tage war ein ruhiger, milder Abend gefolgt.

„Komm in den Garten," sagte sie, „es ist jetzt nicht mehr so schön dort wie im Sommer; aber ich möchte mit dir die Stelle wieder betreten, wo du mich zum ersten Male geküßt hast."

Er folgte ihr, und sie gingen wie vor drei Jahren Schulter an Schulter durch die Lindenallee. Aber sie hing jetzt liebevoll an seinem Arm und schmiegte sich an ihn, und es war ihm, als fühlte er das Schlagen ihres pochenden Herzens.

„Hier," sagte sie, am Ende des Baumweges stehenbleibend, „hier war es. Oftmals habe ich, seitdem du gegangen bist, daran gedacht. — Und du?"

„Auch ich."

„Immer?" fragte sie.

Er hatte ihretwegen Verrat geübt, aber er konnte nicht lügen.

„Als dein Schweigen mich glauben machte, daß du mit mir nur gespielt hättest, da habe ich mich bemüht, dich zu vergessen . . . und eine Zeitlang habe ich nicht an dich gedacht."

„Und dann hast du eine andre liebgewonnen?"

„Ja!" antwortete er zögernd.

Sie trat schnell einen Schritt zurück.

„Wen?"

„Das ist ja nun alles tot und begraben und vergessen."

„Ich will es doch wissen. Wen hast du geliebt? Sage es mir, schnell! Komm ins Gartenzimmer, dort sind wir ungestört."

Sie schritt voran und trat in den Pavillon, in dem es so still war, als befände man sich dort viele Meilen weit von der großen Stadt . . . Das heimische Zimmer

hatte bereits seine Wintertoilette angelegt; ein dicker türkischer Teppich bedeckte den Fußboden, schwere dunkle Vorhänge hingen an den Fenstern und an der Tür und schlossen das Gemach vor den Augen und dem Geräusch der Außenwelt ab; im Kamin glimmten die Kohlen eines langsam verlöschenden Feuers; eine große, altertümliche Ampel aus buntem Glase, die, an schweren silbernen Ketten in der Mitte der Decke hängend, den Platz eines Kronleuchters einnahm, verbreitete ein mildes, ruhiges Licht. — Irene ließ sich auf einem der Sessel nieder, die vor dem Kamin standen, und bedeutete Günther, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Nun erzähle mir die Geschichte deiner Liebe!"

Er blieb stumm und zerrte an seinem Schnurrbart und blickte in das verglimmende Feuer. Sie stand auf, setzte sich auf die niedrige Lehne des Sessels, den er eingenommen hatte, schlang den Arm um seinen Nacken und legte seinen Kopf an ihre Brust.

„Erzähle mir die Geschichte," wiederholte sie einschmeichelnd, „sonst glaube ich, daß du die andre mehr liebst als mich."

„Das darfst du nicht glauben, denn ich habe sie um dich verlassen."

„Und jetzt bereust du es. — Geh! Ich gebe dich frei!"

„Nein, ich bereue es nicht."

„Aber warum bist du traurig? Denn du bist traurig. Warum freust du dich nicht unsers Glückes?"

„Weil ich schlecht gehandelt, weil ich Verrat geübt habe."

„War sie hübsch?"

„Ja."

„Hübscher als ich?"

„Ganz anders."

„Aber sie gefiel dir besser?"

„Nein."

„Wie alt war sie?"

„Achtzehn Jahre alt."

„Das arme Ding! Es wird sich trösten. — Tröste dich! Wann hast du sie zum letzten Male gesehen?"

„Vor kaum drei Wochen."

„Also in Amerika?"

„Sie war eine Amerikanerin."

Das kurze, sachliche Fragen machte ihn ungeduldig.

„Ich will dir lieber alles erzählen," sagte er. Sie verließ den Platz an seiner Seite und setzte sich wieder ihm gegenüber, und er begann zu sprechen mit tonloser, leiser Stimme, ohne eine Miene zu verziehen, und doch öffnete er ihr sein ganzes Herz. Als er geendet hatte, saß er eine Weile stumm, dann stand er auf, kniete vor Irenen nieder, nahm ihre beiden Hände und bedeckte damit sein Gesicht. „Darum sagte ich dir heute nachmittag," flüsterte er, „ich liebe dich mit Glück und auch mit Schmerzen, und darum quält mich die Furcht, ich könnte dich je verlieren; denn du bist mein alles, und ich weiß nicht, was ich dir bin."

„Du bist mein Leben," sagte sie. „Ich liebe dich!"

Als Wildhagen zu später Stunde das Hotel Brô verließ und nach seiner Wohnung ging, da faßte er auf dem kurzen Wege den Entschluß, noch in derselben Nacht an seinen Vater und an Florence zu schreiben. Er mußte Klarheit und Einfachheit in seine verworrenen Angelegenheiten bringen. Er glaubte, er würde sich dann ruhiger fühlen. Jetzt war jede Stunde seines Lebens eine Lüge gegenüber seinem Vater und Florence. Sie sollten die Wahrheit erfahren. Er konnte sich vor Florence nicht rechtfertigen, aber er wollte sie nicht länger belügen.

Der Brief an seinen Vater wurde ihm nicht schwer und war schnell geschrieben. Er erzählte diesem in etwas dunkeln Worten, eine Herzensangelegenheit hielte ihn in Paris zurück. Der Vater sollte ihm Zeit gewähren, sie in Ordnung zu bringen, und ihn nicht drängen, jetzt nach Deutschland zurückzukehren. Eines könnte der Vater sicher sein: daß nichts des Sohnes Liebe und Verehrung für ihn ändern und verringern könnte; und da er, der Vater, dies ja wüßte, so möchte er dem Sohne vertrauen.

Als der Brief geschlossen war, versiegelte Günther ihn sofort und legte ihn beiseite. Er war mit dem Schriftstücke nicht zufrieden. Er wußte, daß sich sein Vater dabei nicht beruhigen würde; aber ein Brief war etwas mehr als die kurze Depesche vom Morgen und besser als gar nichts. Seinem Vater einen einfachen, klaren, aufrichtigen Brief zu schreiben, wie er dies bisher in seinem Leben nie anders getan hatte, dazu fühlte sich Günther unfähig.

Und dann kam der Brief an Florence. Günther schrieb lange daran. Er schrieb ausführlich und aufrichtig. Er war sich bewußt, daß dies seine Pflicht sei, wenn er nicht noch Lüge und Feigheit zu dem von ihm begangenen Verrat gesellen wollte. Die Zeilen reihten sich schnell und regelmäßig aneinander. Er erzählte zunächst das Tatsächliche: daß er vor Florence eine andre geliebt, von der er sich vergessen gewähnt, und die er vergessen habe; als er sie jetzt wiedergefunden, da sei seine alte Liebe von neuem erwacht, und er habe ihr nicht widerstehen können. Er schrieb, er sei sich bewußt, sich an Florence versündigt zu haben, aber er erbäte nicht ihre Verzeihung. Nur eins wollte er sagen, daß er für seine schwere Schuld auch schwer bestraft sei. Er leide unsäglich unter dem Bewußtsein derselben, und dies quälende

Bewußtsein werde ihn nie wieder verlassen. Er wisse, daß er sein Leben vergiftet habe. Daß dies an ihm zehre und ihn peinige — das sei aber sein einziger Trost, denn er betrachte es als eine Sühne seiner Schuld. Für Florence wolle er sein Leben hingeben; aber seiner Liebe für Irenen könne er nicht entsagen, obgleich diese Liebe Florencens und sein Glück zerstört habe.

Diesen langen Brief las Günther, nachdem er ihn beendet hatte, aufmerksam durch, und dabei blieb sein bleiches, ernstes Gesicht so unbeweglich, als ob es versteinert gewesen wäre. Aber er atmete laut und beklommen, und seine kalte Stirn war mit Angstschweiß benetzt. Dann schrieb er nach einigem Nachdenken wenige Zeilen an Bella und bat sie, von dem Briefe an Florence Kenntnis zu nehmen, und denselben an seine Bestimmung gelangen zu lassen.

„Sie werden dies schonender tun, als eine andre es könnte, und der peinliche Auftrag, den ich Ihnen anvertrauen muß, bedarf keiner Entschuldigung.“ Über sich selbst äußerte Günther in dem Brief an Bella kein Wort. Er war Florence aufrichtige Wahrheit schuldig — die hatte er nun gesagt. Er hatte seine Handlungsweise dargestellt, ohne den Versuch der Beschönigung und Entschuldigung zu machen. Das, was er getan hatte, war so häßlich, daß er keine Verzeihung verdiente. Er wollte sie nicht erbetteln. Der Schmerz und die Verachtung der guten, einfachen Menschen, die ihm vertraut hatten und von ihm verraten worden, waren eine verdiente Strafe. Er wußte sich tief gesunken, doch fühlte er sich stark genug, um die Strafe zu tragen, um den Gedanken an die Möglichkeit, sich derselben zu entziehen, zurückzuweisen. Bella hatte gesagt: „Wenn der Mann, dem Florence ihr Herz schenkt, gut und ehrlich ist, so

wird es ihm leicht werden, Florence glücklich zu machen; wenn er sie unglücklich machte, so wäre er ein Elender." — Er hatte Florence unglücklich gemacht.

Der graue Herbstmorgen dämmerte bereits herauf, als Günther, nachdem er die Treppe hinuntergeschlichen war, auf die Straße trat, um die Briefe zur Post zu bringen. Er wollte davon befreit sein, um ganz und gar mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben. An die Zukunft wagte er nicht zu denken. Als er bald darauf wieder in seinem Zimmer war, entkleidete er sich langsam, warf sich auf das Bett und versank in bleiernen Schlaf.

*

Es mußte so kommen!

Das Glück, das Günther bei Irenen gefunden hatte, war vom ersten Augenblick an kein ungetrübtes gewesen; während des Winters und Frühjahrs hatte es sich mehr und mehr verdunkelt, und als der Sommer kam, da war es verschwunden — gänzlich verschwunden. Günther erkannte mit nagendem Schmerze, daß Irene ihn nicht mehr liebte, daß seine Liebe sie ermüdete, und daß dies nie wieder anders werden könnte. Er war nachdenklicher Natur, und während der langen, einsamen Stunden, die Irenens Vernachlässigung ihm schuf, hatte er über sie, über ihre Gefühle für ihn und ihr Verhältnis zu ihm nachgedacht. — Seine Gesellschaft hatte ihr eine Zeit lang angenehme Zerstreuung gewährt, seine Liebe sie erfreut: er hatte ihr „gefallen". Zu etwas Höherem, Wärmerem konnte sie ihr Herz überhaupt nicht erheben. Sie hatte die Gefühle, die Wildhagen ihr einflößte, für Liebe gehalten und war aufrichtig gewesen, als sie ihm gesagt hatte: „Ich liebe dich." — Sie konnte einfach nicht lieben, wie Günther liebte.

Wendt hatte recht gehabt: sie war herzlos. — Günthers Traurigkeit hatte ihr zuerst Grund und berechtigten Grund zu Klagen gegeben. Aber wäre er glücklich und zufrieden erschienen, so würde dies auch nichts an dem Verlauf ihrer Beziehungen zu ihm geändert haben. Der „schöne" Olivier oder der „amüsante" Dessieux würden Irenen ebenso schnell gelangweilt haben wie der „stille" Wildhagen, vielleicht noch schneller. Denn Günther war wenigstens nicht „störend". Er erhob keine Ansprüche, und er trug, ohne zu klagen, die zahllosen Kränkungen, die ihm ihre Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit zufügten. Er war noch immer bequem, selbst als er ihr nicht mehr liebenswürdig erschien; er machte ihr keine Vorwürfe, zeigte keine Eifersucht — er war eben nur „schwer". — Deshalb kam es auch nicht zu einem förmlichen Bruch zwischen den beiden, sondern nur zu einer Entfremdung.

Günther hatte Irenen vom ersten Tag an geliebt, aber wenn dies zum Ausdruck gekommen war, so war es ihr zu danken. Er war mit seiner Liebe unbeweglich, wie festgewurzelt gewesen; sie hatte sich ihm genähert, sie ihn zuerst in ihre Arme geschlossen. Wenn Günther sich alles recht überlegte, so waren bei seinem Verhältnis zu Irenen die Rollen vertauscht gewesen: er, der Mann, war mit seiner inbrünstigen Liebe der „leidende" Teil, sie in auflodernder Glut der „handelnde" gewesen. Und jetzt, da die Leidenschaft bei ihr erloschen war, hatte sie ihn verlassen. Es war die gerechte Strafe für seinen Verrat an Florence. — Aber wie hatte ihn sein Schuldbewußtsein gepeinigt! Irene dagegen empfand nicht einen Schatten von Reue über die Qualen des einst Geliebten. Wenn sie etwas in dem Verlauf, den die Sache genommen hatte, bedauerte, so war es nur, daß Wild-

hagen aufgehört hatte, sie zu „amüsieren". Der kleine Liebesroman hatte ihr einige Zerstreuung gewährt, die sie jetzt manchmal etwas vermißte. Aber dies ging nicht so weit, daß sie nach einem Ersatze für Wildhagen gesucht hätte. Er hatte niemand verdrängt, als Irene ihm gesagt hatte, sie liebe ihn; und niemand erschien berufen, den Platz in ihrem Leben einzunehmen, den er eine Zeit lang behauptet hatte. — Der schöne Olivier, der sich seit Monaten um die Gunst der Marquise bewarb, war die Zielscheibe ihres Spottes, und die andern jungen Männer, die, seitdem sie nicht mehr „auf dem Lande" war, des Abends im Hotel Brô erschienen, wurden, wenn auch vielleicht etwas anders, so doch nicht besser behandelt als Raynaud. Die schöne Marquise beachtete sie nicht. Sie mußten sich damit begnügen, sie bewundern, anspruchslos anbeten zu dürfen. — Die Prinzessin und Onkel Andreas sahen dem Treiben mit vollkommener Gleichgültigkeit zu; für Blanche schien es ein Gegenstand großer Erheiterung zu sein. Ihre dreisten Blicke schweiften langsam über die Gruppe der hoffnungslosen Anbeter Irenens, und es lag in ihren großen, kalten Augen ein Ausdruck triumphierenden Hohnes.

Wildhagen hatte gegen Blanche mit der Zeit eine tiefe Abneigung gefaßt. Er war überzeugt, daß die Holländerin systematisch daran gearbeitet hatte, ihn in Irenens Geist zu verderben. Er hatte jedoch für diese Ansicht keinen andern Anhaltspunkt, als daß Blanche sich ihm gegenüber vom ersten Tage an unfreundlich gezeigt hatte; sie erwiderte seinen Gruß kaum, der zu Anfang höflich gewesen war, und sie sprach nicht mit ihm. Nachdem dies von Günther einmal bemerkt worden war, wozu es aber einiger Zeit bedurft, hatte auch er seine Haltung gegenüber der unfreundlichen

schönen Person geändert. Er schloß sie, wenn es möglich war, in den allgemeinen Gruß ein, den er an die Gesellschaft richtete, wenn er im Empfangszimmer erschien, und er verzichtete auf jeden Versuch, sich ihr zu nähern. — Vor langer Zeit, als er noch in Irenens Gunst gestanden, hatte er diese einmal gefragt, ob er Fräulein van Naarden ohne sein Wissen gekränkt habe; er könne sich ihre Unfreundlichkeit ihm gegenüber nicht erklären. Irene hatte ihm damals, wie dies häufig ihre Art war, durch eine Frage geantwortet, die sie gewissermaßen zu dem angreifenden Teile machte.

„Ist dir denn so viel an Blanches Freundschaft gelegen?"

„Nicht das geringste."

„Nun, dann bekümmere dich doch nicht um sie."

Günther war seitdem nicht wieder auf den Gegenstand zurückgekommen, aber er fing an zu begreifen, daß Wendt die schweigsame, große Person gehaßt und schließlich ihretwegen Irene verlassen hatte.

Günther hatte während des Winters eine Reise nach Deutschland gemacht und dort seinen Vater gesehen. Ein Trauerfall in Irenens Familie hatte diese veranlaßt, im Monat März mit ihrer Mutter, dem Prinzen Andreas und Fräulein van Naarden nach Rom abzureisen. Eine zeitweilige kurze Trennung zwischen Günther und ihr war dadurch unvermeidlich geworden. Irene empfand keinen Kummer darüber. Seit mehreren Wochen bereits langweilte sie der stille Wildhagen, und es war ihr ganz recht, sich auf einige Zeit von ihm zu trennen. Sie hatte ihn noch nicht verabschiedet; dazu war er ihr damals noch zu lieb; sie hörte ihn gern spielen, weil sein anspruchsloser Vortrag ihr gefiel; sie ritt lieber mit ihm als andern spazieren, weil er vornehmer zu Pferde aussah und

besser ritt als ihre übrigen Bekannten. Auch fand sie es noch ganz ergötzlich, ihn von Zeit zu Zeit zu ihren Füßen zu sehen, den stolzen, starken Mann, den ihre kleinen Hände wie einen willenlosen Sklaven leiteten. Doch sah sie ihn schon damals nicht mehr so häufig wie während der ersten Tage ihrer Liebe, und ihr Boudoir war ihm nur noch bei seltenen Gelegenheiten geöffnet. Günther empfand alles dies schmerzlich; aber sein Stolz, das einzige, das er gänzlich unversehrt aus dem Schiffbruch seines Glückes gerettet hatte, verschloß seinen Mund, und kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Der stumme Vorwurf jedoch, den Irene in seinen Blicken las, genügte, um sie zu verdrießen.

„Du bist ein guter Mensch," sagte sie, „aber amüsant bist du nicht, mein Lieber." — Sie hatte ganz recht, er fühlte es; aber was konnte er tun, um ihr Herz, das sich langsam von ihm zurückzog, wiederzugewinnen? So wie er war, mit seiner großen, stillen Liebe, so hatte er in vergangenen, schönen Tagen Irenen gewonnen. Es war ihm unmöglich, sich anders zu geben, als er war.

Als Irene ihm mitteilte, daß sie ihn auf einige Wochen verlassen müsse, zeigte sich solche Bestürzung auf seinen Zügen, daß sie, die an jenem Tage zufällig wieder besondres Gefallen an Wildhagen fand, ihm sagte:

„Ich würde dich gerne mitnehmen, mein armer Günther, aber ich kenne dich, du würdest dich während der ganzen Zeit unbehaglich fühlen. Also bleib nur hier; ich komme bald zurück."

Und Günther hatte nicht gebeten, sich der Gesellschaft anschließen zu dürfen. Zwar hatten weder die Prinzessin noch Prinz Andreas ihm je ein unfreundliches Wort gesagt oder sonst ihr Benehmen ihm

gegenüber geändert, aber er war überzeugt, daß sie ihn nur ungern im Hotel Brô sahen und daß sie in seiner Gesellschaft während der Reise nach Italien eine störende Aufdringlichkeit erblickt haben würden. Die Stelle eines Geduldeten, die er nach seinem Empfinden im Hotel Brô einnahm, war ihm in hohem Maße peinlich, aber er hatte an derselben nichts zu ändern gewußt. Auf die Hoffnung, die Geliebte jemals als seine Frau heimzuführen, hatte er schon damals verzichtet. Alle Versuche, die er gemacht, sich mit Irenen über diesen Punkt auszusprechen, waren von ihr freundlich leichtfertig, aber immer so entschieden zurückgewiesen worden, daß er es nicht gewagt hatte, dieselben oftmals zu erneuern.

„Bist du nicht glücklich?"

„Ja . . . aber . . ."

„Laß das ‚aber'; du bist glücklich, das ist genug. Das Bessere ist der Feind des Guten!"

An demselben Tag, an dem Irene Paris verließ, reiste Günther nach Deutschland ab. Irene hatte versprochen, ihm zu schreiben und ihre Rückkehr nach Paris anzuzeigen. Er würde dann sofort zu ihr eilen; er durfte hoffen, sie nach vierzehn Tagen wiederzusehen. Sie küßte ihn zärtlich zum Abschiede.

„Behalte mich lieb," sagte sie.

„Ich behalte dich lieb. Vergiß du mich nur nicht!"

„Wie sollte ich dich vergessen," antwortete sie, „da ich doch sonst an niemand zu denken habe! Du kannst dich rühmen, bei mir in ein leeres Herz eingezogen und dort allein geblieben zu sein."

Das war ganz richtig.

Das Verhältnis zwischen Günther und seinem Vater war ein solches, daß der Sohn nicht darum zu sorgen brauchte, wie es ihm gelingen werde, den Vater vollständig wieder zu versöhnen. Es hatte den alten

Herrn von Wildhagen natürlich verdrossen, daß Günther nicht sofort nach seiner Rückkehr zu ihm geeilt war, und er hatte dies in seinen Briefen deutlich ausgesprochen; aber die Antworten seines Sohnes waren gleichzeitig so liebevoll und so traurig gewesen, der Vater war darin so inständigst gebeten worden, nicht zu zürnen, die verlängerte Abwesenheit des Sohnes Umständen zuzuschreiben, über die er später Aufklärung erhalten würde, und niemals an den unveränderlichen Gefühlen der Liebe und Verehrung zu zweifeln, die der Sohn für ihn hege — daß der alte Herr sich schließlich, wenn auch mit einigem Verdruß, beruhigt hatte.

„Jugend muß austoben," hatte er sich gesagt. — Das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn war denn auch ein herzliches. Doch sagte der alte Baron sogleich, nachdem er Günther begrüßt hatte: „Du siehst nicht wohl aus. Du bist doch nicht krank?"

„Ich fühle mich ganz wohl, lieber Vater," antwortete Günther.

Nach dem Essen kam es zu einer Aufklärung, die Günther seinem Vater schuldete und die dieser von ihm erwartete. Günther sprach mit erkünstelter Leichtfertigkeit von den Verhältnissen, die ihn in Paris zurückhielten.

„Ich bin verliebt — so verliebt, wie man sein kann. Das ist der Anfang und das Ende der Geschichte, die ich zu erzählen habe, und ich bitte dich, es als Entschuldigung meines langen Verweilens in Paris gelten zu lassen."

„Das ist alles schön und gut," antwortete der Baron freundlich, „aber du darfst es mir nicht verargen, wenn ich dir sage, daß es mir nicht genügt. Etwas mehr möchte ich denn doch von dir erfahren. Wer ist die Geliebte? Ist sie jung, hübsch, aus guter Familie?"

„Sie ist eine junge, schöne, vornehme Frau."

„Eine Frau? — Günther, das macht mich sehr unglücklich."

„Sie ist eine Witwe."

„So, das ist etwas andres," sagte der Alte beruhigter. „Hast du dich ihr schon erklärt?"

„Ja."

„Und sie will nichts von dir wissen?"

„Nein, so liegen die Sachen nicht! Sie hat mich, so glaube ich, auch ganz gern; aber sie würde sich schwerlich entschließen, Paris zu verlassen; und ich kann doch nur eine Frau heiraten, die gewillt wäre, mit mir in Wildhagen zu leben."

„Selbstverständlich!"

Günther wollte weiteren Fragen aus dem Wege gehen, deren Beantwortung ihm peinlich gewesen wäre, und im Vertrauen auf die Liebe seines Vaters bat er diesen, nicht weiter in ihn zu dringen. Der alte Wildhagen dachte einen Augenblick nach, dann sagte er:

„Ich wäre unglücklich, wenn ich dir nicht vertrauen könnte. Du wirst nichts tun, was nicht ehrenhaft ist. Und damit will ich also die Sache ruhen lassen, bis du selbst den Zeitpunkt für gekommen erachtest, sie weiter mit mir zu besprechen."

Der alte Herr kam auch nicht wieder auf den Gegenstand zurück, obgleich derselbe seine Gedanken unausgesetzt beschäftigte und ihm große Sorge machte.

Günther fand auf seinem Schreibtisch eine erhebliche Anzahl alter Briefe aus Amerika. Nach den Poststempeln, die er aufmerksam untersuchte, waren sie alle im Monat Oktober zur Post gegeben worden. — Günther hatte Neuyork am dritten jenes Monats verlassen. Sein Brief vom sechzehnten, in dem er von Florence Abschied nahm, konnte in den letzten

Tagen desselben Monats in die Hände seiner ehemaligen Braut gelangt sein. Seitdem hatten die Briefsendungen aus Amerika aufgehört. — Der alte Wildhagen hatte seinem Sohne vor Monaten bereits nach Paris geschrieben, es seien Briefe aus Amerika für ihn eingetroffen, ob sie ihm nachgesandt werden sollten. Günther hatte gebeten, sie für ihn aufzuheben. Er hatte damals nicht den Mut, Briefe von Florence zu lesen. Sie konnten nur Liebesbeteurungen enthalten, die ihn in jenem Augenblicke mehr gepeinigt haben würden als die bittersten Vorwürfe. — Auch jetzt, in Wildhagen wagte er es nicht, jene Briefe zu öffnen. Er erkannte an der feinen, hübschen Handschrift auf der Mehrzahl der Adressen, daß alle jene Briefe, bis auf zwei, von Florence kamen. — Er packte sie sorgfältig zusammen und legte sie versiegelt mit der Aufschrift: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen," in eine verschließbare Schublade des Schreibtisches. — Die beiden andern Briefe kamen von Bella und Henry Conrey, deren Handschrift Günther ebenfalls bekannt war. Beide waren vom sechzehnten Oktober aus Niagara datiert. Sie konnten auch nur Freundschaftsversicherungen enthalten, deren Wildhagen sich unwürdig fühlte. Er legte die beiden Briefe zu denen von Florence.

Es war Günther zu Mut, als käme er von dem Begräbnis eines geliebten Freundes, als er, nachdem er die Briefe eingeschlossen hatte, das Zimmer verließ. Unwillkürlich fielen ihm die Worte eines amerikanischen Liedes ein, das Florence ihm einmal mit ihrer klaren, reinen Mädchenstimme vorgesungen hatte: „I shall never see my darling any more!" — „Ich werde meinen Liebling, meine liebe, arme, kleine Floï, nie, niemals wiedersehen!"

Erst nach vierzehntägigem Aufenthalt in Wildhagen

erhielt Günther einen Brief von Irenen. Sie hatte eine ungewöhnlich große und feste Handschrift, beinahe wie die eines Mannes. Der Brief war kurz und augenscheinlich in Hast aufs Papier geworfen. Er enthielt die Anzeige, daß Irene später, als sie beabsichtigt hatte, nach Paris zurückkehren werde. Ihre Mutter könnte sich nicht von ihren Verwandten trennen, die sie seit mehreren Jahren nicht gesehen hätte, und Irene dürfte die Prinzessin nicht allein lassen. Der Brief war im trockenen Stil eines geschäftlichen Schriftstücks gehalten. Nur in der letzten Zeile fand Günther einen zärtlichen Gruß: „Ich liebe und umarme Dich! Auf Wiedersehen! Schreib' mir! Deine Irene."

Aber sie gab ihm keine Adresse an. Der Brief machte Günther sehr unglücklich.

Günthers Beziehungen zu Dessieux hatten beinahe gänzlich aufgehört. Der kleine Franzose mißbilligte Wildhagens Beziehungen zur Marquise; er hatte ihm dies offen gesagt. Günther hatte nichts darauf zu antworten gewußt, aber Dessieux nicht die Berechtigung zuerkennen wollen, ihm Vorwürfe zu machen, und sich diese schließlich ziemlich trocken verbeten. Seitdem hatten sich die beiden nur noch selten wiedergesehen. Dessieux vermied das Hotel Brô, und anderorts war Wildhagen nicht anzutreffen. Günther schrieb deshalb an seine liebenswürdige Wirtin, Frau Braçon, und bat diese, sich regelmäßig und in kurzen Zwischenräumen zu erkundigen, wann die Marquise Brô nach Paris zurückkehren werde. Unmittelbar nach der Ankunft möchte Frau Braçon ihm telegraphieren. Er erhielt darauf mit umgehender Post in der charakteristischen, langen, schrägen Handschrift der Pariser „dame de comptoir" einen Brief ohne orthographische Fehler, in dem Madame Braçon dem Herrn Baron

von Wildhagen mitteilte, sie werde den Auftrag, den der Herr Baron ihr erteilt habe, gewissenhaft ausführen und nicht verfehlen, ihm rechtzeitig die gewünschte Mitteilung zuzustellen; sie werde auch die alte Wohnung des Herrn Baron für diesen bereit halten, und sie ergreife diese Gelegenheit, um sich ihm ganz ergebenst zu empfehlen.

Darauf wartete Günther lange vier Wochen, ohne ein Wort von Frau Braçon, ohne ein Lebenszeichen von Irenen zu empfangen. Während dieser Zeit verließ er Wildhagen nicht, obgleich sein Vater ihn wiederholt aufforderte, sich auf einige Tage nach Berlin zu begeben, um dort seine alten Freunde und Kameraden wiederzusehen und einer der großen Festlichkeiten in der Hauptstadt beizuwohnen. Der Hang zur Einsamkeit, den sein Sohn bekundete, verursachte dem alten Wildhagen Kummer und Sorge, aber er hatte diesem versprochen, ihn nicht mehr mit Fragen über die Ursache seiner Verstimmung zu quälen, und dieses Versprechen, wie jedes andre, das er je gegeben hatte, war ihm heilig.

Gegen Mitte Mai endlich traf die sehnlichst erwartete Depesche von Frau Braçon ein: „Die Frau Marquise ist gestern abend nach Paris zurückgekehrt.“ — Unmittelbar nach Empfang dieser Mitteilung reiste Günther nach Frankreich ab. Der alte Wildhagen war seit Wochen darauf vorbereitet, daß sein Sohn plötzlich durch ein Telegramm nach Paris abberufen werden würde, und ließ die Abreise ruhig geschehen. Im letzten Augenblick, als die beiden voneinander Abschied nahmen, sagte der Vater:

„Wann wirst du zurückkommen?“

Günther, der vorausgesehen hatte, daß diese Frage an ihn gerichtet werden würde, antwortete:

„Gib mir drei Monate Zeit! Dann, was immer

auch geschehen sein möge, verspreche ich dir, zu dir zurückzukehren."

„Drei Monate ist eine lange Frist," antwortete der Baron traurig und niedergeschlagen, denn er hatte nicht gefürchtet, daß sein Sohn so viel von ihm verlangen werde. „Ich entbehre dich schmerzlich, wenn du nicht hier bist; ich bin ein alter Mann und habe nicht mehr über lange Zeit zu verfügen. Aber es sei, wie du es verlangst. Gehab dich wohl! Ich rechne darauf, dich spätestens in drei Monaten wiederzusehen."

Irene war wie umgewandelt, als Günther sie nach seiner Rückkehr endlich begrüßen konnte. Er war unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris, gegen Mittag zu ihr geeilt, aber der Portier mit dem mürrischen, undurchdringlichen Gesichte hatte ihm gesagt, die Frau Marquise sei noch von der Reise ermüdet und habe befohlen, erst am Abend zu empfangen. — Günther hatte Zeit gehabt, sich mit den Gewohnheiten des Hotel Brô bekannt zu machen, und wußte, daß wenn ihm dieser Bescheid gegeben wurde, er auch für ihn bestimmt war. Er machte nicht den Versuch, sich der Marquise gegen ihren Willen zu nähern, und erschien erst zu der ihm erlaubten Stunde, um neun Uhr abends, im Hotel Brô. — Das Empfangszimmer war noch leer. Die erste Person, die nach geraumer Weile dort erschien, war Blanche. Sie nickte Günther mit einem eigentümlichen Lächeln zu und fragte, ob ihm Deutschland nicht gefallen hätte, da er so schnell nach Paris zurückgekehrt sei. Es war das erstemal, daß sie ihn anredete, und was sie sagte, klang wie eine Unfreundlichkeit. Aber Günther war nicht aufgelegt, dies zu bemerken oder zurückzuweisen.

Bald darauf trat Raynaud in den Salon und sodann d'Estompières und seine schöne junge Frau; später auch Prinz Andreas, die Prinzessin, Neubauer

und Josephine. Irene zeigte sich erst gegen zehn Uhr. Günther schlug das Herz bei ihrem Anblick, und er fühlte, daß er erbleichte. Sie hatte für ihn nichts weiter als das kalte, kurze Kopfnicken, mit dem sich auch Raynaud und alle andern Anwesenden begnügen mußten. Sie ließ sich auf ihren kleinen Stuhl nieder und beschied sogleich Neubauer zu sich, mit dem sie angelegentlich mit halblauter Stimme sprach. Aus einigen Worten, die an Günthers Ohr drangen, schloß er, daß es sich zwischen beiden um geschäftliche Auseinandersetzungen handelte. — Er war ganz verwirrt. Was war denn geschehen? War es möglich, daß Irene, die ihn beim Abschiede vor sechs Wochen zärtlich umarmt, die ihm vor vier Wochen noch geschrieben hatte: „Ich liebe dich!“ ihn jetzt nicht mehr kennen wollte? Oder legte sie sich in Gegenwart ihrer jüngeren Schwestern und ihrer Schwäger einen Zwang auf? — Das wäre nicht ihre Art gewesen! Aber was war denn vorgefallen? — Endlich gelang es ihm, sich ihr zu nähern, sich an ihrer Seite niederzulassen. Er wußte nicht, wie er beginnen sollte, und saß stumm und verlegen da.

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“ sagte sie kalt und gleichgültig.

„Aber um Gottes willen, was ist denn geschehen?“ fragte er bestürzt.

„Gar nichts, mein Lieber! Ich verstehe Sie nicht.“

Sie wandte sich von ihm ab mit einer Miene, die deutlich sagte, daß sie sich durch sein Benehmen verletzt fühlte und die Unterhaltung mit ihm nicht weiter fortzusetzen wünschte. Er erhob sich langsam, ein gebrochener Mann. Alles drehte sich vor seinen Augen. — Wenn er nur nicht schwach wurde! — Es gelang ihm, das dunkle Musikzimmer zu erreichen. Dort sank er auf einen Stuhl nieder und blieb mehrere

Minuten wie betäubt sitzen. Dann stand er schwerfällig auf und schlich sich, ohne das Empfangszimmer wieder betreten zu haben, aus dem Hotel Brô nach seiner Wohnung.

Es war noch nicht spät, und Madame Braçon saß in tadellosem, einfachem, dunkelm Anzug in dem Zimmer, wo Günther den Schlüssel zu seiner Wohnung abzuholen hatte. Sie begrüßte ihren geehrten Gast mit üblicher Höflichkeit. Als er, den altbürgerlichen Gewohnheiten des Gasthofes entsprechend, das angezündete Licht, das Madame Braçon ihm gereicht, mit einem leisen: „Danke!" in die Hand genommen hatte, bemerkte die Wirtin, daß diese Hand zitterte; und als sie darauf seine verstörten Gesichtszüge betrachtete, wurde ihr klar, daß dem Herrn Baron etwas zugestoßen sein müsse.

„Soll ich Ihnen eine Tasse Tee machen?" fragte sie teilnehmend. „Sie sehen etwas angegriffen aus."

„Danke!" wiederholte er leise.

Nachdem er sich entfernt hatte, rief Frau Braçon den vielbeschäftigten Hausdiener Kasimir.

„Es kommt mir vor, als ob der Herr Baron leidend wäre," sagte sie. „Es ist besser, daß Sie heute nacht hier in der ‚Loge' schlafen, damit Sie ihn hören können, falls er klingeln sollte."

Kasimir, der den freigebigen Baron hoch verehrte und wohl wußte, daß dieser ihn für außerordentliche Dienstleistungen außerordentlich bezahlen würde, zeigte sich ohne Murren bereit, dem ihm erteilten Befehle zu folgen. — Aber seine Nachtruhe wurde nicht gestört.

*

Seit diesem Abend waren beinahe zwei Monate vergangen. Es waren für Günther die traurigsten Monate seines Lebens gewesen. Irene hatte jedes Alleinsein mit ihm in kalter, rücksichtsloser Weise zu

vermeiden gewußt. Ihre eignen, im obern Stockwerk gelegenen Gemächer, in denen sie Günther während der ersten Zeit nach seiner Rückkehr täglich empfangen hatte, waren ihm nun ebenso verschlossen wie jedem andern der Gäste des Hotel Brô. Auch das Gartenhaus hatte er nicht wieder betreten dürfen; und selbst in dem allgemeinen Empfangszimmer, wo sie sich seiner Gegenwart nicht ganz entziehen konnte, wenn sie ihm nicht geradezu die Tür verbieten wollte, hatte sie einen jeden seiner Versuche, sich mit ihr zu unterhalten, abgewiesen. Seine Bemühungen nach dieser Richtung hin waren bald erlahmt. Es fehlte ihm nicht an Beharrlichkeit, dieselben fortzusetzen, aber sein Stolz machte es ihm unmöglich, seine Gegenwart der noch immer Geliebten aufzudrängen. Seine Besuche im Hotel Brô wurden seltener und kürzer. Niemand schien dies zu bemerken. Am wenigsten Irene selbst. Eine Frage wegen seines Ausbleibens, ein Wort des Vorwurfs würde ihn erfreut haben. Aber in ihren Augen, wenn sie den seinigen beim Eintritt in den Salon begegneten, lag der kalte, müde Gruß, der auch Raynaud und die andern willkommen hieß und der Günther bitterer als in Worten sagte: „Du magst kommen oder gehen; mir ist es gleichgültig.“

Günther hatte sich verschiedene Male vorgenommen, an Irenen zu schreiben. Er hatte auch manche Briefe an sie aufgesetzt, in denen er ihr sein Leid klagte und sie um Aufklärung bat; aber er hatte keines dieser Schriftstücke abgesandt. „Wozu? Sie würde mir einfach nicht antworten.“ — Er hatte ernstlich erwogen, ob er Paris verlassen, den namenlosen Kränkungen, die ihm dort durch Irenens Lieblosigkeit zugefügt waren, ein Ende machen sollte. Aber er war geblieben, nicht in der Hoffnung, seine Lage, die

ihm verzweifelt erschien, zu verbessern, sondern einfach aus Unlust zu irgendeiner entschlossenen Tat. Er hatte seinem Vater versprochen, in drei Monaten nach Deutschland zurückzukehren. Er würde sein Wort halten. Einstweilen war die Frist, die ihm sein Vater gewährt hatte, noch nicht abgelaufen.

Eines Tages, zu Anfang des Monats Juli, erschien der Diener der Marquise bei Wildhagen mit der mündlichen Bestellung von seiner Herrin, wenn es dem Herrn Baron gefällig sei, mit der Frau Marquise auszureiten, so möge er sie in ihrem Hotel abholen; sie würde ihn um vier Uhr erwarten. — Wildhagen antwortete ohne Nachdenken, er würde die Ehre haben. — Und erst als der Diener mit dem Bescheide gegangen war, lächelte er bitter vor sich hin: „Sie verstößt mich, und ich schleiche davon; sie ruft mich, und ich eile zu ihr. Es ist eine Schmach! Ich sollte ihr nicht gehorchen." — Aber er gehorchte natürlich.

Die beiden Pferde standen gesattelt im Hofe, als Günther mit dem Glockenschlage vier im Hotel Brô anlangte; und gleich darauf erschien Irene. Sie nickte Wildhagen, den sie seit drei Tagen nicht gesehen hatte, herzlich zu, als seien sie noch immer die besten Freunde, und ließ sich von ihm in den Sattel heben. Vor der Tür bog sie anstatt nach den Champs Elysées nach den äußern Boulevards hin ab.

„Im Bois de Boulogne finden wir heute zahlreiche Gesellschaft; ich denke, wir könnten dem Bois de Vincennes einmal einen Besuch abstatten."

Sie ritten stumm nebeneinander her. Sobald sie die gepflasterten Straßen verlassen hatten und auf dem Boulevard de Courcelles angelangt waren, wurden die Pferde in langen Trab gesetzt und in dieser Gangart bis zur Barrière du Trône gehalten. Während dieser ganzen Zeit machte Irene nur eine Bemerkung.

„Wenn Onkel Andreas sähe, daß wir die Pferde auf dem harten Makadam scharf traben lassen, so würde er böse werden ... aber er sieht uns nicht." Sie machte eine kleine Pause, und dann fügte sie hinzu: „Kein Mensch soll uns heute sehen."

Im Bois de Vincennes empfing die beiden köstlicher Schatten. Als die Pferde dort in Schritt gesetzt waren, wandte sich Irene zu Günther und blickte ihn lange an. Er war nicht mehr der sonnenverbrannte, lebensfrische junge Mann, auf dem ihre Augen bei ihrem ersten gemeinschaftlichen Ritte mit so großem Wohlgefallen geruht hatten. Die Stubenluft hatte sein Antlitz gebleicht, und der Gram der letzten Monate an ihm gezehrt. Seine Wangen waren eingefallen, und seine großen grauen Augen, in ihre Höhlen zurückgetreten, blickten ernst und matt.

„Sind Sie müde?" fragte Irene.

Er schüttelte das Haupt.

„Günther, sieh mich an! Hast du mich noch ein bißchen lieb? — Ich bin wohl recht schlecht mit dir umgegangen? Sei mir nicht böse! Gib mir deine gute Hand!"

Seine Augen funkelten zornig. Er ballte die Rechte zur Faust und hielt sie zurück.

Sie fuhr ruhig, einschmeichelnd fort:

„Ich sehe, du zürnst mir; aber hast du ein Recht dazu? Denke etwas nach. Was habe ich begangen? Habe ich dich verraten? Habe ich dir nicht mehr geschenkt, als du von mir erwarten durftest? — Ich habe dich nie ganz verstanden; einiges an dir ist mir immer fremd geblieben; aber andres habe ich richtig erkannt: du hättest gewünscht, eine ehrbare Baronin Wildhagen aus mir zu machen. — Ich bin mir klar darüber geworden, daß dies nicht anginge, und zu deinem und meinem Glück habe ich den Mut gehabt,

danach zu handeln. Wäre ich deine Frau geworden und mit dir nach Deutschland gezogen, so würde ich unglücklich geworden sein und dich unglücklich gemacht haben. Du kennst mich nicht, wie ich mich kenne. Deine Liebe hat mich sehr glücklich gemacht; aber alles — meine Mutter, meine Schwestern, meine Freunde, mein ganzes Leben in Paris — hätte sie mir nicht ersetzen können. Ich wäre in deinem kalten Lande, an deinem grauen Meer, in deinen dunkeln Wäldern gestorben. — Meine Liebe zu dir erfüllt mich nicht ganz. Ich gestehe es. Es mag dir wie ein Fehler erscheinen; aber kann ich etwas dafür, habe ich es dir versprochen, bin ich etwa falsch, unehrlich gewesen? Nein, Günther! Es gibt keine aufrichtigere Frau, als ich es bin. Aufrichtig habe ich dich geliebt — so, wie ich lieben kann. Und so liebe ich dich noch. Ich habe nicht geheuchelt, ich habe nicht mehr versprochen, als ich halten konnte. Das ist meine einzige Sünde dir gegenüber. Deshalb darfst du mir nicht zürnen. — Als wir voneinander getrennt waren, habe ich über unsre Beziehungen nachgedacht, und nachdem ich erkannt, daß ich dir niemals das sein könnte, was du wünschtest, da habe ich geglaubt, es sei ehrlich und rechtschaffen von mir, wenn ich es dir sagte — nicht in Worten, die nichts bedeuten, sondern in Taten. Ich habe mich von dir abgewandt, aber ich habe nicht aufgehört, dich liebzuhaben ... nach meiner Art, und dein Gram hat mich gequält und auch wieder erfreut, weil er mir deine Liebe zeigte. — Das habe ich dir sagen wollen, und deshalb habe ich dich gebeten, mich heute zu begleiten. Laß uns gute Freunde bleiben, Günther, laß uns so glücklich sein, wie wir es sein können. So wie du es wünschest, kann es nicht sein. Ich habe dir schon einmal gesagt, du bist in ein leeres Herz eingezogen, als ich dich

liebgewann; und ich sage dir jetzt, du bist noch heute allein darin. Sei mit dem Platze zufrieden; behalte mich lieb. — Günther, mein Leben, meine Liebe!"

Sie hatte ohne jede Erregung gesprochen, aber es klang wie der schlichte Ausdruck aufrichtiger Gefühle. — Er war sprachlos. Er empfand die erdrückende Überlegenheit, die ihre Herzlosigkeit ihr gab; und seine Liebe dieser gegenüber hatte für ihn etwas Beschämendes. — Das, was sie ihm bot, das wollte er nicht, und wenn er auch alles, was sie ihm noch war, verlieren sollte. Er sammelte sich mühsam; dann sprach er, zunächst stammelnd und verlegen, nach Ausdrücken suchend, zuletzt in schnellen, leidenschaftlichen Worten. Er klagte sie an, grausam an ihm gehandelt, ihn unglücklich gemacht zu haben. Sie spreche jetzt von kühlen Erwägungen über sein und ihr Glück. Sie habe nichts erwogen! Sie irre sich oder sie täusche ihn! Sie sei einer leichtfertigen Laune gefolgt, als sie sich ihm zugewandt, einer Laune, als sie ihn von sich gewiesen habe. Sein Glück oder Unglück wiege ihr federleicht. Sie lebe nur ihrer eignen Lust. Sie sage, sie habe ihm nichts versprochen, was sie nicht gehalten hätte, sie habe ihm mehr geschenkt, als er erwarten durfte. Das sei unwahr! Ein jeder ihrer Blicke sei ihm ein Versprechen ihrer Liebe gewesen, dem er geglaubt, dem er alles geopfert habe. Und nun rühme sie sich, sie sei aufrichtig und ehrlich — nein, falsch und treulos sei sie gewesen!

„Wir haben alle unsre kleinen Fehler," warf sie dazwischen.

Er verstand, was sie sagen wollte. War er nicht auch falsch und treulos gewesen? Aber der Vorwurf ergrimmte ihn noch mehr. Irene war die einzige, die nicht das Recht hatte, ihm seine Untreue gegen Florence vorzuwerfen.

„Ich verwünsche die Stunde," sagte er finster und langsam, „da ich Sie wiedergesehen, da Sie sich dunkel zwischen mich und mein helles Glück gestellt haben."

Sie sah ihn von der Seite an, weder betroffen noch wie jemand, der Verdruß oder Reue empfindet — nein, ganz ruhig, ungerührt, ja sogar eher freundlich als erzürnt. Ohne ein Wort zu sagen, gab sie ihrem Pferde einen Schlag mit der Gerte. Das edle, empfindliche Tier, so unfreundlich zur Handlung gerufen, machte einen kurzen, heftigen Satz, der einer minder geübten Reiterin den Sitz gekostet haben würde, und flog dann in wildem Galopp mit seiner leichten Last dahin. Günther folgte Irenen, ohne zu versuchen, sie zu überholen, denn es kam seinem geübten Reiterauge vor, als ob sie das Pferd in dem Augenblick nicht ganz in ihrer Gewalt hätte, und er wollte Irenen, deren Tüchtigkeit als Reiterin er erprobt hatte, Zeit geben, das Pferd zu besänftigen. Es lag in der Tat schwerer als gewöhnlich in ihrer geschmeidigen Hand, aber sie streichelte seinen schlanken Hals und es beruhigte sich schnell. Als Günther dies erkannte, setzte er sein Pferd zur Seite des Irenens, und die beiden jagten nun eine Weile in langem Galopp durch die schönen Reitwege des Bois de Vincennes. — Sie waren an einem ganz entlegenen, verödeten Teile desselben angelangt. Da machte Irene plötzlich halt. Günther tat ein Gleiches. Sie wandte ihr Pferd und ritt einige Schritte zurück, während ihre Augen suchend über den Boden schweiften.

„Ach, bitte!" sagte sie, mit dem Finger auf die Reitgerte deutend, die ihrer Hand entfallen war und wenige Schritte vor ihm mitten auf dem Wege lag. Günther stieg langsam ab, hob die Gerte auf, brachte und überreichte sie ihr. Sie ergriff seine Hand und hielt sie fest, und er hatte nicht die Kraft, sie zurückzuziehen.

„Günther, sieh mich an," sagte sie leise.

Er hob die Augen und sah in das bleiche, schöne, stille Antlitz. Sie beugte sich zu ihm herab und er fühlte ihren Atem auf seiner Stirn und seinen Wangen.

„Günther, hast du mich noch ein bißchen lieb? Sprich! Ich will jetzt tun, was dir gefällt! Ich will dich nicht wieder quälen." Und zum erstenmal seit langen, schrecklichen Monaten empfand er wieder den berauschenden Duft ihres Kusses. Aber nicht eine Sekunde war er froh. Er zürnte ihr und sich selbst mehr als je.

„Kann dich meine Liebe nicht mehr glücklich machen?" fragte sie traurig.

Er blickte mit weit geöffneten Augen verwirrt um sich. „Du hast mich unglücklich gemacht," brachte er mühsam hervor, „Gott vergebe es dir!"

„Und du willst es mir nicht vergeben?"

„Ich bin unglücklich," sagte er, „unbeschreiblich unglücklich."

„Vergib mir, mein Leben; ich wußte nicht, was ich tat."

Es klang so sanft, so mild, so schön, es drang wie ein süßes Gift in sein ganzes Wesen und machte ihn alles vergessen. Er nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen und dann schlang er seinen Arm um ihren Nacken und küßte sie. Sie hatte die Augen geschlossen und atmete tief und ruhig wie eine Schlummernde. — Da hörten sie durch den stillen Wald Menschenstimmen. Sie waren noch fern, aber sie näherten sich. Günther schwang sich schnell auf sein Pferd, und die beiden ritten weiter, er verstörten Blickes, sie marmorbleich, schön und kalt. Nach einer Weile kamen ihnen vier Soldaten entgegen, untersetzte, sonnenverbrannte, leichtfüßige Männer in der Uniform der Jäger aus der benachbarten Garnison

von Vincennes. Sie trugen ihre großen Torniſter und ſchweren Büchſen elaſtiſchen, ſchwingenden Schrittes und ſchienen der Hitze des Tages nicht zu achten. Vor den beiden teilten ſie ſich und gingen je zwei auf den Seiten des ſchmalen Reitweges.

„Ein hübſches Pärchen," ſagte der eine, als ſie vorüber waren. „Schöne Pferde, reiche Leute, glückliche Menſchen!"

„Ach was!" meinte ſein Nebenmann. „Glücklich? Die Frau ſah elend und traurig aus. Die werden auch ein jeder ſein Päckchen zu tragen haben, nicht leichter als mein Torniſter."

Es kam an jenem Nachmittage nicht mehr zu weiteren Auseinanderſetzungen zwiſchen Irenen und Günther. Irene wünſchte ſolche gar nicht. Sie war eine Frau von wenig Worten, und der Grund der Dinge kümmerte ſie nicht, ſolange auf der Oberfläche alles ſo vorging, wie es ihr gefiel. — Günther war ſich bewußt, elend ſchwach geweſen zu ſein. Aber das war ſeine Schuld. Seine Vorwürfe würden ſie nicht berührt, ſie würde dazu gelächelt und ihm den Mund mit einem Kuſſe geſchloſſen haben. — Nicht einen Augenblick gab er ſich der Hoffnung hin, daß noch einmal alles gut werden könnte. Irene würde ihn wieder verlaſſen, wie ſie es ſchon einmal getan hatte. Er wußte es. Doch hatte er nicht die Kraft, ſich von ihr loszureißen.

Die nächſten Tage glichen denen, die er mit Irenen verlebt hatte, als ſie ſeine Liebe zu erwidern ſchien. Aber Günthers Vertrauen zu ſeinem Glück war zerſtört. Finſter, in ſich gekehrt, war er an ihrer Seite. Sie wollte es nicht ſehen, ſonſt hätte es ihr nicht entgehen können, und ſie erwartete ihn mit offenen Armen, Willkommen auf den Lippen und in den Augen, wenn er ſich ihr näherte. Sie fragte ihn:

„Hast du mich wieder lieb . . . wie früher?“ Und sein stummer Kuß war ihr eine Antwort, die sie befriedigte. Er aber wagte nicht, nach ihrer Liebe zu forschen. Er nahm, was sie ihm bot, zu schwach, um es abzuweisen; und sich seiner Ohnmacht bewußt, es zurückzuerobern, wenn es ihm wiederum genommen werden sollte. Er empfing ein Almosen, das ihn schmerzte und doch zu seinem Leben notwendig war. Er fühlte sich noch elender als zur Zeit, da sie ihn gänzlich vernachlässigt hatte. Schmerzlich empfand er die Nichtachtung, die darin lag, daß sie ihn, je nach ihrer Laune, rief und dann wieder von sich stieß. Er fand nicht die Kraft, ihrem Ruf zu widerstehen, aber er folgte ihm widerstrebend, Bitterkeit im Herzen, ohne des Glückes, das sie ihm bot, froh zu werden.

Um diese Zeit wurde es unruhig in der Welt. Das Geräusch drang nur dumpf an Günthers Ohren, der in beinahe vollständiger Abgeschlossenheit vom äußeren Verkehr lebte. Er war nicht berufen, tätig in denselben einzugreifen, und als müßiger Zuschauer boten ihm die Tagesereignisse, deren Tragweite er nicht erkannte und unterschätzte, kein besonderes Interesse. Die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Frankreich zog er nicht in Erwägung. Der Gedanke an ein solches Vorkommnis lag ihm fern nach langer Abwesenheit von der Heimat und Unterbrechung des Verkehrs mit andern Deutschen, die besser als er in der Lage waren, den Strömungen des öffentlichen Lebens zu folgen und deren Richtung zu erkennen. Der Salon der Marquise, der einzige, in dem Günther verkehrte, war vollkommen unpolitisch. Die italienischen Insassen des Hotel Brô kümmerten sich überhaupt nicht um allgemeine Fragen; Irene namentlich beobachtete denselben gegenüber

aufrichtige und vollkommene Gleichgültigkeit. Die schlechte Aufführung einer großen Sinfonie berührte sie unangenehmer als die Geschichte der Leiden eines unterdrückten Volkes; und ein gut gemaltes Schlachtenbild fesselte ihre Aufmerksamkeit mehr als der Ausgang einer entscheidenden Schlacht. Ihre Welt war „sie allein" und was sie unmittelbar berührte. Alles, was außerhalb dieses engen Kreises lag, kümmerte sie nicht.

Günther war deshalb auch vollständig überrascht, als er eines Morgens einen Brief von seinem Vater erhielt, in dem dieser ihn aufforderte, ohne Säumen Paris zu verlassen und sich nach Berlin zu begeben.

„Du bist schon im Jahre 1866 etwas spät gekommen," schrieb der Vater, „und diesmal liegen die Sachen noch ernster als damals. Der Gedanke ist mir peinlich, daß du aus Paris zu den Fahnen gerufen würdest, um gegen die Franzosen ins Feld zu ziehen. Der Krieg mit Frankreich ist noch nicht sicher; ich halte ihn jedoch für wahrscheinlich; aber schon auf die entfernte Möglichkeit eines solchen Ereignisses hin ist es deine Pflicht, dich bereit zu machen, beim ersten Rufe zur Verfügung deines Landesherrn zu stehen. Ich bitte dich, mir die Stunde deiner Ankunft in Berlin telegraphisch mitzuteilen. Ich werde dich am Bahnhofe erwarten."

Der Brief war nicht in so freundlichem Tone geschrieben, wie ihn der alte Baron seinem Sohne gegenüber gewöhnlich annahm. Günther empfand es nicht. Er verstand nur, daß er abreisen müsse, sofort, ohne den geringsten Zeitverlust . . . und dies erfreute ihn. Der Gedanke der Trennung von Irene verursachte ihm keinen Schmerz. Er hatte nicht die Kraft gehabt, sich aus eignem Antriebe von ihr loszureißen; aber jetzt, da ihm die Pflicht gebot, zu

gehen, empfand er dies wie eine Befreiung aus schmählicher Gefangenschaft. Mit einem geistigen Wohlbehagen, wie er es seit langer Zeit nicht gefühlt hatte, vollendete er die Vorbereitung zu seiner Abreise, und dann begab er sich zu Irenen, leichten Schrittes, Triumph im Herzen. Es war nur in geringem Maße sein Verdienst, daß er ihr gegenüber endlich wie ein Mann auftreten würde; aber der Gedanke schon, daß er es war, der sich ihr entzog, daß er nicht abwarten würde, wieder von ihr verstoßen zu werden, wie dies unvermeidlich früher oder später geschehen sein würde, genügte, ihn mit freudigem Stolz zu erfüllen.

„Die Frau Marquise ist im Pavillon," beschied ihn der Diener, als er in das Hotel Brô getreten war.

Er eilte die Treppe hinunter in den Garten, durchschritt die Lindenallee und war in wenigen Minuten vor dem Pavillon. Die Tür war geschlossen. Er klopfte.

„Wer ist da?"

„Ich bin es."

„Komm herein!"

Er trat in das kleine, kühle, halbdunkle Gemach. Irene in leichtem lichtem Gewande, das weiße Gesicht von dichtem, schwarzem Haar umrahmt, das aufgelöst bis weit über den schlanken Gürtel herabfiel, erhob sich langsam von dem niedrigen Sessel, auf dem sie geruht hatte, und in herrlicher Schönheit stand sie, seinen Kuß erwartend, vor ihm.

„Wie freue ich mich, daß du gekommen bist. Ich sehnte mich nach dir."

Er aber sank nicht in ihre Arme, sondern blieb einen Schritt vor ihr ruhig stehen. Sie wußte sofort, daß er kam, um von ihr Abschied zu nehmen.

Eine plötzliche Veränderung ging mit ihr vor. Sie

ließ die Arme sinken, richtete sich hoch auf und, den Kopf zurückgeworfen, die feinen, geraden Augenbrauen zusammengezogen, maß sie ihn mit zornigem Erstaunen.

„Nun?" fragte sie gedehnt.

Aber sie hatte jede Gewalt über ihn verloren. Nichts, was von ihr kam, konnte ihn in jenem Augenblicke berühren. Der freudige Stolz, sich frei zu wissen, frei von Schwäche, von Schmach und Kränkungen, erfüllte sein ganzes Wesen. Seine Augen, die seit Monaten matt und müde geblickt hatten, leuchteten in frischem Glanze. Er erzählte, was ihm geschehen war und was er tun werde, von dem Briefe seines Vaters, von seiner nahe bevorstehenden Abreise.

Sie hörte ihm schweigend zu. Ihr Stolz litt; ihr Herz blieb unberührt. Daß Günther aus ihrem Gesichtskreise verschwinden werde, war ihr gleichgültig. Sie selbst hätte ihn ohne einen Schatten von Bedauern in den nächsten Tagen, vielleicht morgen, entlassen, verbannt. Aber daß er zum zweitenmal sich gegen ihren Willen, ohne ihre Erlaubnis der Sphäre ihrer Macht zu entziehen wagte, das was ein Frevel an ihrer Schönheit, für den er büßen sollte. Sie wollte ihn kränken, so empfindlich wie sie ihn überhaupt kränken konnte. Als er das erstemal von ihr gegangen war, da hatte ihr sein tiefes Seelenleiden ob dieser Trennung eine gewisse Genugtuung gewährt. Günther war damals der Pflicht, die ihn von ihrer Seite rief, gefolgt — aber mit blutendem Herzen. Wie ein Geschlagener war er davongeschlichen, und inbrünstig war sein Flehen um ihre Verzeihung gewesen. Sein Schmerz hatte ihren beleidigten Stolz gerächt. — Jetzt stand er triumphierend vor ihr! Er wähnte vielleicht, daß er sie quälen könnte, wie sie

ihn gemartert hatte! Der eitle Tor! Möglicherweise erwartete er Vorwürfe von ihr zu hören. Er kannte sie nicht! Er sollte etwas mehr von ihr kennen lernen. Ihre Züge glätteten sich. Lächelnd, mit jenem Lächeln sicherer Überlegenheit, das Günther so oft und so schmerzlich verletzt hatte, reichte sie ihm die Hand zum Kusse.

„Glückliche Reise, mein Lieber, und viel Vergnügen. Vielleicht auf Wiedersehen in Berlin!"

„Nach Berlin!" wurde damals auf den Boulevards und in den Cafés gesungen. Es war ein „Es-komptieren" des französischen Sieges über Deutschland. Aber Günther fühlte sich dadurch nicht getroffen. Irenens Hohn konnte ihn nicht mehr verletzen, nachdem ihre Liebe aufgehört hatte, ihn zu beglücken. Ohne ein Wort der Erwiderung berührte er ihre Hand mit den Lippen, verbeugte sich tief ... und war verschwunden.

Sie näherte sich dem Vorhang, schob denselben etwas beiseite und blickte Wildhagen nach. Er eilte elastischen Schrittes die Lindenallee hinunter. Sie biß die kleinen, scharfen Zähne fest zusammen: „Auf Wiedersehen, mein Lieber!"

*

Lange Jahre waren seitdem vergangen. Günther hatte Irenen nicht wiedergesehen. Sie war nicht nach Berlin gekommen, wie sie ihm höhnend versprochen hatte, und er nicht nach Paris zurückgekehrt, wo sein Glück zu Grunde gegangen war. — Nach dem Feldzuge, dem er als kaltblütiger, tapferer Soldat beigewohnt hatte und aus dem er unversehrt heimgekehrt war, hatte er sich nach Wildhagen zurückgezogen. Der Kampf um die höchsten Güter seines Vaterlandes hatte ihn begeistert, und er hatte darüber der eignen Sorgen vergessen. Aber in der Einsam-

keit seiner nordischen Heimat schlichen sie wieder aus allen Winkeln seiner Erinnerung hervor, traten gleich lebendigen Gestalten vor seine Seele und belagerten sein schweres Herz. Er war hoffnungslos, von bitteren Selbstvorwürfen gepeinigt und ohne Wünsche. Einer unfruchtbaren Heide gleich, durch die er sich müden Fußes dahinschleppte, lag sein Leben vor ihm. In dieser trostlosen Öde war nur ein Punkt, wo er rasten konnte: die unermüdliche, sorgende Liebe seines Vaters. An diesem aber zehrte mit scharfem Zahn der stumme Schmerz ob des geheimnisvollen Kummers des Sohnes, und wenige Jahre, nachdem er mit diesem wieder vereint worden war, ohne in dem ersehnten Zusammensein die gehoffte Freude seines Alters zu finden, legte er sich nieder und starb. „Sei glücklich, mein Sohn!" waren seine letzten Worte und sein letzter Gedanke. — Als Günther ihn zur Ruhe bestattet hatte und nach dem alten, leeren Hause von Wildhagen zurückgekehrt war, da war die Schale seines Grams bis zum Rande gefüllt. Nun konnte er nichts mehr verlieren! — Jahrelang lebte er in vollständiger Abgeschlossenheit, den Schmerz um den geliebten Toten sorgsam hütend und pflegend. Das graue Meer und der dunkle Wald waren seine Freunde. Es dauerte lange, ehe sie seinem Elend Linderung brachten; aber mit der Zeit gesundete sein Herz an der großen Natur; milde und ernst waltete er der Pflichten, die ihm die Hinterlassenschaft seines Vaters auferlegte.

Florencens Briefe waren lange Zeit ungeöffnet geblieben. Oftmals hatte er sie aufgenommen, aber sie dann immer mutlos wieder beiseite gelegt. In einer ruhigen Herbstnacht, die einem farblosen, traurigen Tage gefolgt war, nahm er sie aus dem Umschlage, in dem sie viele Jahre gelegen hatten,

breitete sie vor sich hin und betrachtete sie lange und sinnend. Dann öffnete er ein Kuvert, das größer und schwerer war als die andern. Er ahnte, was es enthielt: Florencens Bild. Da stand sie vor ihm, lächelnd, lieblich, Glück verheißend, jedes Glückes würdig. Auf dem Rücken waren die Worte niedergeschrieben: „Ihrem einzigen Liebling, Floï." — O des Jammers! Er behielt das Bild in der Hand, ohne eine Miene zu verziehen. Seine Augen wurden nicht feucht, aber in seinem Blick lag zehrender Gram, trostloser als Tränen. — Es dauerte Monate, ehe er alle Briefe durchgelesen hatte. Ihre Zahl war nicht groß, aber bei jeder Zeile, die er las, hielt er inne, jedes Wort der Liebe und Zärtlichkeit — und die Briefe enthielten wenig andres — schnitt ihm in das Herz. Doch wahrte er die Briefe wie seinen köstlichsten Schatz.

Oftmals in den ersten Jahren seiner Einsamkeit war der Gedanke in ihm aufgetaucht, aufzubrechen, nach Amerika zu reisen, Florence zu suchen und Verzeihung von ihr zu erbitten. Aber dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung. Er scheiterte anscheinend an vielen kleinen, wertlosen Bedenken, in Wirklichkeit an seiner Mutlosigkeit. Denn er glaubte nicht mehr an sein Glück. Seine Verzweiflung war keine laute, mitteilsame, aber sie umhüllte ihn wie mit einem schweren, dunkeln Mantel, und hielt ihn zurück, einen Entschluß in eigner Sache zu fassen und auszuführen. — Wozu? Er hatte sein Glück verscherzt; nun lag ihm ob, den Verlust ohne Klagen zu tragen.

Gegen Ende der siebziger Jahre riefen ihn Geschäfte nach Berlin, und er sah wieder seinesgleichen, Bekannte und Freunde. Ihre Gesellschaft war nicht imstande, ihn zu erheitern, aber sie gewährte ihm einige Zerstreuung. Seitdem wiederholten sich diese

Besuche in Zwischenräumen, die mit der Zeit kürzer wurden. — Er lebte in der Hauptstadt in einer geräumigen Wohnung, in der er als Knabe mit seinen Eltern, und nach dem Tode seiner Mutter, die er jung verloren, mit seinem Vater gelebt hatte. Er befand sich wohl in den mit alten Möbeln gefüllten Räumen, an die sich für ihn seine Jugenderinnerungen knüpften. — Wie schön hatte er sich das Leben geträumt, und wie schön hätte es werden können! Nun schlich er einsam durch die öden Gemächer. Wie man sein Bett macht, so liegt man! Er mußte Ruhe suchen auf einem Lager von Nesseln und Dornen.

Eines Abends, im Jahre 1884, als Wildhagen in einen Konzertsaal getreten war, wie er dies häufig tat, wenn er in Berlin lebte, sah er, einige Reihen vor sich sitzend, einen kleinen Mann, dessen Gestalt ihm bekannt erschien, und als jener sich während einer Pause umwandte, da erkannte Günther in ihm den ehemaligen Vertrauten Irenens, den alten Wendt. Das schlichte gelbe Haar war jetzt mit weißen Fäden dicht durchzogen, und das gelbliche, vertrocknete Gesicht von unzähligen Falten gefurcht, aber die blauen Augen sahen noch lebhaft und beobachtend hinter der scharfen Brille hervor, die sie auffallend groß und glänzend erscheinen ließ. Sie schweiften auch über Wildhagens Gestalt, aber sie glitten gleichgültig weiter, ohne den alten Gast des Hotel Brô erkannt zu haben.

Nach dem Konzert wartete Wildhagen am Ausgange des Saales auf Wendt und redete ihn an:

„Sie haben mich nicht erkannt, lieber Wendt!"

Das Ohr des alten Musikers hatte ein besseres Gedächtnis als sein Auge. Eine Sekunde nur schien er überrascht, dann sagte er freudig:

„Ich erkenne Sie wohl, Herr Baron; es freut mich, Sie wiederzusehen. Wie geht es Ihnen?"

Günther bat Wendt, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, was dieser bereitwillig annahm. Nach einer Weile saßen sich die beiden dort gegenüber an einem kleinen Tische, der mit einer frugalen Abendmahlzeit bedeckt war. Der alte Mann sprach der Flasche tüchtig zu. Sein Gesicht rötete sich, und er wurde gesprächig.

„Sie glauben gar nicht, wie ich mich freue, Sie wiederzusehen, Herr von Wildhagen. Sie erinnern mich an alte, schöne Zeiten."

‚Schöne Zeiten!' dachte Wildhagen. ‚Wendt sah damals traurig genug aus.' Aber er behielt seine Gedanken für sich. Er wollte von Irenen hören, und er steuerte diesem Ziele auf Umwegen zu.

„Was ist aus dem Vicomte Dessieux geworden?" fragte er.

„Dessieux, Dessieux! Ach ja, jetzt besinne ich mich! Ein guter, kleiner Mann, einer der besseren von unsern Gästen. — Gefallen vor Paris, mein lieber Baron, gefallen in dem letzten Ausfalle — am neunzehnten Januar, wenn ich nicht irre."

„Und die d'Estompières und Neubauers?"

„Zwei glückliche Pärchen! Madame Josephine erfreut sich nicht gerade des besten Rufes, aber sie ist zweifelsohne eine der schönsten Frauen von Paris, und das genügt dem Baron, der alt und dick und kahlköpfig geworden ist. Er ist stolz auf seine schöne junge Frau und behängt sie mit Gold und Perlen und Diamanten wie ein Heiligenbild. — Kinderlose Ehe! — Bei den d'Estompières sind dagegen Kinder, drei oder vier. Es interessiert mich nicht besonders; Sie wohl auch nicht?"

„Durchaus nicht. Wie geht es der Frau Prinzessin?"

„Sie ist majestätisch und herablassend wie immer, auch Prinz Andreas ist unverändert. — Wissen Sie,

Leute wie die Prinzessin und der Prinz, die kein Herz haben, die altern nicht. Sie brennen sich ganz langsam aus; heute sind sie noch frisch und gesund wie vor zwanzig Jahren, und am nächsten Tage konstatiert der Arzt, daß kein Öl mehr da ist. Dann erlöschen sie natürlich! So wird es der Prinzessin gehen, und auch ihrem Herrn Bruder, dem Prinzen Andreas. Dieser ist mir übrigens lieber als die Prinzessin. Er interessiert sich wenigstens für etwas: für Pferde und Geld. Der Prinzessin aber ist alles gleichgültig. Nur muß es im Hotel Brô ordentlich zugehen. Ihre Diener sind die bestgeschulten in Paris."

„Aber die eigentliche Wirtin des Hotel Brô, die Frau Marquise?"

Wendt sah Günther eine Weile stumm an.

„Sie scherzen!"

„Wieso?"

„Nun, Sie wissen nicht?"

„Was?"

„Sie ist tot — natürlich ist sie tot, seit sechs Monaten bereits, das heißt genau heute am dreizehnten November, seit sechs Monaten und fünf Tagen."

Er sagte dies so schnell, ohne nachzudenken oder nachzurechnen, daß es klar war, er hatte sich die Rechnung schon vorher gemacht.

„Sechs Monate fünf Tage," wiederholte Günther mechanisch.

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen. Sie ist am achten Mai dieses Jahres, abends um fünf Uhr gestorben."

„Woran ist sie gestorben?" fragte Günther tonlos. — Die Erinnerung an die bitteren Kränkungen, die sie ihm zugefügt hatte, war plötzlich erloschen. Er konnte nur daran denken, daß sie einst sein ganzes

Herz besessen und daß sie eine Zeitlang seine leidenschaftliche Liebe erwidert hatte.

Wendt sah sich scheu um, wie jemand, der sich vergewissern will, daß er nicht von Unbefugten belauscht wird; dann legte er sich vor und flüsterte heimlich, mit bedeutungsvollem Kopfnicken und Zwinkern der hellen Augen:

„Sie ist vergiftet."

„Vergiftet?" wiederholte Günther entsetzt.

„Ja, ja, vergiftet, wie ich Ihnen sage, vergiftet, nicht mehr und nicht weniger! Oh, sie war ein Bild des Jammers während der letzten Monate ihres jungen Lebens, schöner als je, von überirdischer Schönheit, abgemagert, blutlos, mit feuchtem, schwarzem Haar, tiefen Augen, die wie glühende Kohlen das bleiche Antlitz erleuchteten. Sie schleppte sich mühsam von einem Sessel zum andern, manchmal ans Klavier, aber sie konnte die Tasten nicht mehr berühren, jede Bewegung schmerzte sie." — Er hob plötzlich den Kopf und blickte Günther lebhaft und bedeutsam an. — „Wissen Sie — Ihr Lied, das traurige Lied, das sie gern hörte — ich mußte es ihr oftmals spielen. Und sie dachte an Sie, ja, während ihrer Krankheit dachte sie an Sie. Sie hatten es ihr angetan; aber sie war natürlich viel zu stolz, um das jemand anders als mir eingestehen zu können. Vor mir brauchte sie sich ja keinen Zwang aufzulegen, das wußte sie. Sie sprach häufig von Ihnen: wo Sie wohl sein möchten, ob Sie noch am Leben wären, und dann zum letzten Male am Tage vor ihrem Tode, am siebten Mai. Ich hatte das Lied auf ihr Verlangen gespielt. ‚Noch einmal!' sagte sie leise. Es war nach Tische, um acht Uhr abends, es war dunkel im Musikzimmer. Sie hatte kaum noch die Kraft, zu atmen, aber sie sang das Lied zu meiner Begleitung, mit ganz, ganz feiner,

dünner Stimme. Es waren kaum noch irdische Töne. Es drang zu meinen Ohren wie eine Stimme aus himmlischen Sphären. Und als ich geendet hatte, da saß sie eine Weile still, die Hände ineinander geschlagen, den Kopf gesenkt; und dann bewegten sich ihre Lippen, und ich vernahm Ihren Namen: ‚Günther, mein Leben!' hauchte sie."

Wildhagen saß wie betäubt. „Vergiftet!" wiederholte er; „erzählen Sie mir, wer hat sie vergiftet, wie ist es herausgekommen?"

„Hsch!" machte Wendt ängstlich. „Es ist nicht herausgekommen. Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der es weiß . . . Blanche van Naarden hat sie vergiftet."

„Blanche van Naarden? Ist es möglich? Wie ist es geschehen? Sprechen Sie!"

Wendt bog sich zurück, bewegte den Kopf und den erhobenen Zeigefinger der rechten Hand in verneinender Bewegung ganz langsam hin und her und sagte feierlich: „Forschen Sie nicht weiter; ich beschwöre Sie, forschen Sie nicht weiter."

Das ganze Wesen des kleinen, vertrockneten Mannes mit den glänzenden, großen, jungen Augen hatte etwas Absonderliches. Diese seltsame Vergiftungsgeschichte, von der er allein etwas wissen wollte, war unwahrscheinlich, unglaublich! Die Marquise war während ihrer langen Krankheit sicherlich von guten und gewissenhaften Ärzten gepflegt worden. Wäre sie eines geheimnisvollen Todes gestorben, so würde die Wissenschaft Verdacht geschöpft und geäußert, die aufmerksame Polizei eine Untersuchung angeordnet haben. — Der Tod ist in großen Städten, namentlich in den hohen Kreisen der Gesellschaft, mit vielen Förmlichkeiten umgeben. — Es war kaum denkbar, daß die Ärzte über die Ursache des Todes der Mar-

quise vollständig im unklaren geblieben sein sollten, während ein Laie dieselbe deutlich erkannt haben wollte. Und dann: welches Interesse konnte Wendt haben, seine Feindin, wenn diese eine Mörderin war, vor verdienter Strafe zu schützen? Deutete nicht im Gegenteil alles darauf hin, daß er selbst als ihr wütender Ankläger aufgetreten sein würde, wenn es ihm möglich gewesen wäre, seinen Verdacht auch nur einigermaßen zu begründen? — „Der Arme ist verrückt," sagte sich Wildhagen. Doch versuchte er, noch etwas mehr zu erfahren.

„Was ist aus Fräulein van Naarden geworden?" fragte er.

„Eines Morgens, etwa zwei Monate vor dem Tode der Marquise, war sie plötzlich verschwunden, mit Wissen, vielleicht auch auf Befehl der Marquise und der Prinzessin, denn keine der beiden Damen hat den Namen Blanche seitdem wieder ausgesprochen. — Sie erinnern sich, die Herrschaften im Hotel Brô waren wortkarge Leute. Ich hatte mit der Zeit ihre Gewohnheiten angenommen; auch wußte ich, daß ich weder von der Marquise noch von der Prinzessin Antwort auf eine Frage über Blanches Abreise bekommen haben würde, wenn man mir Bescheid darauf vorenthalten wollte. Die Damen sagten eben nur, was ihnen behagte. — Ich konnte durch den Mann, der mich bediente, feststellen, daß Fräulein van Naarden an jenem Morgen das Haus mit Koffern und Kisten in aller Frühe verlassen hatte. Wohin sie gezogen war, wußte man mir nicht zu sagen. Ich denke mir, sie lebt noch in Paris; auch sollte es mich nicht wundern, wenn sie wieder eine gute Stelle gefunden hätte: denn klug war sie, auch hatte sie manches gelernt, und sie war vollständig gewissenlos. Sehen Sie, Herr Baron, ich bin kein harter Mann, aber

wenn ich die Elende zu Tode martern lassen könnte, ich täte es. Sie hat es tausendmal verdient!"

„Er ist verrückt!" wiederholte sich Wildhagen. — „Wo ist die Marquise beerdigt?" fragte er laut.

„Sie ruht in Rom in der prinzlichen Familiengruft. Ich habe den Sarg von Paris nach Rom begleitet. Und während der Totenmesse saß ich oben auf der Orgel, und als sie den Sarg zur Kirche hinaustrugen, da habe ich das Lied gespielt, das sie am meisten liebte: Ihr Lied, Herr Baron!"

Eine lange Pause trat ein, dann fragte Wildhagen: „Werden Sie noch einige Zeit hierbleiben?"

„Nein, ich reise morgen ab."

„Nach Paris?"

„Was sollte ich in Paris tun? — Ich gehe nach Rom — natürlich!"

Mit jenem Tage schwand jede Bitterkeit aus Günthers Herzen. Er konnte nun auch Irenens in stiller Trauer gedenken. Daß die stolze Frau ihn nicht vergessen, vielleicht ihr Unrecht gegen ihn eingesehen hatte, erfüllte ihn mit tiefer Wehmut; und um ihrer Liebe willen und weil sie vor ihrem Tode nach ihm verlangt, verzieh er ihr, daß sie sein Glück zerstört hatte; ja, er verzieh es nicht nur — er vergaß es. Gleichzeitig aber erwachte in seinem Herzen ein großes Sehnen nach Florence Gilmore. Er mußte in Erfahrung bringen, wie sie das Unglück ertragen, das er verschuldet hatte. Es wurde ihm leicht, sich Empfehlungen an eine Vertrauensperson in Amerika zu verschaffen. Dieser schrieb er zu Anfang des Jahres 1885 und bat, in ganz unauffälliger Weise Erkundigungen über die Gilmores einzuziehen und ihm das Ergebnis derselben mitzuteilen. Er beschrieb die Verhältnisse und Beziehungen jener Familie so genau, daß die Gefahr einer Verwechslung ausge-

schlossen war. Drei Monate später, als er sich schon wieder nach Wildhagen zurückgezogen hatte, erhielt er endlich Antwort auf seine Anfrage.

„Es hat einige Zeit gekostet, die von Ihnen gewünschten Erkundigungen einzuziehen, und ich habe Ihnen deshalb nicht früher schreiben können; nun kann ich aber vollständig berichten, und das, was ich Ihnen sage, als richtig verbürgen. — Herr und Frau Gilmore besaßen zwei Töchter. Die älteste, Bella, hat sich im Jahre 1869 mit einem hiesigen Kaufmann, Herrn Conrey, vermählt und lebt noch heute mit diesem vereint, in glücklichen Verhältnissen, in Neuyork. Herr Gilmore, der in San Franzisko ansässig war, ist daselbst im Jahre 1876 in vorgerücktem Alter verstorben. Seine Frau hat sich darauf mit ihrer zweiten Tochter, Florence, nach Boston zurückgezogen, wo sie bis zum Tode dieser jungen Dame, der im vergangenen Jahre erfolgt ist, im Kreise ihrer Verwandten und Freunde gelebt hat. Seitdem wohnt Frau Gilmore in Neuyork bei ihrer ältesten Tochter, Mrs. Bella Conrey. Beide Damen stehen in hohem Ansehen in der besten hiesigen Gesellschaft. Herrn Conrey schildert man mir als einen reichen und tüchtigen Kaufmann von makellosem Charakter. — Die jüngere Schwester, Florence, ist unvermählt gestorben. Sie war, wie man mir mitteilt, seit längeren Jahren leidend und in ihrem Kreise außerordentlich beliebt, wennschon sie sehr still und zurückhaltend gewesen sein soll."

Wildhagen legte den Brief vor sich nieder, nachdem er ihn mit feierlicher Aufmerksamkeit durchgelesen hatte, und saß lange nachdenklich da. — So waren sie alle tot, an denen sein Herz gehangen und die es gefüllt hatten: sein Vater, Irene, Florence. Vor ihm aber lag noch ein langes Leben.

Er hatte sich schwer vergangen und schwer war seine Sühne.

Im darauffolgenden Winter, als Wildhagen wieder in Berlin weilte, führte ihn der Zufall mit einem alten Bekannten aus der Pariser Zeit zusammen, den er seitdem beinahe vollständig aus den Augen verloren und der sich in der Zwischenzeit zu einem der ersten Plätze unter den lebenden Malern emporgeschwungen hatte. Es war ein stiller, ernster Mann, der Günther außerordentlich gefiel und mit dem er sich eingehender unterhielt, als seine Art war. Einige Tage darauf besuchte er ihn in seinem Atelier. Der Künstler zeigte ihm einige vollendete Bilder und andre, an denen er noch arbeitete. Wildhagen betrachtete sie mit dem aufmerksamen Auge des alten Jägers und Forstmanns, der viele Einzelheiten in der Natur sieht, die dem gewöhnlichen Beobachter entgehen. Der Maler erkannte dies sogleich, und als Günther von einigen selten schönen, alten Eiben sprach, die in seinem Forst ständen, da äußerte der Maler die Absicht, sich dieselben gelegentlich anzusehen.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," sagte Günther, „ich werde gegen Ende dieser Woche nach Wildhagen gehen. Begleiten Sie mich, und ich zeige Ihnen dann die alten Bäume. Sie sehen gerade jetzt, wo sie so nackt dastehen, mit ihren tausendfach seltsam verschlungenen Verästungen wunderbar greisenhaft und stark zugleich aus; man sieht ihnen an, daß sie wohl schon tausend Jahre leben und doch noch viele hundert Jahre fortbestehen mögen. Im Frühling und Sommer, wenn sie mit Grün bedeckt sind, wird dadurch dieser eigentümliche Eindruck verwischt."

Der Maler nahm die Einladung an, reiste mit Günther nach Wildhagen und verweilte dort länger als er beabsichtigt hatte. Das stille Haus am Rande

des Waldes gelegen, der düstere Forst mit seinen mächtigen, uralten Bäumen, die nahe, wilde Nordsee mit den zur Winterzeit trostlos traurigen Ufern gefielen seinem Künstlerauge; aber noch mehr beschäftigte seinen Geist der schweigsame, gastfreundliche Wirt. Der Maler fühlte sich in Wildhagen wie zu Hause, in dem sicheren Gefühle, dort gern gesehen zu sein und niemand zu stören.

Eines Abends saßen beide, Wirt und Gast, nach dem Essen in einem kleinen Zimmer, das Wildhagen während der kalten Jahreszeit am liebsten bewohnte, weil es dort heimischer war als in den andern, größeren Räumen des weitläufigen Gebäudes. Draußen kam der wilde Sturm von der See hergezogen und umkreiste heulend und schluchzend das alte Haus. Der Regen schlug klatschend an die geschlossenen Fensterladen; aber in dem kleinen Gemach war Sicherheit gegen das unwirtliche Wetter. Ein prasselndes Holzfeuer in dem mächtigen Kachelofen, dessen Tür halb geöffnet war, unterhielt in dem Zimmer gleichmäßige, behagliche Wärme. Vor dem Ofen schliefen zwei schöne Hunde, die besonderen Lieblinge des Barons aus seiner zahlreichen Meute; an den Wänden des niedrigen Zimmers hingen einige alte Kupferstiche, Gewehre, Hirschfänger und Jagdtrophäen verschiedener Art, mächtige alte Geweihe von Rot- und Damwild, die vom Großvater und Vater des lebenden Freiherrn, teilweise von diesem selbst heimgebracht worden waren. Auf dem Boden lagen Bären- und Wolfsfelle, und in den Zwischenräumen glänzte dunkel der gebohnte alte Estrich aus steinhartem, getäfeltem Holze. In der Mitte des Zimmers, auf einem altertümlichen Großvaterstuhle, eine Pfeife im Munde, in abgetragener grauer Jagdjoppe, die Beine übereinander geschlagen, den Blick sinnend in die Leere

gerichtet, saß Wildhagen. Der Maler, der ihm in einiger Entfernung gegenüber Platz genommen hatte und ihn seit geraumer Zeit ruhig beobachtete, ohne daß der andre etwas bemerkt hätte, unterbrach endlich eine lange Pause.

„Sie könnten mir einen Gefallen tun."

„Gern! Was wünschen Sie?"

„Diese Stube gefällt mir," fuhr der Maler fort, „mit Ihnen darin. Ich möchte aus dem Ganzen ein Bild machen. Wollen Sie mir dazu sitzen?"

Günther gab nicht ohne weiteres seine Zustimmung. Das Zimmer stand seinem Gaste zur Verfügung; er mochte es ganz oder teilweise zu einem Bilde benutzen, wie es ihm gefiele; aber ihm, Günther, behagte es nicht, als Modell zu dem Bewohner des Zimmers zu sitzen.

„Ich beabsichtige nicht, ein Porträt von Ihnen zu machen," entgegnete der Maler, „der Mann auf dem Bilde soll blaue Augen bekommen statt Ihrer grauen, auch werde ich ihn zehn oder fünfzehn Jahre älter machen und zwei bis drei Zoll größer als Sie es sind; nur den Ausdruck Ihres Gesichts möchte ich meinem alten Förster geben. Er paßt so gut zu der ganzen Umgebung. Niemand aber wird Sie darin erkennen, das verspreche ich Ihnen."

Darauf willigte Günther in den Wunsch seines Gastes; und so entstand ein Bild, das, seitdem es vollendet, von vielen gesehen und von allen, die es gesehen und verstanden, bewundert worden ist, und das manchen tief ergriffen hat.

So, wie der alte Jäger auf dem Bilde dasitzt, so muß man sich Günther jetzt und in zehn oder zwanzig Jahren vorstellen; einen in sich gekehrten, einsamen, stillen, aber nicht gebrochenen und auch nicht traurigen Mann. Die schweren Schicksalsschläge, die ihn ver-

wundet, haben ihn nicht hart gemacht; er ist milde geworden und mitleidig geblieben. Sein warmes Herz ist nicht erkaltet. Wohl ist die heiße, selbstische Liebe um des eignen Glückes willen, die einstmals darin loderte, zu Asche verkohlt und verloschen, und nichts kann diese Liebe erwecken und wieder anfachen; aber ein selbstloses Wohlwollen für seine Umgebung lebt fort in seiner Brust. Er ist unermüdlich in der Sorge um andrer Wohlfahrt, und diese Sorge bringt ihm Frieden. Die Saiten seines Herzens, die unter dem Blick einer Frau erzittern konnten, sind zerrissen; er lebt nicht mehr dem eignen Glücke, der Wahl, sondern der Aufgabe, der Pflicht. Und so ist sein Leben wohl freudenarm, aber es ist nicht leer, und er wird es ohne Klagen tragen — bis zum Ende. Der Gedanke, seinem Dasein gewaltsam, vor dessen natürlichem Abschluß, ein Ende zu machen, ist ihm nie gekommen; aber der Tod, den er, ohne ihn zu suchen, ruhig erwartet, wird ihm ein Erlöser sein. — Das Bild Irenens, die ihm Glück schuldete und ihn unglücklich gemacht hat, ist in seiner Erinnerung nicht erloschen, doch steigt es nur noch selten, in Zwischenräumen, die immer größer werden, ernst und schön vor seines Geistes Auge auf; aber an Florence, die ihm ihr Glück anvertraut hatte, der er Glück schuldete und die er unglücklich gemacht hatte, denkt er mit unerschöpflicher Wehmut und Zärtlichkeit. Ihr Bild mit den Worten: „Meinem einzigen Lieblinge!“ steht zwischen dem seines Vaters und dem seiner Mutter. Sein letzter Blick, ehe er sich des Abends zur Ruhe begibt, weilt auf den Bildnissen der drei geliebten Toten, und ihr Andenken lebt unzerstörbar in seinem Herzen, bis er sich zu dem Schlafe niederlegen wird, aus dem auf Erden kein Erwachen ist.